P. o. germ. 1420 dd (1, 2

Paul.

Erster Band.

Paul.

Von

A. v. Sternberg.

Motto:
Laßt uns alle edlen Kräfte unseres Geistes und Herzens anwenden, um der tyrannischen Macht des Goldes entgegen zu wirken.
Zeitstimme.

Erster Band.

Leipzig.
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1845.

524. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Capitel.

Der Leser macht die Bekanntschaft einer Familie, die sich eben nicht sehr durch Einigkeit und gutes Vernehmen auszeichnet.

In einer der Marken des alten Westphalens stand vor zwanzig Jahren zurück, und steht vielleicht noch ein altes Haus von einer wunderlichen Bauart. Es war das Stammschloß der Barone von Brunswick, eines alten Geschlechts, das mit einer großen Anzahl verrosteter Wappenschilder und verstäubter Pergamentrollen gesegnet war. Die Familie gehörte zu den Aristokraten der guten alten Zeit, zu den freien und kühnen Lehnsträgern, die durch den Dienst an den Höfen der Fürsten nicht verweichlicht worden waren und mit ihren Bauern die rohen Sitten, aber auch die rohe Ehrlichkeit theilten. Bei der Invasion der französischen Moden und Gesinnungen waren jene abgelegenen Striche Deutschlands von der fremden Affectation und Unnatur ziemlich frei geblieben. Die Barone von Brunswick hatten dabei nur gewonnen. Die Geschichte nennt Einige dieses Stammes, die Reisen machten und fremde Höfe und Länder sahen; allein,

wie man vermuthen muß, ohne viel Nutzen und ohne sonderliches Glück; von Beschäftigung mit schöner Literatur oder Literatur überhaupt ist nirgends die Rede. Es ist kein Beispiel da, daß ein Baron von Brunswick die Grazien besang, oder in einen poetischen Musenalmanach Verse in antiken Silbenmaßen niederlegte; davon waren diese Herren keine Freunde. Das junge aufwachsende Geschlecht wurde in Waffen geübt, und da die keusche Lebensart der Eltern den Jünglingen und Jungfrauen gesunde Körper verlieh, so war man in Westphalen gewohnt, wo man kräftige und wohlgebildete Gestalten sah, diese, ohne viel zu untersuchen, Brunswicke zu nennen. Ebenso nannte man einige alte Herren, die nicht sterben wollten, und die man immer lustig und guter Dinge sah, Brunswicke. Die wenigsten hießen wirklich so; es war ein Gattungsname geworden für eine gewisse unverwüstliche Menschenraçe, die Krankheiten und zahllose Gebrechen der sterblichen Natur nur von Hörensagen kannte. Das war vor funfzig Jahren, heutzutage hat sich dies etwas geändert, obgleich die wesentlichen Erkennungszeichen des alten Geschlechts noch immer dieselben sind.

Das alte Schloß Brunswick lag auf einer mäßigen Erhöhung und zählte sechs schöne Landseeen und eine imponirende Kiefernwaldung zu seiner nächsten Umgebung. Es ist nicht zu leugnen, daß die Gegend einen einsamen und menschenfeindlichen Charakter hatte; aber die lebensfrohe und

tumultuarische Einwohnerschaft machte das alte Familienschloß gleichsam wider Willen guter Laune. Die Einförmigkeit der sechs Landseeen, die, wenn man sie ihrem eignen einsiedlerischen und mißvergnügten Charakter überlassen hätte, die Gegend nicht sehr belebt hätten, wurden durch die bunten Gondeln und häufigen Wasserpartieen, die die Familie unternahm, zu wahren Zierden der Landschaft. Das dunkle Kieferngehölz gab seine schwarzen Grübeleien auf, wenn der muntre Schwarm von flatternden geputzten jungen Mädchen in seine Schatten ihren Einzug hielt, und das melancholische Gebüsch von dem Gelächter und den Scherzen der Landschönen widerhallte. Unmöglich konnte eine alte Tanne, oder eine menschenscheue Kiefer bei ihrer gehässigen Stimmung beharren, wenn das behende Seil zur lustigen Hängeschaukel um ihre Aeste geschlungen wurde, und ein schönes frisches Mädchen, wie eine lebendig gewordene Waldblume, gestoßen von den Händen ihrer lachenden Gespielinnen, hin und her flog durch die grüne Dämmerung. Ebenso wurden die Wiesen und der Schloßgarten aus ihrer nachdenklichen Ruhe gestört. Schon schwieriger war es, die Hallen des alten Herrenhauses selbst zu beleben, denn sie waren von der Zeit und einigen, wenn gleich vorübergehenden Zerstörungsversuchen feindseliger Nachbarn so arg mitgenommen, daß es mehr Mühe und Geldmittel, als die Familie Brunswick daran wenden wollte, gekostet hätte, sie irgend leidlich zu restauriren. Man gewöhnt sich übrigens an eine gerunzelt

Mauer eben so leicht als an ein gerunzeltes Gesicht, wenn nur aus beiden Beständigkeit und Treue spricht, und beide Eigenschaften konnte man den Mauern des alten Familienhauses nicht absprechen. Das Corps de logis bildete ein festes, castellartiges Gebäude, das nach Weise der alten Schlösser in den Feudalzeiten in Vertheidigungsstand gesetzt werden konnte; die Flügel dieses kernhaften Bauwerks waren von spätern Zeiten hinzugefügt worden und von leichterer Structur. Einen und zwar den rechten bewohnte die Familie, den linken hatte man der Dienerschaft eingeräumt, und diese benutzte gerade so viel Räume, als sie den Ratten, der Zerstörungswuth des Wetters und dem Feuchtigkeitsprozesse abgewinnen konnte; denn es wurde kein Balken erneuert, keine Mauer ersetzt, keine Diele neu eingelegt. Im Castell, so wurde das Hauptgebäude genannt, gab man zuweilen Familienfeste, und wir werden gleich hören, wie ein solches in den alterthümlichen Räumen angeordnet ward.

Der alte Stamm der Brunswicke lebte im Zeitraume, da unsre Erzählung beginnt, noch in drei Brüdern fort und rühmte sich seiner grünen Gipfelknospe in der Person unsres Helden, der der einzige spätgeborne Sohn des alten Freiherrn Aurelius von Brunswick war. Dieser ehrenhafte Herr hatte es während eines langen Lebens zu nichts nur irgend Ausgezeichnetem oder Bedeutendem bringen können, obgleich er fortwährend den Anlauf zu einem Helden oder großen Staatsmann genommen. Er hatte ein großes Ver-

mögen zwar keineswegs durchgebracht, aber doch geschmälert, ohne dabei weder sich noch Andern irgend Vergnügen oder Vortheil gebracht zu haben. Er hatte sich mit lauter verunglückten Versuchen abgemüht, sich in der menschlichen Gesellschaft bemerkbar zu machen. Wir können aber nichts von ihm melden, als daß er einige Jahre Offizier war, jedoch in keine Schlacht kam, daß er darauf Diplomat wurde, aber keiner einzigen Verhandlung beiwohnte, daß er endlich gelehrter Forscher wurde, allein bei einer kolossalen Anhäufung von Manuscripten doch kein Buch zu Stande brachte, daß er endlich neue Erfindungen im Fabrikwesen machte, die man praktisch gänzlich unausführbar fand, und daß er jetzt, da er sechzig Jahre zählte, ein Sammler von Conchylien und Versteinerungen geworden war und auf diese Weise endlich ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein glaubte.

Dies war eine Behauptung, in der ihm seine Brüder, die mit ihm zusammenwohnten, nicht Recht gaben. Einer dieser Brüder hatte mit Ausnahme einiger Reisen ein ebenso nutzloses Leben geführt, und war, nachdem er in der Jugend ein großer Weltling gewesen, im reifern Alter ein contemplativer Pietist geworden. In seinen Augen war Aurelius ein feiger und leichtfertiger Sünder, der um ein paar gewundene Steinhörner dasjenige vergaß, was eigentlich noth thut. Der dritte und jüngste Bruder war ein tapferer Offizier gewesen, in Folge einer Verwundung jedoch lange

bettlägerig und später zum Krüppel geworden. Er nahm an den Vorfällen in der Familie wenig Theil und brachte seine meiste Zeit, wenn er nicht in seinem Zimmer bei der Flasche saß, auf freiem Felde zu, wo er den Arbeitern zusah und ihre Thätigkeit überwachte.

Der weibliche Theil der Familie bestand in unsers Helden Mutter, einer noch ziemlich jungen Dame von blühendem Aussehn und von sanftem Charakter, dann aus ihrer Schwester, einem ältlichen, rechthaberischen, buckligen Fräulein, von so feurigem Temperament, daß sie das ganze Haus in Flammen der Zwietracht und der Leidenschaft zu setzen vermochte. Sie vertrug sich weder mit dem Legationsrath, dem ältesten der Brüder, noch mit dem Pietisten, noch mit dem Major; sie brachte es sogar dahin, die sanften Eigenschaften der Legationsräthin in widersetzliche und aufrührerische Elemente zu verwandeln. Das einzige Wesen, das sie liebte, wenn das Wort Liebe je auf ein Wesen paßt, wie Fräulein Amelie es darstellte, war der junge Paul, der sechzehnjährige Sohn des Legationsraths. Ihn hatte sie als ihren einstigen Erben bezeichnet; aber sie änderte später diesen Entschluß, als sich ein großer, corpulenter geadelter Kaufmann einfand und sie zur Ehe begehrte. Fräulein Amelie nahm den Antrag an, nachdem sie sich mit ihrer Familie berathen, nämlich nachdem sie den Rath sämmtlicher Mitglieder gehört hatte, den geadelten Kaufmann nicht zu nehmen.

Wir haben gesagt, daß die Familie Brunswick sehr heiter und fröhlich lebte, und dies ist vollkommen wahr, doch nur dann, wenn man bedenkt, daß jedem Zank eine Versöhnung folgt. Nirgends in der Welt gab es aber mehr Familienzwiste, als in diesem alten Schlosse, und folglich auch nirgends mehr fröhliche und tumultuarische Aussöhnungen. Man war im Streit wie in der Freude gleich leidenschaftlich. Ein alter Familiensaal, dessen Wände der Onkel Lorenz, der Pietist, mit moralischen Sprüchen dicht beschrieben hatte, war gewöhnlich der Kampfplatz. Die Debatten wurden hier so heftig, indem Schwester gegen Schwester, Bruder gegen Bruder, Mann gegen Frau, Schwägerin gegen Schwager kämpfte, daß sogar ein oder das andere Mitglied der Familie gewaltsam durch eine Thüre verschwand, über die Onkel Lorenz in großen goldnen Buchstaben den Spruch geschrieben hatte: „Wie lieblich ist's, wenn Brüder einträchtiglich beisammen wohnen.“ Später, wenn die Wogen des Kampfes sich gelegt hatten, wurde denn dieses verhöhnte und mißhandelte Opfer im Triumph und unter tausend Liebkosungen wieder eingeholt und beim Versöhnungsschmause an den obersten Platz gesetzt.

Am öftersten traf das Loos, vor die Thür gesetzt zu werden, den Pietisten, weil er schwächlich war und weder mit der Rede noch mit der That recht vorwärts kam, am seltensten den Major, der, wenn das Geschrei der Frauen, die Scheltworte der Brüder zu arg wurden, sich an die

Wand lehnte und drohend seine Krücke über die Häupter der feindlichen Partei schwang. Die vertrautern Gäste wurden bei ausbrechendem Kampfe Bundesgenossen entweder der einen oder der andern Partei. Neutral zu bleiben wurde nicht gestattet. Die Formen der Höflichkeit und der Sitte wurden ohne Bedenken dem großen homerischen Kampfe, der sich in dem alten freiherrlichen Olymp zwischen dessen gebietenden Gottheiten erhob, geopfert.

Es bleibt uns noch zu bestimmen, welche Stellung der junge Paul bei diesem Kampfe einnahm; sie war leider keine sehr ehrenwerthe. Trotz des Befehls, neutral zu bleiben, schlug er sich bald zu der einen, bald zu der andern Partei, und öfters gelang es ihm durch nicht zu ermittelnde geheime Intriguen, den Kampf um ein gutes Theil zu entflammen und zu verlängern.

Zweites Capitel.

Familienberathung auf dem alten Schlosse Brunswick.

Der Umstand, daß unser Held sichtbar heranwuchs, machte, daß die drei Freiherren über seine Zukunft nachdachten und Pläne entwarfen. Unmöglich konnte ein Gegenstand von solcher Wichtigkeit den Frauen auf Schloß Brunswick entzogen werden, und ebenso wäre es ungebührend und äu-

ßerst kaltsinnig gewesen, die nächsten Verwandten und Freunde von einer Berathung auszuschließen, welche die künftigen großen Geschicke eines Brunswick's vorbereitete. Es versammelten sich also an einem Tage sechs Ehrenmänner mit den zu ihnen gehörenden Frauen, Söhnen und Töchtern. Ganz zuletzt, als die Versammlung schon vollzählig war, kam noch ein Mann von mittlern Jahren angeritten, den man den Rittmeister nannte. Er trug einen übergroßen Schnurrbart, ritt ein sehr wildes Pferd und hatte die Blicke beständig auf die jungen Damen gerichtet, wobei er auf eine höchst auffallende Weise das Dasein ihrer Väter, Brüder und Mütter ignorirte. Der Rittmeister war der Gönner und Bundesgenosse Paul's, und bei seinem endlichen Erscheinen schlug das Herz unsers Helden höher, und er machte von seinem Versteck aus dem Rittmeister ein Zeichen, das dieser nicht ermangelte zu erwiedern. Paul hatte nämlich die strenge Weisung erhalten, während der Versammlung sich nicht in der Nähe derselben blicken zu lassen; dies hatte zur Folge, daß unser Held auf den Einfall kam, sich in die Höhle des alten Uhrkastens, der in der Ecke des Familiensaals stand, zu versenken und von Zeit zu Zeit durch die halbrunde Oeffnung aufmerksame Blicke auf die Versammlung zu richten. Nur dem Rittmeister hatte er das Geheimniß seiner Gegenwart verrathen und verfehlte nicht, sich in lebhaften Rapport mit ihm zu setzen durch wundersame geisterhafte Töne, oder durch Grimassen, die er hinter der Oeffnung

schnitt, wogegen der Rittmeister wieder gewisse Zeichen und Pantomimen mit der Hand machte, die er hinter dem Rücken des Onkels Lorenz auf dessen Stuhl lehnte, und die jedesmal ein ersticktes dumpfes Gelächter im Innern des Uhrkastens zur Folge hatten.

Die Berathung nahm ihren Anfang. Der Legationsrath, der sich die Geschicklichkeit, Reden aus dem Stegreif zu halten, beimaß, gab eine kleine historische Skizze von der Familie Brunswick, ihrem ersten Erscheinen in nachweisbaren Urkunden, ihrer Verbreitung und endlich ihrer Wirksamkeit. Der letzte Punkt war sehr schnell erörtert. Der Legationsrath ging jetzt auf die neue und neueste Zeit über, machte schroffe Bemerkungen über den Verfall des Adels, die allgemeine Niedergeschlagenheit erregten, und erhob dann die gebeugten Gemüther mit der tröstlichen Aussicht, daß der Adel sich unfehlbar in kürzester Zeit glorreich wieder emporrichten werde, und wenn dies geschehe, daß dann die Brunswicke einen nicht geringen Antheil an diesem freudigen Ereignisse haben würden. Die Versammlung stieß einige: Das wollte Gott! Wir wollens hoffen! mit gläubiger Ergebung aus.

Bis hierher war Alles friedlich gegangen, nun aber glaubte der Legationsrath die Verpflichtung zu haben, als Vater eines so hoffnungsvollen Sohnes, auch Einiges von seinen eigenen Verdiensten mit Bescheidenheit zu erwähnen. Kaum hatte er jedoch hiervon angefangen, als ein mißvergnügter Husten seiner beiden Brüder ihn sofort unterbrach.

Diese boshafte Störung, die ein beifälliges, nicht minder boshaftes Lächeln bei einigen Männern und Frauen der Versammlung hervorrief, brachte den Rath aus der Fassung und er unterließ das Eigenlob, indem er nur kurz hinzufügte, daß er wünsche, sein Sohn möchte in die Fußstapfen des Vaters treten.

Bruder Lorenz erhob sich und rief: „Das wünsche ich gar nicht." Darauf setzte er sich schnell wieder nieder und nahm eine Prise.

„Warum wünschest Du das nicht, Bruder Lorenz?" fragte der Rath in sanftem Tone und mit vollkommen würdevoller Fassung.

„Weil Dein Wissen Stückwerk ist," sagte der Angerufene, „und weil Du immerdar das rechte Ziel verfehlt hast."

„Hast Du es denn erreicht, geliebter Bruder?"

„So weit eine unvollkommene Creatur es erreichen kann," entgegnete Lorenz und schlug die Augen nieder. „Wir sitzen Alle hienieden in Trübsal und Verwirrung."

Eine lange Pause entstand nach diesem Ausspruch; ein Paar der Brunswicke lächelten, die andern blickten ernsthaft und ungeduldig vor sich hin. Ein corpulenter Oberjägermeister, ein sehr achtbares Mitglied der Familie, stützte sich auf seinen Stock und rief: „Zur Sache!"

Der Major stampfte mit seiner Krücke auf den Boden und rief: „Die Frage ist: soll Paul Militär oder Civilist werden? Blaurock oder Schwarzrock!"

„Ja, das ist die Frage!" rief der Oberjägermeister, und mehrere jüngere Mitglieder der Versammlung bemerkten ebenfalls, daß dies die Frage sei.

„Vor allen Dingen, meine Freunde und Vettern," sagte der Legationsrath mit einem weltmännischen leichten und graziösen Lächeln, „muß Paul ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden; dies scheint mir die Hauptsache."

Bruder Lorenz sprang auf und bemerkte, daß ihm dies nicht die Hauptsache schiene.

„Und was würdest Du denn als die Hauptsache bezeichnen, theuerster Bruder?"

„Daß er ein Christ werde!"

„Ei zum Guckuck, das gehört nicht hierher!" rief der Oberjägermeister, indem er mit seinem Bambusrohr dem Boden einen furchtbaren Stoß versetzte. „Christen sind wir Alle; ich wüßte nicht, daß ein Mohamedaner oder Jude in unserm Kreise säße. Ich schlage vor, den Jungen auf eine Forstakademie zu schicken. Da hat er eine anständige Beschäftigung, und nicht jeder Lump kann es ihm nachthun, denn die Societät hält auf Reinigkeit und alte Namen."

Die Legationsräthin nahm schüchtern das Wort und bemerkte, daß dies auch ihr Wunsch sei, und zwei junge Cousinen bemerkten, daß die Forstuniform eine sehr kleidende und wie für Paul geschaffen sei. Paul warf ihnen aus dem runden Fenster ein Kußhändchen zu.

„Ich habe gegen den Stand durchaus nichts," rief der

Legationsrath, und wir haben nicht weit zu suchen, um eine Zierde desselben in der Person eines sehr geachteten Vetters zu begrüßen. (Der Oberhofmeister brummte vor sich hin: Gehorsamer Diener! Ich liebe keine Complimente.) Dennoch glaube ich, daß eine diplomatische Laufbahn —"

Der Major stieß mit der Krücke seinen Bruder etwas unsanft an und rief: „Ist nicht meine Meinung. Die Diplomaten sind Lakaienvolk, elende Egoisten, die öffentlich bezahlt werden und heimlich schlechte Streiche machen."

„Ich erinnere Dich, geliebter Bruder", bemerkte der Rath, indem er sich aufrichtete und gleichsam im vollen Glanze diplomatischer Herrlichkeit leuchtete, „an Lothar von Brunswick, der bei Unterzeichnung des westphälischen Friedens eine Rolle spielte."

„Und ich erinnere Dich", fuhr der Major auf, „daß dieser nichtswürdige Diplomat der einzige Schuft in unserer Familie war, denn er nahm Geld, um sein Vaterland zu verrathen."

Der Legationsrath entgegnete mit einem milden Lächeln: „Die Diplomatie modificirt den Begriff Vaterland auf eine äußerst feine Weise —"

„Ich liebe aber die grobe, ehrliche Weise; und zum Teufel! Paul soll kein Diplomat werden, da setze ich meine Krücke zum Pfande! Ich möchte fragen, wie es hier noch eine Frage geben kann? Er soll Soldat werden!"

„Ja, er soll Soldat werden!" riefen alle Männer im

Chor, den Bruder Lorenz ausgenommen. Es wurde ein freudiges Getrommel im Uhrkasten hörbar.

Der Legationsrath ließ den Sturm der militärischen Begeisterung erst verrauschen, dann begann er: „Es ist mir lieb, daß mein Sohn nicht gegenwärtig ist, um dreist bemerken zu können, daß ich in ihm nicht die Eigenschaften zum Soldaten finde.“ Paul sah aus dem Uhrkasten mit einem wüthenden Blicke seinen Vater an.

„Wie?“ riefen die Frauen, „glauben Sie, daß es ihm an Muth fehlt?“

Der Legationsrath zwinkerte äußerst schlau mit den Augen, ohne zu antworten. Eine große Aufregung zeigte sich in der Familie. Der Major sprang auf, schlug mit seiner Krücke wüthend auf den Tisch und schrie: „Der ist ein Schurke, der behauptet, daß es meinem Neffen an Muth fehlt!“ — Der ganze Kreis fuhr zusammen, und die jungen Damen versteckten weinend ihre Gesichter in die Tücher. Eine bange Stille herrschte um den Uhrkasten herum. Der Legationsrath nahm wieder das Wort: „Du mißverstehst mich, theurer Bruder, wenn Du meine vorsichtigen Andeutungen auf so rohe und ungeschickte Weise auslegst; ich habe keineswegs sagen wollen, daß es unserm Paul an Muth fehle, sondern —“

„Ich bitte“, rief der Major, sich, roth vor Zorn, an die Versammlung wendend, „auf diesen Schwätzer nicht mehr zu hören. Ich habe, es sei Gott geklagt! die Zeit meines Le-

bens hindurch Niemanden gekannt, der so wenig seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen und zu lenken weiß, als dieser Mann hier, der sich meinen Bruder nennt."

„Der Meinung bin ich ebenfalls," rief Lorenz.

„Ich kann dem leider auch nicht widersprechen," fügte Fräulein Amelie hinzu. Die Legationsräthin warf ihr einen wüthenden Blick zu und brach dann in Thränen aus; doch das Fräulein fuhr unbekümmert fort: „Wo fände man einen Vater, wie diesen, der seinem eigenen Sohne den Muth und die Fähigkeit, ein verdienstvoller Mann zu werden, abspricht? Dies ist, zum mindesten gesagt, abscheulich! O ich kann versichern, daß ich recht gerne aus diesem Hause ausscheide." —

„Und ich kenne Leute, die diese Freude theilen", sagte der Legationsrath mit einem Lächeln, das schon aufhörte, sanft und huldvoll zu sein.

Das Fräulein fuhr sogleich von ihrem Stuhle auf, und mit ihr erhoben sich zwei ältliche Cousinen, die von wahrhaft widernatürlicher Häßlichkeit und Magerkeit waren. Alle Drei riefen mit einer Stimme: „So! ei! das ist sehr fein, sehr artig!" Die Legationsräthin rief schnell: „Ja, liebe Schwester, das ist sehr fein, das ist sehr artig! Auf ein Betragen, wie das Ihrige, gehört keine andere Erwiderung."

„Ich werde dies meinem Bräutigam sagen!" rief das Fräulein.

Ein schallendes Gelächter brach hier aus: „Dem Krämer?" rief der Major. „Gut, meine Theure! Geh', mein Schätz-

chen und verklage uns bei ihm. Vielleicht schließt er uns aus Rache seinen Laden zu, wenn wir nach Kaffee und Zucker schicken."

Diese ungemüthliche Anspielung brachte die Braut außer sich vor Zorn und Erbitterung. Mit ihr zugleich erglühten die zwei magern Cousinen. „Ich trage darauf an, daß dieser rohe Mensch sogleich den Saal verlasse!" rief das Fräulein.

„Bruder Anton!" sprach Lorenz, „hebe Dich und verlaß unser frommes Haus! Du hast die Mägdlein durch Deine wilden Worte und noch wildern Mienen arg gekränket." — „Ich frage weder nach Euch, noch nach irgend einen Menschen auf Gottes Erdboden," polterte der Major. „Ich sage meine Meinung und damit Holla! Macht ihn meinetwegen zum Bettelbuben; um so mehr kann er hoffen, gewissen Vorbildern in der Familie ähnlich zu werden."

Diese Anzüglichkeit nahmen sich ein paar Vettern zu Herzen, die nicht im Ruf standen, große Reichthümer zu besitzen; sie erhoben sich mit ihren Familien und machten Miene, den Saal zu verlassen. Sogleich gerieth Alles in Aufruhr. Vergeblich wandte der Legationsrath alle feinen Mittel diplomatischer Auszeichnung an; das Gewitter brach los, und der Kampf begann. Amelie, im Gefolge ihrer zwei Jungfrauen, stürzte sich heldenmüthig auf den Major, den nur ein kleines Corps jüngerer Vettern vertheidigte. Das Gezänk wurde so allgemein, daß Niemand mehr sein eignes Worte hörte. Der Ober=

jägermeister stolzirte im Saal auf und ab, wie eine kolossale Bulldogge, während gleich seinen Windspielen die magern Gestalten des Bruder Lorenz und des Legationsraths um ihn herhüpften. Eine Gruppe Frauen hatte sich in einen Winkel zurückgezogen, um ungestört zu weinen. Der Rittmeister lachte laut, indem er seinen Pudel anrief und ihn über den Stock springen ließ; eine höchst unpassende Kunstproduction Angesichts eines so ernstlichen Familienkampfs. Jetzt hörte man die Thüre aufspringen und sah den Major verschwinden, dessen Krücke noch lange zwischen der Thürspalte sichtbar blieb, gleich wie das unbesiegte Schwert eines tapfern Ritters, der noch im Fliehen droht.

Diesen Augenblick hatte Paul zugleich zu seinem Triumphe ausersehen. Er stürzte, da der Tumult am ärgsten war, aus seinem Uhrkasten hervor, sprang mitten in die Versammlung, stemmte beide Arme in die Seite, schnitt eine Fratze und rief: „Rathschlagt nur immer zu; ich werde doch, was ich will!" —

Ueber die beispiellose Frechheit des Knaben verfiel die Versammlung auf einen Moment in ein schweigendes Staunen. Die Legationsräthin lief jedoch auf ihren Sohn zu, schloß ihn in ihre Arme und rief: „Da ist mein Paul! Da ist mein Liebling! Habt ihr noch das Herz, ihr fühllosen Männer, ihm den Muth abzusprechen?" —

Hiermit war die Versammlung aufgelöst.

Am Abend fuhren dieselben Menschen, die sich hier so

erbittert und feindselig gegen einander benommen hatten, unter Lachen und Scherzen auf dem See spazieren. Es waren in der That wunderliche Leute, diese alten Brunswicke, und ihre Freunde und Genossen nicht minder.

Drittes Capitel.

Paul verschreibt sich selbst seinen Erzieher.

Auftritte wie der oben beschriebene ereigneten sich nur, wenn die Brunswicke „unter sich" waren, das heißt, wenn Niemand sich gegenwärtig befand, der nicht im strengsten Sinne zur Sippschaft gehörte. War ein solches Wesen im Schlosse, so theilte die Familie ihm wohl ihren Frohsinn und Heiterkeit mit, nicht aber den Streit und Zank. Dieser blieb ganz eigenes Familiengut.

Wir kehren zu Paul zurück, der, nachdem er in der Versammlung den Sieg davon getragen hatte, sich jetzt belustigte, seine jungen Cousinen mit all den Lustbarkeiten des Landlebens, die zu schaffen und zu leiten in seinen Kräften stand, bekannt zu machen. Er führte die Flotte an, die sich auf dem See hinbewegte, er ordnete einen kleinen Jagdzug, wobei sich die jungen Landschönen beritten, in Schleppkleidern und Federhüten zeigten, dann brachte er eine kleine Illumination zu Stande, und als die ruhigen Stunden der Nacht er=

schienen, legten er und der Rittmeister ein Gespenstercostüme an und klopften an die Schlafkammerthüren der Damen, dumpfe Lieder singend und mit Ketten rasselnd. Alles das war äußerst aufregend und belustigend, völlig im Geschmack der jungen Damen, die einstimmig versicherten, die Familie amüsire sich nie besser, als wenn sie auf Schloß Brunswick zusammenkomme. Die eigentlichen Freuden sollten jedoch erst angehen, als man die Vermählung des Fräuleins Amelie feierte. Zu diesem Zwecke wurde der alte Rittersaal aufgeputzt und in Stand gesetzt. Ehe wir jedoch diese Festlichkeit beschreiben, müssen wir uns etwas genauer mit Paul beschäftigen.

Wir lernen in dem vierzehnjährigen Knaben einen trozzigen und wilden Sprößling des alten Stammes kennen. Alle Tugenden, aber auch so ziemlich alle Fehler der Brunswicke vereinigte Paul in sich. Zu den Tugenden gehörte sein Muth, seine Liebe zur Unabhängigkeit, sein angeborner Widerwille gegen Gemeines und Niedriges; die Fehler aber waren überwiegend, sie bestanden in grenzenlosem Trotz und Eigensinn, in wildem Jähzorn und unbändiger Leidenschaftlichkeit und in dem Mißbehagen an jeder Art von Gehorsam oder Unterwürfigkeit. Seine Körperbildung war für einen Knaben seines Alters nicht sehr vorgeschritten, doch war sie gesund und kräftig. Dunkles, stark gekraustes Haar wogte ohne Ordnung und Zierlichkeit um Wange, Hals und Nacken. Die ungewöhnlich tief liegenden Augen

hatten etwas Finsteres, konnten aber einen überraschenden Ausdruck von Zärtlichkeit und Freude annehmen; ebenso zeigten der Mund, die frischen Wangen, das runde Kinn das Bild kräftiger, aber dabei nicht unschöner Jugend. Das Wilde und Herrische verleugnete sich aber dabei nirgends; sie waren besonders in Stellung, Bewegung und Stimme erkennbar. Die Befehle dieses jungen Machthabers donnerten oft über den ganzen alterthümlichen Schloßhof hinüber, um dem entfernten Flügel, wo die Dienstboten wohnten, vernehmbar zu werden. Auf dem Felde, im Walde, auf den Jagden bahnte sich trotz Windesbrausen und Entfernung seine Stimme den Weg. Stolz auf diese Kraft, bildete er sich zu einem unleidlichen Schreier aus; Alles, was er sprach, klang wie ein Befehl. Gleiche Energie entwickelte er in den körperlichen Fertigkeiten, die man ihm schon früher beibrachte. Er tummelte sein Pferd trotz des besten Reiters und machte lange und beschwerliche Ritte, ohne zu ermüden. Er lenkte die kleine Chaise, in der seine Mutter und ein paar junge Damen öfters ausfuhren, mit einer wilden Keckheit, und dennoch vertraute man sich ihm gern, denn seine Geschicklichkeit, seine Gegenwart des Geistes in Gefahr hatten Proben bestanden. Im Lenken eines Segelfahrzeuges von ziemlicher Größe war er Meister, und kein Schwimmer der Umgegend übertraf ihn an Künsten auf und unter dem Wasser. Sein Lehrer war der obenerwähnte Rittmeister gewesen, der überhaupt mit dem heranwachsenden Jünglinge

ein Herz und eine Seele war. Man sah zwischen einem fast vierzigjährigen Manne und einem vierzehnjährigen Knaben nie ein Bündniß so dauernder und zärtlicher Art. Paul's störriger Sinn nahm nur vom Rittmeister eine ernste Weisung an, und der Rittmeister dagegen ertrug nur von seinem Liebling und Schützling gewisse Neckereien, die er bei jedem Andern streng gerochen haben würde. Wenn die Familie etwas bei dem Knaben durchsetzen wollte, so nahm man seine Zuflucht zum Rittmeister, und dessen Methode, halb spielend, halb spottend seine Meinung anzubringen, verfehlte nie ihre Wirkung. Man sah die Freunde nie mit einander ernsthaft oder sehr ausführlich sprechen, das war weder des Einen, noch des Andern Art, sondern wenige Worte, öfters nur Zeichen genügten. So hatte der Rittmeister eine eigenthümliche Art, mit dem Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand seinen Schnurrbart zu drehen; dies galt Paul für eine feste Willensäußerung, die er auf gleiche Weise durch einen kurzen unwilligen Laut, ein Zwinken mit den Augen oder einen raschen Kopfnick erwiederte. So sah man diese Beiden sich oft Stunden lang unterhalten, ohne daß einem Zeugen irgend ein Sinn der Verhandlung deutlich wurde.

Mit seinen beiden Oheimen lebte Paul in offenem Zerwürfniß. Bei Beiden ließ er es an dem erforderlichen Respect und der Unterwürfigkeit fehlen, seinem Vater gehorchte er nur, wenn ihn die Bitten seiner Mutter, denen er selten

widerstehen konnte, dazu zwangen. Der Legationsrath seufzte über diesen Trotz seines Sprößlings, er hielt ihm lange und wohlgesetzte Reden, aber völlig ohne Wirkung; endlich nahm er seine Zuflucht wie alle Andern zum Rittmeister.

Mit mehr Glück und Selbstständigkeit bearbeitete die Tante das störrige Erdreich, und es gelang ihr, hier und da eine hübsche Blume zu pflanzen oder eine gute Frucht zur Reife zu ziehen. So waren Paul's geringe wissenschaftliche Kenntnisse lediglich ihr Werk. Sie hatte dem Knaben Interesse für Reisebeschreibungen, Völkergeschichte und Geographie beigebracht, dann hatte sie mit ihm den Robinson Crusoe und die Insel Felsenburg gelesen, zwei schöne und die Entzückungen der Kinderwelt immer neu erregende Werke. Sie hatte ihm endlich auch etwas Französisch und Englisch beigebracht, damit waren aber die äußersten Werke ihrer Erziehungswirksamkeit erreicht, und sie trug darauf an, daß ein Hauslehrer berufen werde. Der Legationsrath bemühte sich um einen solchen, und als man ihm einen jungen Mann in Vorschlag gebracht, hielt er es für Pflicht, dem künftigen Erzieher eine kleine Musterkarte der guten und schlimmen Eigenschaften seines Zöglings aufzusetzen. Dieser Brief fiel Paul in die Hände, er öffnete ihn, durchlas ihn und zerriß ihn. Zugleich ergriff er die Feder und schrieb selbst im Namen seines Vaters folgenden Brief:

Mein Herr.

Die Anforderungen, die Sie mir stellen, sind billig und ich nehme sie ohne Einschränkung an. Sie werden Ihren Einzug in ein ehrenwerthes Haus halten, und eine unbescholtene achtbare Familie wird Sie in ihren Kreis aufnehmen. In Betreff ihres Zöglings, meines Sohnes, muß ich jedoch einige nöthige Warnungen, Winke und Fingerzeige Ihnen geben, die Ihrem künftigen Betragen gegen den Knaben zur Richtschnur dienen mögen. Mein Sohn ist gleichsam ganz ohne Unterricht und Erziehung aufgewachsen. Weder ich noch meine Angehörigen hatten Zeit und Neigung, uns viel mit ihm zu beschäftigen; es ist darum ein störriger, eigensinniger und über alle Begriffe herrschsüchtiger und despotischer Wildfang, mit dem Sie es zu thun haben werden. Er spottet jeder Drohung, und Sie werden die äußerste Strenge anwenden müssen, um ihn zur Beachtung Ihrer Vorschriften und zu einem irgend ausreichenden Gehorsam zu bringen. Hüten Sie sich, wenn Sie diese Kraft nicht haben, die Stelle anzunehmen, Sie werden die Zielscheibe des Spottes und der Verachtung desjenigen werden, dem Sie Vorbild und Leiter sein sollen. Betreten Sie nicht die Schwelle meines Hauses, wenn Sie nicht ganz gewiß Ihrer Sache sind, daß Sie mit meinem Sohne fertig werden. Ich warne Sie, mein Herr! Ihr Rückzug wird schimpflich und beschämend sein, und die Fehler meines Sohnes werden dann um das Doppelte sich vergrößern. —

Der Brief wurde abgeschickt, und Paul rieb sich erfreut die Hände, indem er vor sich hin murmelte: „Er wird nicht kommen, er wird nicht wagen, mit mir anzubinden! Mein Vater hatte mich noch viel zu glimpflich und zart geschildert; ich hab' ihm die reine Wahrheit eingeschenkt, wenn er doch kommt, so will ich ihm zeigen, daß kein Wort im Briefe übertrieben ist."

Auf diese Weise verschrieb sich Paul selbst seinen Erzieher.

Wenige Wochen vor der Familienversammlung, die wir geschildert haben, war dieser Hofmeister angelangt, und kaum angelangt, hatte er sich auch schon wieder entfernt. Paul hatte ihn in die Flucht geschlagen und mehr als Paul der Rittmeister. Gleich die ersten Lectionen hatte dieser mit angehört und während des Vortrags fortwährend mit Paul Zeichen gewechselt. Das Höhnen und Necken wurde immer ärger. Paul bestand bei einem Examen, das der Candidat hielt, sehr schlecht, am Nachmittage darauf brachte er seinen Examinator dazu, ein störriges, wenig geschultes, Pferd zu besteigen. Der Rittmeister und Paul setzten ihre Pferde in vollen Lauf, und der Candidat, der sie einholen wollte, stürzte herab, beschädigte sich bedeutend und hütete einige Tage das Zimmer. Der Rittmeister und Paul triumphirten. „Hat er mich durchfallen lassen," rief der Letztere, „bei dem Examen, das er angestellt, so hab' ich ihn wieder durchfallen lassen bei dem, welches ich mit ihm angestellt. Wahrlich, für jeden Streich, den er mir spielt, will ich ihm einen dagegen spielen." Der gute Candidat fuhr fort, dieser

Art „Streiche" zu spielen; denn dazu war er ja da. Er forderte von seinem Zöglinge eifriges und anhaltendes Sitzen bei den Büchern, und grade das war Paul am meisten verhaßt. Er liebte das „Im Wald und Feld zu schweifen — mein Liedchen wegzupfeifen" über alle Maßen. Der Candidat, als ein verwöhnter Städter, saß gern warm in sichrer Stube, las und schrieb viel, und aß und trank, wo es sein konnte, in starkem Maße. Paul und der Rittmeister verbitterten und verkürzten ihm diese Genüsse, wo sie nur konnten. „Wenn er mir nicht mein Leben, so wie ich's liebe, gönnt, so will ich ihm das seinige auch nicht gönnen," rief der Zögling höhnend. Die jungen Cousinen, die auf Schloß Brunswick zum Besuch kamen, hatten ein unbeschreibliches Ergötzen daran, Paul mit seinem Erzieher verkehren zu sehen. Der Candidat, der selbst noch jung war und Anspruch machte, bei den Frauen zu gefallen, fand eine Menge kleiner, boshafter Widerwärtigkeiten auf seinen Weg gestreut, wo er sich nur zeigte. Wollte er das Lenken eines Kahnes übernehmen, so mißglückte dies schmählich, wollte er ans Ufer springen, so gerieth er ins Wasser, kam er ins Wäldchen, so verirrte er sich; alles dieses zum Theil aus eigner Ungeschicklichkeit, noch mehr aber auf Veranlassung seiner beiden Plagegeister, des Rittmeisters und Paul's. An Hohn und Spott fehlte es dann niemals. Der Candidat beklagte sich beim alten Freiherrn, dieser jedoch sagte: „Ich habe Sie von den Eigenschaften meines Sohnes in Kenntniß gesetzt,

meine Schuld ist's nicht, wenn Sie überrascht und verwundert sind." Der Candidat konnte nichts weiter thun, als um seinen Abschied einkommen, und dieser wurde ihm gewährt. Als er fort war, schritt man zu der Familienberathung, die, wie wir gehört haben, eben so erfolglos blieb.

„Mein Freund," sagte eines Abends, als sie Beide durch die Tannenwaldung nach Hause ritten, der Rittmeister zu Paul; „ich habe Dich von einem lästigen und ungeschickten Pedanten befreien helfen, aber glaube nicht, daß ich der Ansicht bin, Du seist schon klug genug, um nichts mehr lernen zu dürfen."

„Wie meinen das Ew. Hochwohlgeboren?" fragte Paul spitz.

„Guter Junge, ich meine, daß Du eben noch vollkommen ein Bauertölpel bist."

„Wenn das ist, so mache ich meinem Lehrmeister Ehre," entgegnete Paul, sich höflich und tief vor dem Rittmeister verneigend. Dieser lachte und gab seinem Pferde einen tüchtigen Schlag mit der Reitpeitsche. Eine Weile ritten Beide schweigend neben einander.

„Schöner Mondschein, Herr Rittmeister!" begann Paul und zeigte mit dem Stiel seiner Reitgerte auf den Mond.

Der Rittmeister sah nach der entgegengesetzten Seite in den dichten Wald hinein. „Dein Vater hat mit mir gesprochen;" sagte er nach einer Pause, ohne sich zu Paul hinzuwenden.

„Alte Geschichten!“ erwiderte Paul und starrte fortwährend in den Mond hinauf.

„Diesmal bin ich seiner Ansicht,“ bemerkte der Rittmeister, indem er seine Stimme bedeutend erhöhte.

Paul lenkte rasch sein Pferd zu seinem Freunde hin, und sich ihm anschmiegend, sagte er in einem zugleich spottenden und zärtlichen Tone: „Du, seiner Ansicht? Ei, so laß doch hören. Ich sehe, die Sache wird gefährlich. Was habt ihr denn über mich beschlossen, ihr weisen Herren? Soll ich nach Neu-Süd-Wales, um dort eine Colonie ursprünglicher Christen im Sinne meines theuren Onkels Lorenz anzulegen? oder als kosmopolitischer Diplomat nach Konstantinopel, um die hohe Pforte gegen die rivalisirenden Mächte zu schützen? oder soll ich selbst meine Felder bestellen und hinter dem Pfluge hergehen, wie einer jener alten Feudaledelherren, die der Gegenstand der Bewunderung meines achtbaren Oheims Anton sind? Zu welcher von diesen Ansichten hast Du Dich denn geschlagen? Was willst Du aus mir machen? Welchen Narren willst Du aus dem Stück rohem Holz schnitzeln, das sich Dir jetzt im Mondschein präsentirt?“

Der Rittmeister sah den Knaben an und sagte dann in rauhem Tone: „Ich möchte nicht meine Worte unnütz verschwenden, und deshalb schweige ich. Es wird sich schon eine andre Gelegenheit finden, dieses Gespräch wieder aufzunehmen.“

„Wie Du meinst,“ sagte Paul gleichgültig und lenkte sein Pferd rasch von seinem Gefährten ab. Beide kamen, ohne weiter ein Wort mit einander zu wechseln, im Schloßhofe an. Zum ersten Male fühlte der Rittmeister Kummer über seinen jungen Freund, bei dem er eine völlige Verwilderung, einen gänzlichen Mangel an Gehorsam, Liebe und Anhänglichkeit zu bemerken glaubte. Er verließ Schloß Brunswick und kam eine ganze Woche nicht wieder.

Viertes Capitel.

Paul giebt dem Rittmeister einen unzweideutigen Beweis der Treue und des Gehorsams.

Als der Rittmeister wieder auf dem Schlosse erschien, war sein Betragen gegen seinen ehemaligen Zögling ein anderes. Es war der Ton der Vertraulichkeit und des Scherzes völlig daraus verschwunden, und an deren Stelle eine rücksichtsvolle Höflichkeit getreten, die sich sehr sonderbar gerade unter diesen beiden sonst so eng verbrüderten Genossen ausnahm. Paul fragte in artigen Redensarten, ob es dem Herrn Rittmeister nicht gefällig wäre, einen Spazierritt zu machen, oder ob er es vorzöge, einige der Cousinen, die gerade zum Besuch da waren, auf dem Wasser umherzufahren. Der Rittmeister dankte höflich, indem er bemerkte, daß

die Jahreszeit doch bereits zu rauh geworden, um den jungen Damen zuzumuthen, auf dem nebligen See Vergnügungsfahrten zu machen. Diesen Gründen stimmte Paul bei, versichernd, Niemand verstehe besser, wie der Herr Rittmeister, die Sorge für die Gesundheit der liebenswürdigen Cousinen mit den für sie bestimmten Lustbarkeiten zu vereinbaren. Die jungen Mädchen, die diese Redensarten zum ersten Mal hörten, sahen sich betroffen unter einander an und verbargen in ihren Tüchern ein Spottgekicher, das sie nicht laut werden zu lassen wagten, weil Paul's Antlitz sowohl, als das des Rittmeisters einen ungewöhnlichen kalten und fast feierlichen Ernst zur Schau trugen. So wenig auch die Zerwürfnisse und Zänkereien auf Schloß Brunswick zu den Seltenheiten gehörten, so machte doch dieses feindselige Verhältniß einigen Eindruck auf sämmtliche Einwohnerschaft. Zum Glück löste sich die Spannung gerade in dem Moment, wo die geängsteten Mitglieder der Familie schon sich versammelten, um vereint Versuche zu machen, den Rittmeister mit Paul wieder auszusöhnen. Die Weise jedoch, wie der Letztere die Versöhnung herbeiführte, war nicht minder auffallend und unerwartet.

In einem der alten Säle des uns wohl bekannten Schlosses befanden sich die Reste einer ehemaligen Gemäldegalerie. Der Legationsrath, als er sich noch zerstreut und mit vorübergehender Leidenschaftlichkeit mit der Kunst beschäftigte, hatte durch Tausch und leichtsinnige Verzettelung die besten

Bilder eingebüßt; ein durchreisender, sogenannter Restaurateur hatte den Rest der bessern Werke völlig zu Grunde gerichtet durch willkürliche Ueberpinselung und Ausflicken der hier und da schadhaft gewordenen Stellen. Nur eine Anzahl schlechter Bilder war zurückgeblieben, unter diesen einige von so kolossalen Dimensionen, daß ein Stück eine ganze Wand ausfüllte. Die Familie fand sich gewöhnlich in diesem Saale ein, wenn anhaltend schlimmes Wetter die Ausflüge ins Freie unmöglich machte; hier wurde dann Ball geschlagen, laufende Spiele gespielt und sich nach der Weise der „guten alten Zeit," wo die Jugend noch jung war, und die Ergötzlichkeiten noch den Stempel frischer und echter Lust trugen, die Zeit vertrieben. Hier sah man das geistreiche und mit nicht endendem Entzücken erfüllende Spiel des „Pantoffel-Versteckens" ins Leben treten, hier flogen die leichten Gruppen gehaschter und lautlachender Mädchen im tumultuarischen Wechsel des intriguenvollen „Kämmerchen-Vermiethens," dieses Spiels, das so bedenkliche Combinationen zuläßt und die List und Berechnungskunst mehr als eines jungen Dandy's zu Schanden machte. Dann die schon derbere Lust des „Plumpsacks," dessen Mysterien mit einem in einen Knoten zusammengewundenen Tuche ausgeübt werden; endlich der „Gänsedieb," ein Spiel, das einen idyllischen Charakter anzunehmen fähig ist, wenn man es geschickt behandelt. Der Onkel Lorenz und der Onkel Anton ließen sich herab, zu diesen Vergnügungen, der Eine die Violine, der

Andere eine alte Baßgeige zu streichen, die er sehr geschickt zwischen seinem gesunden Beine und dem Stummel des andern einklemmte. Der alte Saal hallte dann vom Gepolter der Lust und der wilden Freude wider. Die ältern Frauen saßen in den Fensternischen, oder reihten sich, wie es jetzt bei zunehmender frischer Kühle im Saal geschah, um den alterthümlichen Kamin, in dessen Schooße einige derbe Knollen trocknen Buchen- und Tannenholzes ein prasselndes unruhiges Feuer lodern ließen.

Fanden sich Gäste ein, mit denen man nicht sehr bekannt und vertraut war, so wurden diese mit einer gewissen Feierlichkeit zu den Bildern geführt, und der Legationsrath ließ sich herab, bei Erklärung der elenden Sudeleien immer dieselben Späßchen und Anekdoten anzubringen. Niemand wußte Geschichtchen von so ausbündiger Spaßhaftigkeit von den Malern zu erzählen als der Baron; der Himmel weiß, wo er sie her hatte; allein nach ihm wären diese alten Künstler wahre Teufel an Pfiffigkeit und Bosheit gewesen. Sie hatten Streiche verübt, auf die kein andrer Vagabund, so lange die Welt steht, jemals gefallen war, und bei dieser wundernswürdigen Virtuosität hatten sie immer noch Zeit gehabt, eine Unsumme von Meisterwerken zu schaffen. Nur Einen nahm der Legationsrath auf ehrenvolle Weise von diesem Gesindel aus, es war Rubens; von diesem bemerkte er, daß er einigen Fürsten seiner Zeit diplomatische Dienste geleistet habe. Wenn die Gäste diese Anekdoten gehört und

die Gemälde bewundert hatten, so waren sie ziemlich erschöpft und auf lange Zeit mit Kunst gesättigt.

Heute dauerten diese Erklärungen noch etwas länger, weil eine alte taube Dame unter den Zuschauern war, die fortwährend Fragen that und sich manche Anekdoten zweimal erzählen ließ. Paul und der Rittmeister folgten dem Zuge, der bald vor diesem, bald vor jenem Bilde Posten faßte. Man befand sich gerade vor einer großen sogenannten historischen Composition, den deutschen Kaiser Heinrich IV. darstellend, wie er im Hofe zu Canossa sich vor dem Papste demüthigt. Das Bild wurde bewundert, und man wollte eben weiter gehen, als eines der jungen Mädchen sich mit großer Lebhaftigkeit zu Paul wandte und ihm zurief: „Das ist etwas für Dich, Paul; ich glaube nicht, daß Du es jemals dem Kaiser Heinrich nachmachen und Dich vor dem Papste demüthigen wirst.“

„Vor dem Papste und auch vor dem Könige nicht, da hast Du Recht, Mädchen,“ entgegnete der Angeredete rasch; „aber vor dem, den ich liebe, da könnte wohl etwas Aehnliches geschehen.“

Diese Worte hörte der Rittmeister, obgleich er etwas weit entfernt war und durchaus nicht die Miene annahm, als ob er darauf hinhorchte.

Es war, wie schon bemerkt, tief im Herbst; die Nächte brachten Reif und empfindliche Kälte. Der Rittmeister, wenn er auf Schloß Brunswick sich befand, bewohnte ein

Zimmer, dessen Fenster auf einen kleinen geschlossenen Hofraum ging. Eine Gruppe niedriger Bäume stand dort um einen Ziehbrunnen, der nicht mehr im Gebrauch war; die Bäume zeigten ein spärliches, hochgefärbtes Herbstlaub, der Platz um den verlassenen und verödeten Brunnen war mit hohem Grase bewachsen, dessen Spitzen ebenfalls vergilbt waren und geknickt niederhingen. Der ganze Platz hatte etwas Einsames und Düstres; der Rittmeister verhängte gewöhnlich dieses Fenster, um diesen kleinen Hofraum nicht zu sehen, die andern Fenster boten eine schöne Aussicht auf den Garten und den ferner liegenden Park dar. In der Nacht, die auf den eben beschriebenen Tag folgte, wurde der Bewohner dieses Zimmers von einer seltsamen Unruhe gepeinigt. Er erwachte aus einem kurzen Schlummer, zündete das Licht an und schritt auf und ab. Das Bild seines jungen Genossen, mit dem er in Spannung lebte, erschien, er wußte selbst nicht weshalb, in großer Lebendigkeit vor seiner Seele. Die Zärtlichkeit, die er für den Knaben fühlte, erwachte mit einer Stärke, die die stolze und feste Brust des ernsten Mannes erschütterte. Dennoch konnte er sich in seinem Betragen nicht Unrecht geben, und wenn er Paul's Beharren in Trotz und Widersetzlichkeit betrachtete, so schien ihm von Neuem die edle Natur des Knaben, an die er so fest geglaubt, zweifelhaft. „Ich werde ihn aufgeben“, sagte er; „er wird eben so roh, gefühllos und in bornirtem Starrsinn aufwachsen, wie das ganze Geschlecht,

aus dem er stammt. Es war thöricht, bei ihm Besseres und Edleres vorauszusetzen!"

Als der Freund Paul's diese harten Worte aussprach, wurde er von dem dunkeln Gefühl, das ihn schon seit einer Stunde peinigte, in die Nähe des Hoffensters gezogen. Unwillkürlich lüftete die Hand den Vorhang. Die Morgendämmerung machte sich eben Platz; ein kaltes, graues Dämmerlicht kroch und wand sich, wie auf Diebeswegen, über die hohe Mauer und überstreute mit hellem Schimmer die Gipfel der Baumgruppe am Brunnen. Das Bild hatte etwas eisig Kaltes, und eben wollte der einsame Beschauer desselben den Vorhang wieder niedergleiten lassen, als er, nochmals schärfer hinblickend, etwas Ungewöhnliches unter den Bäumen zu sehen glaubte. Es war wie eine Figur aus Stein gehauen, die sich an die Einfassung des Brunnens lehnte. Es konnte Täuschung sein; der Nebel war noch so dick, daß man nichts erkennen konnte. Nach einer Weile stand der Rittmeister wieder am Fenster, die Hellung war unterdeß stärker geworden, und jetzt täuschte kein Nebel mehr sein Auge; er erkannte Paul, der, im Hemde dastehend, sich an den Brunnen lehnte und den Blick seiner dunkeln Augen scharf auf das Fenster gerichtet hielt.

Mit einem lauten Schrei riß der Rittmeister das Fenster auf: „Paul!" rief er; „ist's möglich, Du dort!" — „Ich spiele den Kaiser Heinrich!" tönte die Stimme vom Hof aus. — „Ach Du abscheulich böser Junge!" schrie der

Rittmeister, warf das Fenster zu und stürzte in den Hof hinunter. Er nahm den völlig erstarrten Knaben und trug ihn mehr, als daß er ihn führte, die Treppe hinauf in sein Zimmer. Hier legte er ihn in sein Bett, warf sich über ihn und bedeckte seine eisig kalten Wangen mit Küssen.

„Ich wußte wohl, daß Du meine Worte gehört hattest und meinen Entschluß ahnetest;" murmelte Paul. „Bist Du jetzt zufrieden?"

„Du hättest den Tod von dieser rasenden Tollkühnheit haben können!" rief der Rittmeister. „Sieben Stunden, bei dieser Kälte und im Hemde!"

„Es ist schon gut," rief Paul. „Niemand im Schloß braucht etwas zu erfahren. Es ist eine Angelegenheit, die wir unter uns abgemacht haben."

Paul fiel in ein hitziges Fieber, das mehrere Wochen anhielt und ihn an den Rand des Grabes brachte. Der Rittmeister saß Tag und Nacht an seinem Bette. Er hielt sein Versprechen, das Paul ihm abgefordert, Niemandem im Schlosse von dem Vorfalle der Nacht etwas zu sagen. Als der Kranke sich wieder erholt hatte, war der Ton zwischen beiden Freunden wieder völlig der alte, nur einer schärfern Beobachtung wäre es nicht entgangen, daß die chevalereske Vertraulichkeit, die der Rittmeister gegen seinen jungen Genossen immerdar gezeigt hatte, jetzt eine kleine, kaum bemerkbare Beimischung von einer an Achtung und Ehrerbietung grenzenden Zärtlichkeit gewonnen hatte. Die Blicke beider Freunde

begegneten sich oft unwillkürlich, wenn Einer oder der Andre im Bildersaale das Auge auf Kaiser Heinrich in Canossa richtete. Die Vorhänge vom Hoffenster waren verschwunden; der Rittmeister hatte seinen Schreibtisch gerade an dies Fenster gerückt und saß oft dort. So lebhaft schmeichelt uns ein Beweis der Unterwürfigkeit und Treue, den wir von einer starken und unbändigen Natur erhalten.

Der Bund zwischen unserm Helden und dem Rittmeister war jetzt fürs ganze Leben geknüpft. Dennoch verfehlte der Letztere nicht, wieder den Punkt zu berühren, von welchem aus das ganze Zerwürfniß ausgegangen war. Er hatte dem Legationsrath seine Zusage verpfändet, mit Paul ein „ernstes Wort" über seine Zukunft zu sprechen, und dieses Wort mußte demnach gesprochen werden. Als er darauf einlenkte, fand er Paul zum Verwundern gefügig. Es wurde nach einigem Hin- und Herreden ausgemacht, daß Paul eine militärische Laufbahn einschlagen solle, und der Vater fügte nur noch hinzu, daß er wünsche, sein Sohn möchte ein wissenschaftlicher Militär werden. Diese väterliche Andeutung wurde in der Familie bald bekannt, und die Cousinen nannten jetzt Paul den „Soldat-Studenten", ein Spitzname, der sehr viel Beifall fand und unzählige Mal wiederholt wurde. Der Major hatte noch einige, wiewohl sehr veraltete militärische Verbindungen in der Hauptstadt, der Rittmeister dagegen neuere und kräftigere.

So wurde es denn bestimmt, daß der Sprößling und der

Stolz dieser alten achtbaren Familie in eine Militärschule nach Berlin kommen sollte. Briefe wurden geschrieben und Anordnungen getroffen. Der Rittmeister zog in der Gegend herum, immer thätig für seinen jungen Freund, ihm Empfehlungen und Hülfsmittel aller Art für seine neue Existenz aufsuchend; er blieb mehrere Wochen aus, und als er endlich wieder eintraf, brachte er ein ganzes Felleisen mit voll Recommendationsschreiben, die nothwendig halb Berlin an das Interesse unseres Helden knüpfen mußten. Selbst die Handwerker, welche die dauerhaftesten Producte lieferten, und welche bestimmt waren, sich in die Bestandtheile der Garderobe und Equipirung unseres Helden zu theilen, waren genannt und ihre Wohnungen und der Preis ihrer Waare bezeichnet. Eine kleine Liste steckte der Rittmeister seinem Schützling heimlich zu, sie enthielt die Namen einiger Weinhandlungen, die gute unverfälschte Waare lieferten, und deren Bekanntschaft der Rittmeister in höchst eigener Person gemacht hatte, als die Umstände es ihm noch erlaubten, ein äußerst munteres und nicht weniger kostspieliges Leben in der Residenz zu führen. Der Legationsrath schrieb zum Besten seines Sohnes nur einen Brief, aber dieser Brief war auch ein „Löwe". Er war bestimmt, das ganze kleine Heer der niedern Empfehlungsschreiben mächtig zu „überbrüllen"; es war ein Brief unmittelbar an den Minister. Der Legationsrath deutete darin an, daß er Sr. Excellenz hiermit den Sohn desjenigen Mannes empfehlen wolle, dessen Andenken hoffentlich weder

dem Gedächtniß Sr. Excellenz, noch dem des Staates völlig entschwunden sei. Man mußte wissen, welche ungeheuere Last von nicht zu berechnender Wichtigkeit der Freiherr auf dies „hoffentlich" legte, um darnach den zu erwartenden Erfolg, den die ganze Familie von diesem Briefe hegte, zu bestimmen. Paul hüllte diese väterliche Macht-Bulle sorgfältig in ein feines Umschlagepapier und legte sie in eine besondere Abtheilung seiner Brieftasche, dicht neben dem Register der Weinstuben. Die Mutter hatte in der Residenz zwei Freundinnen von zweifelhafter Gesinnung, dennoch wagte sie es und nahm den schon längst entschlafenen Briefwechsel wieder auf, um, nachdem sie sich abgemüht, von gleichgültigen Dingen zu sprechen, am Schluß des Briefes ihren Sohn zu empfehlen. Sie hatte sich Anfangs vorgenommen, von ihrem Sohn nur in einem Postscript zu sprechen, weil sie dies für eine noch artigere und angemessenere Form hielt; ihr mütterliches Herz war ihr jedoch übergeflossen und sie hatte den Sohn dicht hinter die neuen Florhauben gesetzt. Dieser Brief wurde mit großer Geringschätzung vom Legationsrath überlesen, und prophezeit, daß er gar keine Wirkung haben werde. Die Tante Amelie behauptete, sie sei zu jung gewesen, als sie in der Residenz einen Besuch abgestattet hatte, um im Stande gewesen zu sein, sich dauernde Bekanntschaften zu erwerben; eine Behauptung, die nur dann Glauben fand, als man ausgerechnet hatte, daß dieser Besuch vor fünf und dreißig Jahren stattgefunden, und folglich, da das Fräulein hart-

näckig behauptete, erst dreißig Jahre alt zu sein, eine wunderbare, für die Erde und ihre Verhältnisse nicht zu berechnende und nicht zu benennende Jugend voraussetzte.

Fünftes Capitel.

Die Hochzeit des Fräuleins Amelie. Unser Held verläßt die väterlichen Hallen.

Eine Landhochzeit mit ihrem ganzen Anhang von alterthümlichen Gebräuchen und Festen, mit dem Gefolge einer aus der Mode gekommenen Grandezza und Schwerfälligkeit, und endlich mit dem Bienenschwarm schlechter Späße, der sie umschwärmt, bildet ein so eigenthümliches Ganze, daß sie für ein komisches Heldengedicht einen ergiebigen Stoff abgäbe, wenn unsere Zeit sich nicht für Heldengedichte jeder Art leider gleichgültig und unempfänglich zeigte. Was kann beherzigenswerther sein, als eine solche Fülle „alter Gewohnheiten?" mit welchem Mittel kann den kleinen, dürftigen, ungenügenden Vergnügungen der egoistischen Städter besser entgegengearbeitet werden, als mit der lebhaften Schilderung der Landfreuden, wo sie großartig und noch durchzogen von der Süßigkeit alter Freiheiten und Ausgelassenheiten erscheinen? Was echte, wahre kerngesunde Freude ist, kann nur der kennen lernen, dem sie nach langen ernsten, gleichförmigen und in ihrer Monotonie durchs ganze Jahr sich fortziehenden Arbeitswachen

geboten wird. Die Einsamkeit des Feld- und Waldlebens, die Geschenke, die die Jahreszeiten bringen und wieder nehmen, sind für die Seele dessen, der in ihrer Mitte abgesondert und einsam lebt, ein Tribut, der mit Gleichgültigkeit erwartet und entgegengenommen wird. Man glaube nicht, daß ein Sonnenaufgang wirklich für den, der ihn täglich schaut, noch dies entzückende Schauspiel sei, als welches er sich naturbewundernden und sentimentalen Städtern darstellt; noch weniger vermag die erste Rose oder das erste Veilchen das Herz einer Bauerdirne höher schlagen zu machen: die Natur breitet ihre großen und kleinen Wunder ohne Bewunderung, ja selbst ohne Dank einzuernten, vor den Blicken des Landmanns aus, während die kleinste Kunstproduction, ein erbärmliches Puppentheater, ein tanzender Hund namenloses Staunen und ein nicht endendes Entzücken hervorruft. Dies ist der unberührte Freudenstoff in einem gesunden Herzen, der, richtig geleitet, viel zur Verbesserung und Veredlung des Geschlechts beitragen kann. Eine Hochzeit im Herrenhause ist aber der Gipfel der freudigen und aufregenden Ereignisse im Leben einer ganzen Generation von Dorfbewohnern. Es giebt glückliche Gegenden, wo dieser Satz noch in seiner vollen Bedeutung gilt; in andern, wohin die nivellirenden Elemente der modernen Zeit schon Kampf, Mißtrauen und Gährung getragen haben, ist er nur noch zum Theil wahr, oft gar nicht mehr. Die großen Gutsbesitzer ziehen es vor, im Schooße der Städte zu leben und ihr Besitzthum Verwaltern in die Hände zu geben; das

Herrenhaus steht leer und öde. Wo sich die Eigenthümer dennoch veranlaßt finden, in ihren alten Schlössern dauernd zu weilen, haben die Verhältnisse zwischen den Dörfern und der Herrschaft sich geändert, es herrscht das alte Vertrauen, die alte Anhänglichkeit nicht mehr, es haben die industriellen Emissäre aller Art Mittel gefunden, das Band patriarchalischer Verhältnisse zu sprengen; der Gutsherr ist ein kalter, finstrer Beobachter seiner sich emancipirenden Bauern, und diese gewöhnen sich immer mehr, Hülfe, Antheil und Schutz anderswo als bei ihrem nächsten und natürlichsten Beschützer und Berather zu suchen.

Die Gegend, in die wir unsere Leser führen, hatte noch immer ansehnliche Reste alter Sitte aufzuweisen. So oberflächlich und wunderlich auch diese Weise war, wie der Baron sein Besitzthum verwaltete, wie beschränkt und verworren auch seine Ansichten über die Principien der höhern Güterverwaltung und Landescultur sein mochten, diesen Vorrang hatte er doch vor vielen gelehrten und trefflich redenden Theoretikern unter seinen Standesgenossen voraus, daß er nach altem Begriffe „ein Vater der Seinigen" zu sein strebte; alle seine „confusen" Kenntnisse wandte er an, um zu helfen und zu bessern. Durch seinen beständigen Aufenthalt auf seinem alten Landsitz brachte er viele seiner Nachbarn dazu, dies Beispiel nachzuahmen, und der Verwalter, sowie der Bauer fanden Gelegenheit, das Treiben ihrer Gutsherrschaft in der Nähe zu beobachten und sich zu Theilnehmern

ihrer guten und ihrer bösen Tage zu machen. Jede neu angekommene Schachtel mit Putzsachen wanderte, wenn die gnädigen Damen des Schlosses ihren Inhalt geprüft hatten, in die Wohnung der Frauen des Predigers und des Amtmannes, von wo sie ihre Reise noch weiter in das bescheidene Stübchen der Frau Schulmeisterin und der Großmagd machten. Jede wählte sich aus dem städtischen von der Herrschaft verschriebenen Vorrath das ihr Zustehende. Hiermit war das weibliche Personal schon auf das Festeste an die Gutsherrschaft gebunden; ähnliche Bindemittel, die sich hier nicht alle namhaft machen lassen, fanden bei dem männlichen statt. Der Verkehr war ununterbrochen und gewann eine immer größere Ausdehnung, je höher die Zahl der Jahre des Beisammenlebens stieg. Eine Auswanderung der herrschenden Dynastie würde unfehlbar eine Revolution im Dorfe erregt, ja eine ansehnliche Bevölkerung völlig rathlos gemacht haben.

Als die erste Nachricht von der bevorstehenden Vermählung des alternden Fräuleins auf das Vorwerk und in das Dorf gelangte, machte, wir wissen nicht genau welcher der achtbaren Wortführer, die Bemerkung, daß hiemit dem jungen Herrn ein ansehnliches Erbe entgehe, denn nach der handgreiflichen Bildersprache, deren man sich in diesem Kreise bediente, war es dem jungen Herrn vorbehalten, auch diese Tante „fürs Haus zu schlachten", sowie ihm die beiden ledigen Oheime zufallen mußten. Doch fügte man hinzu, daß der junge Stammhalter auch ohne die gesparten Schätze der Tante,

die so spät noch nach dem Brautkranz griff, ein ansehnliches Vermögen habe, indem ihm ein völlig schuldenfreies Rittergut und ein paar andere mehr oder minder belastete zufielen. Diese Verhältnisse waren im Dorfe kein Geheimniß; man wußte bis aufs Haar zu berechnen, auf wie viel die Gutsherrschaft „sich stand." Waren diese Sätze festgestellt, so erging sich die Debatte über die Habe des Bräutigams. Hier gab der Amtmann ganz ausschweifende und leidenschaftliche Berechnungen preis. Er wollte von Besitzungen in den englischen Colonien etwas wissen, und der Himmel weiß, bei wie viel Versicherungsvereinen er die schwimmenden, fahrenden und liegenden Güter des Herrn von Polter aufgezeichnet sein ließ. Der Schulmeister fügte diesen Erörterungen eine kleine verworrene Beschreibung des englischen Colonialsystems hinzu, bei welcher Gelegenheit er auf die Tigerhetzen und Elephantenjagden kam, Kenntnisse, die er den letzten Blättern eines Pfennigmagazins entnommen hatte. Die Elephantenjagden brachten die Frau Amtmännin auf die ungewöhnliche Corpulenz des Herrn Bräutigams, und der Gegenstand nahm eben eine sehr heitere Färbung an, als der Hufschlag zweier Pferde, die vor der Thür hielten, die kleine Versammlung schnell ans Fenster lockte. Die Reiter waren der Sohn des Amtmanns, der im nächsten Städtchen die Schule besuchte, und der junge Erbherr.

Paul erschien mit seinem ehemaligen Spielcameraden, um in Person Einladungen zum Feste zu überbringen. Die

beiden Jünglinge traten in das niedrige Zimmer und wurden mit großer Freude begrüßt. Paul drückte dem Schulmeister und dem Amtmann die Hand und bat sich von der noch jungen Amtmannsfrau einen Kuß aus; Heinrich wurde von seinem Vater nach den neuesten Ereignissen im Städtchen gefragt. Als Paul seinen Auftrag ausgerichtet, wollte er wieder fort, doch wandte er sich, auf der Schwelle stehend, noch zurück, indem er rief: „Zugleich ist's ein Abschiedsfest, denn ich reise morgen ab." Dieses Wort war kaum ausgesprochen, als die sämmtliche kleine Gesellschaft auf den Jüngling zustürzte und ihn unter lauten Ausrufungen der Verwunderung und des Schreckens wieder ins Zimmer zurückzog. Hier mußte er nun erzählen, was wir schon wissen. Die Nachricht verbreitete sich schnell zu den nächsten Nachbarn, sie kamen herbei; einige sahen durchs niedrige Fenster hinein, andere drängten sich in die Hausflur, das Dorf war in Bewegung; Jedermann wollte wissen, wohin der junge Herr gehe, wann und warum er gehe. Die Zeichen der unverfälschtesten Theilnahme wurden in reichem Maße gespendet. Paul hatte Mühe, auf sein Pferd zurückzukommen, und als er mit Heinrich der Dorfschmiede zujagte, kam der alte Schmied, mit dem Hammer in der Hand, hervor und rief: „Ei, Herr, ist's wahr, daß Ihr von uns weggehen wollt?" — „Nur um bald wiederzukommen, Andres!" entgegnete der Jüngling. — „Wenn das ist, so ist's gut; ich zog in meiner Jugend auch in die Fremde;" sagte der ehrliche Mann und

reichte die derbe geschwärzte Rechte dem jungen Reiter. Als die beiden Genossen den Feldweg hinabsprengten, rief Paul, sich flüchtig zu Heinrich umwendend: „Ich glaube, die Leute sind mir gut!“ — „Es kommt mir auch so vor,“ entgegnete Heinrich kurz, indem er, sich verstohlen abwendend, mit dem Aermel seines Rockes eine Thräne von der Wange wischte.

Indessen kam die Stunde heran, wo man auf dem Schloß die Kerzen anzündete und sich zum Brautreigen aufstellte. Eine sehr dauerhafte Reisekutsche hatte schon zwei Tage früher den Bräutigam herangeführt. Sein Antlitz war glatt und leer, wie der letzte unbeschriebene Bogen seiner Contobücher, aber der Kenner menschlicher Mienen konnte bemerken, welche große Summen sich erst hatten anhäufen müssen, ehe jenes leere Blatt kam, welche commerziellen Kämpfe, welches Füllhorn arithmetischer Gleichungen und Ungleichungen ausgestürzt war, ehe jener friedliche glatte weiße Bogen erschien. Herr von Polter war keineswegs eine kleine Krämerseele, er hatte schwere Prüfungsstunden in nächtlicher Stille an seinem Comptoirpult hingebracht, er hatte sich in gefährliche Deutungen eingelassen und geniale Sprünge auf dem ausgespannten Seil commerzieller Bilanzen gemacht; aber als die glücklichen Zahlen nun einliefen, wurde er gemächlich und träge, hoffärtig und eitel, und streckte seine Hand nach einem Adelsbrief und nach einer alternden Baronesse aus.

In der Familie, in die er jetzt seinen Einzug hielt, wurde Herr von Polter gründlich gehaßt; dies störte jedoch den

Gleichmuth seiner Seele nicht im mindesten; er lebte der Ueberzeugung, daß seine Wege und die seiner neugeworbenen Verwandten sofort nach dieser ersten und letzten Berührung sich in meilenweiter Entfernung von einander halten und nur in dem Falle eine Annäherung stattfinden würde, wenn seine neuen Vettern ihn nöthig haben sollten. Alsdann wollte Herr von Polter gern mit Hab und Gut behülflich sein, denn er war im Grunde seines Herzens ein gutmüthiger Mann, keineswegs, wie die meisten seiner Standesgenossen, in einen erbitterten Meinungskrieg gegen den Adel mit verwickelt; obgleich es ihm an dem Stolz des Mannes, der seinen Weg sich selbst gebahnt hat, nicht fehlte.

Dieser Mann trug, als er auf Schloß Brunswick erschien, einen sehr bequemen feinen Rock von kostbarem Stoffe, der so kunstfertig zugeschnitten war, daß der Träger des Rocks das Ansehen hatte, als könne er einst sehr corpulent werden, da er es doch schon in dem höchstmöglichen Grade war. Uebermäßiges Geschmeide, goldne Ketten, Ringe und dergleichen waren gänzlich verbannt; Herr von Polter hatte genugsam in guter Gesellschaft gelebt, um zu wissen, wie mißfällig am Anzuge der Männer dergleichen Schaustellungen aufzufallen pflegen. Seine Braut ersetzte, was ihm fehlte. Wie alle Verwachsene liebte sie Geschmeide über alle Maßen und behing sich an ihrem Ehrentage mit blitzendem Schmuck in so reichlicher Fülle, daß sie einem lebendig gewordenen Bijouterieladen glich. Immer noch fand sie ein Plätzchen, wo

sich eine Agraffe, ein Ring, eine Nadel anbringen ließen. Zuletzt trat sie funkelnd wie eine kleine Fee, roth, erhitzt und mit blitzenden Augen aus ihrem Putzgemach hervor. Ein kolossaler Brautkranz saß auf einem Lockenthron und ließ seine silbernen Blüthen in großer Fülle schimmern. Zwölf Brautjungfrauen führten die Braut im Triumph dem Bräutigam entgegen, der eine unwillkürliche Bewegung des Staunens machte, als er den Zug sich nähern sah.

Die Traurede begann, die Ceremonie war beendet und ein Concert von schluchzenden Stimmen ließ sich hören, die die üblichen Wehklagen laut werden ließen. Umarmungen, Glückwünsche, dann ein langdauerndes Hochzeitsmahl. Wir dürfen nicht umständlich die Genüsse und Freuden dieses Festes schildern, aus Furcht, den raschen Gang unserer Erzählung zu hemmen; genug, daß die Gesellschaft zehn Tage lang, altem Gebrauche gemäß, beisammenblieb, und daß man am eilften Tage sich berieth, ob man nicht noch länger beisammenbleiben wolle. Es war dazu mehr als eine Veranlassung vorhanden; erstlich konnte eine Hochzeit unmöglich so gleichsam zwischen Thür und Angel, mit einer Lustbarkeit von nur zehn Tagen abgemacht werden, dazu liebte sich die ganze Sippschaft unter einander zu sehr und es wurden zu große Stücke auf die herrschende Familieneinigkeit gesetzt, um einem so bedeutsamen Beweggrunde zur Freude so kurze Grenzen zu stecken; alsdann, und dieser Satz wurde mit besonderer Lebhaftigkeit aufgestellt, mußte dem abziehenden Soldat-Studenten eine Aufmerksamkeit und eine

letzte Ehre erwiesen werden, die dieser junge Mann fordern durfte, wenn er an das Herz so vieler zartfühlenden Cousinen und so edeldenkenden Tanten appellirte. Man blieb also noch zehn Tage beisammen, und alsdann fand sich, daß zur Abreise immerdar der passende Tag nicht gewählt werden konnte. Die Familie neigte sich in einigen ihrer achtbarsten Mitglieder zum Aberglauben. Am Montage durfte Niemand reisen, der nicht den Wagen brechen wollte, am Dienstage hatte man öfters erlebt, daß die Pferde scheu wurden und durchgingen; am Mittwoch zu reisen, war nicht recht thunlich, auf den Donnerstag fiel das Gedächtniß auf ein interessantes, für Manche sogar betrübendes Familienereigniß, Freitag und Sonnabend, als die letzten Tage der Woche, brachte man gern im vertraulichen Kreise zu; endlich entschloß man sich am Sonntage abzureisen, vielleicht aus dem geheimen Grunde, weil man da die Predigt versäumte, oder weil man am „Tage des Herrn" keinen Unfall erwartete. Genug, erst nach Verlauf eines Monats wurde das Schloß wieder leer, und die frohen, lebenslustigen Gesichter verschwanden aus den dunkeln großen Räumen, sie um Vieles dunkler und größer zurücklassend.

Unter den Lustbarkeiten zeichnete sich ein alterthümlicher Tanz aus, der mit großer Ernsthaftigkeit begann und im Tumult des wildesten Laufs endete. Zum Schlusse dieses barocken Vergnügens vereinigten sich die Männer, hoben die Braut auf ihre Schultern und durchzogen mit ihr unter dem Jubelgeschrei der Menge die ganze Reihe der festlichen

Gemächer. Ein anderes Fest war die Wahl einer neuen Braut, indem man den Brautkranz versteckte und sämmtliche junge Mädchen danach suchen ließ. Dieses Spiel bot dem Muthwillen, der feinern oder gröbern Koketterie der jungen Schönen, sowie den Neckereien der alten und jungen Männer den willkommensten Spielraum. Der absichtlich schlecht versteckte Kranz, an dem die suchende Schöne willentlich oft vorbeigewandelt war, wurde eilfertig und ungesehen tiefer geschoben, wenn eine minder beliebte Kranzsucherin sich nahete. Oft fanden sich sechs oder sieben Brautkränze, arge Verfälschungen des echten, und somit wurde die Stimme des Orakels trügerisch und ein Kampf begann, welches der Mädchen den echten Brautkranz gefunden. Dann schwangen sich die ältern Frauen im Kreise beim Absingen einiger heitern Strophen, und die Braut mußte in diesen Kreis einzudringen suchen. Bald hob man listig die Arme, schloß die Pforte aber plötzlich wieder, wenn die Heranstürmende hineindringen wollte. Ein ähnlicher Ringeltanz wurde von den verheiratheten Männern gebildet, wo die Anstrengungen des corpulenten Bräutigams, in die Mitte des Kreises zu gelangen, Lachen und gutmüthigen Spott hervorriefen. Man mußte den Jubel hören, wie er in den alten hohen Sälen widerhallte. Ganz besondere Ceremonien waren mit der Heimführung der Braut verbunden: wieder Lieder, wieder Aufzüge, wieder Scherze. Der Rittmeister und Paul waren unermüdlich in plumpen und anstößigen Neckereien, sämmtlich im Geschmack des frischen, freien

Landlebens. So brachten sie, als die Thür der Brautkammer sich endlich schloß, dem jungen Paare ein Charivari von dem ausgedehntesten Umfange und in den wildesten ohrzerreißendsten Tönen. Der Rittmeister als ein invalider Leierkastenmann verkleidet, Paul als eine herumziehende Harfenistin, seine jungen Freunde als Currendschüler, und die kleinern unter ihnen in Thiermasken versteckt, machten zusammen eine infernalische Capelle, deren Wirksamkeit selbst die geduldigsten Nerven zur Verzweiflung bringen konnte. Als der Lärm am ärgsten war, sah man die Thüre stürmisch aufgerissen und das Brautpaar erscheinen; er im Schlafrock von rothem Seidendamast, sie in einem kurzen Röckchen mit der Nachthaube, und auf derselben den Brautkranz. Beide wollten eine zürnende Rede halten, doch ein tobendes Gelächter ließ sie nicht zu Worte kommen. Nach einigen Späßen verlor sich die Bande und durchzog tobend die Gänge und entfernten Zimmer des Schlosses.

Die frohen Feste schlossen mit einer Rede des Schulmeisters. Er bestieg zu dem Zwecke einen Tisch und richtete an die begeisterte Versammlung folgende Worte: „Hochgeborene Herren und Frauen, hochgeehrte Gönner und Freunde! Bald werden wir unsern Telemachum nicht mehr sehen. Er zieht in die Fremde und wird jene großen Völkerstraßen wandeln, auf denen sich die Bevölkerung unseres Welttheils in nie rastender Bewegung umtreibt. Vielleicht besteigt er auch ein Schiff, und Stürme und Wellen bringen ihn wei-

ter und immer weiter von der Stätte seiner Geburt, aus den Armen seiner Freunde fort. (Hier fingen die Thränen der Legationsräthin an zu fließen, die sogleich einige Schleusen verwandtschaftlicher Schmerzensfluten aufzogen.) Erinnert Euch, meine Gönner und Freunde, wie zur Winterzeit, wenn Boreas den Hain durchwüthete, der Schlitten unsers jungen Telemachi das Rohrgeflecht des See's durchbrach und über die seufzende Eisdecke dahinflog, durch die kalte Winternacht das melodische Geklingel silberheller Glöcklein spendend, oder unter dickbeschneieten Tannenzweigen mühsam hingleitend, endlich anlandete vor dem Hause des Amtmanns, begrüßt vom Lichtgeflimmer, das auf dem Schnee draußen roth sich malte. Erinnert Euch dessen, meine Gönner, erinnert Euch, wie da unser Telemachus, die Taschen mit Zuckerwerk gefüllt, in den Kreis jubilirender Kinder trat und seine Spenden vertheilte; wie er den Weihnachtsbaum aufbauen half und goldene Nüsse dem Hesperidenbaume anheftete. Oder soll ich Euch unsern Telemachum in seinem sommerlichen Habitus schildern? Wie er um die Linde des Dorfes den Aernte-reigen mittanzt, eine jugendliche Nymphe Kalypso an der Hand? (Hier lauschten sämmtliche junge Cousinen mit gespannter Aufmerksamkeit.) Wie er die Heupyramide erklettert und die jungen Burschen des Dorfes, die besten Kletterer, besiegt? Gut, aber vergeßt nicht, daß der Sohn unseres erlauchten Ulysses (der Legationsrath nickte gnädigen Beifall, der Onkel Lorenz murmelte laut: „Heidnische Anspielungen!")

auch im Herbste und Frühling so gut, wie im Sommer und Winter, der Theilnehmer und Genosse unserer Freuden und Leiden war. Ich sage Leiden, denn Ihr werdet Euch besinnen, Freund Amtmann, daß, als Euch Euer Knäbchen krank darniederlag, unser junger Telemachus es war, der in bösen Nachtstunden fünf Meilen zurücklegte, den Arzt zu rufen und, als menschliche Hülfe nichts nutzte, er uns des Knäbleins verblichene Hülle bestatten half und mit uns das Lied sang, das das Erbarmen Gottes herabruft auf den armen dahingegangenen Sohn der Erde. Amtmann, Ihr habt das nicht vergessen! (Die Frau des Amtmanns schluchzte laut.) Nun denn, weiser und tapferer Sohn eines nicht minder weisen und tapfern Vaters, ziehe hin! ich sage: ziehe hin! Besiehe Dir die Völker der Erde, wandle zwischen Aufgang und Niedergang, laß die Winde über Dein Haupt wehen und hindre den Staub nicht, auf deinen Sohlen sich zu lagern. (Die Cousinen kichern.) Pflücke die Blume, Die Dir erlaubt ist, zu pflücken, aber trachte nicht danach, Eichbäume an Deinen Hut zu stecken. (Die Cousinen lachen laut, die Versammlung wird sehr munter.) Mache, daß Du einen Freund Dir erwirbst für die Abendstunde, denn so lange die Sonne scheint, fehlt's nie an Freunden, aber wenn es Abend um uns wird, und die Nacht uns bevorsteht, da fliehet jegliche gesellige Creatur, und der alte Mensch ist der Menge ein Gespött. Dann, weiser Telemachus, wenn die Jahre kommen, daß Du Dir eine Gefährtin aussuchest, so laß sie sein, gleich wie das Buch Hiob

sagt, ein Sack voll köstlicher Würze, eine Apothekerbüchse, die von Myrrhen und Kampfer überfließt. (Alles lacht; tumultuarische Bewegung.) Eine solche Gefährtin macht unsere Tage gleiten und unsere Lebensstunden voll guten Humors. Wir schmecken und fühlen dann die Süßigkeit des Herrn, der uns eine seiner höchsten Gnaden, ein tugendhaft Weib bescheeret hat. Amen."

Mit diesem Schluß der Rede waren Alle sehr zufrieden, denn Niemand konnte oder wollte etwas dagegen haben, daß ein tugendhaftes Weib eine der höchsten Gnaden des Herrn genannt wurde. Der Schulmeister verließ seine Rednerbühne und erhielt von den jungen Damen einen Kranz aufs Haupt gedrückt, dessen Blätter ihm so tief ins Gesicht fielen, daß von dem ganzen begeisterten Antlitze des Redners nur die ungemein spitzige und rothglühende Nase hervorblickte, ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, das Eigenthümliche und Feierliche des Moments zu erhöhen.

Unser Held, als ein abgesagter Feind aller Sentimentalität, gefiel sich darin, die Abschiedsscenen, die nun folgten — denn der Reisewagen, in dem schon der Rittmeister saß, hielt vor der Thür — so viel wie möglich in kleine burleske Auftritte zu verwandeln. Er erschien vor der Legationsräthin, die sich in unbeschreiblich gerührter und feierlicher Stimmung befand, mit einem Glas Zuckerwasser in der Hand, indem er sagte: „Hier, liebe Mutter, bringe ich Ihnen ein Beruhigungsmittel, damit Sie die Trennung von Ihrem Lieblinge bestens überstehen." Die Legationsräthin trank schluch-

zend das Glas leer und nestelte dann ein kleines goldenes Kreuz von ihrem Halsschmucke los und schob es in den zugeknöpften Reiserock des Sohnes, ohne dabei eines Wortes mächtig zu sein. Paul wandte sich schnell ab und zu seinem Vater, dem er feierlich versicherte, daß er mit dem großen Stern, oder gar nicht zurückkehren werde. Für beide Oheime fand er ähnliche Ableitungsmittel, um ihren theils sarkastischen, theils redlich gemeinten Lebensregeln zu entgehen. Von der Tante hatte er schon Abschied genommen, denn diese war vor ihm abgereist. In der Vorhalle befand sich die Dienerschaft versammelt; er schlüpfte eilig durch deren Reihen durch und dann auf der Thürschwelle stehen bleibend, rief er: „Lebt wohl! lebt wohl! Ich bin bald wieder da!" Damit sprang er in den Wagen, und dieser mußte nicht durchs Dorf fahren, denn dann hätte man vor jedem Hause stille halten müssen, sondern auf einem Umwege durchs Tannenwäldchen. Während die dunkelsten Schatten der alten Fichten sich über den Reisewagen lagerten und Paul ganz sicher sein konnte, vom Rittmeister nicht bemerkt zu werden, brachte er das kleine Kreuz hervor und küßte es.

Als der Wagen die Grenzscheide des Gebiets der Brunswicke erreichte, stieg Paul aus. Die Abendsonne beleuchtete gerade den Grenzpfahl, der zugleich die Function eines Wegweisers ausübte und auf einem dünnen Arm mit ausgestrecktem Finger den Namen der nächsten Stadt in sehr trostreicher leserlicher Schrift führte. Vor diesem Grenzpfahl blieb

Paul stehen, zog den Hut ab, und eine tiefe Verbeugung machend, rief er in respectvollem Tone: „Mein Herr, leben Sie wohl! Wenn ich wiederkomme, hoffe ich Sie noch immer in der liebenswürdigen Magerkeit zu finden, in der ich Sie jetzt sehe. Möge keine Macht der Erde, keine noch so arge politische oder moralische Erschütterung Sie bewegen, Ihren Arm, den Sie jetzt so tapfer bereits ein Vierteljahrhundert zur Belehrung und Zurechtweisung der irrenden Menschheit ausgestreckt halten, sinken zu lassen. Wenn das geschähe — ich und alle Patrioten würden es schmerzlich empfinden. Mein Herr, ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen!" Nochmals eine tiefe Verbeugung. Der Rittmeister, der mit Aufmerksamkeit diesem Abschiedsgruße, den der Erbe von seinem Besitzthum nahm, zugeschaut hatte, bemerkte, man müsse eilen, damit die nächste Station noch vor Nacht erreicht werde.

„Ich bin bereit!" rief Paul, und der Wagen fuhr jetzt ohne weitere Hindernisse seine Straße hin.

Sechstes Capitel.

Ein Zwischencapitel, mit allerlei Betrachtungen, Winken und Andeutungen gefüllt.

Wir haben freiwillig auf das Recht verzichtet, das man seit undenklichen Zeiten den Romandichtern zugesteht, ihren Helden sehr langsam vor den Augen des Lesers groß werden

zu lassen und somit den ganzen ersten Band lediglich für die Kinderstube in Beschlag zu nehmen. Wir eilen rascher vorwärts; es treibt uns, zu jenen Epochen zu gelangen, wo der Kampf beginnt, wo das Einzelwesen mit der Masse in Berührung kommt, wo die Zeit ihre Küsse wie ihre Geißelhiebe dem Rücken und den Wangen unseres Helden spendet. Was wir von der ersten Jugend Paul's erzählt haben, mag immerhin kurz und ungenügend erscheinen, wenn es nur die Neugier für seine spätern Jahre spannt, wenn nur aus diesen flüchtig hingeworfenen Keimen sich Pflanzenbande entwickeln, auf die wir hinweisen können, wenn wir später Früchte und Blüthen vorzeigen. Alle jene kleinen süßen Details unserer vorgeschichtlichen Existenz, jene mythischen Freuden und Schmerzen der Kinderstube, die sich so entzückend ausnehmen, wenn sie ein kleines Lied verherrlicht, das der Sänger „in rauher Herbstnacht vor dem Kamin" vorträgt, oder in den Tönen einer wehmüthigen Ballade, wie sie der alte Harfner im Wilhelm Meister absingt, machen in der Breite einer epischen Erzählung wenig Glück. Montaigne sagt: „Die Zeit, die mich rasch vorwärts trägt, mag mich auf ihren Rücken laden, doch so, daß ich mit dem Antlitz rückwärts schaue in das Land der Jugend, nicht vorwärts auf mein Grab, wohin ich komme." So möchten wir auch den Leser auf den breiten Rücken unserer Capitel vorwärts tragen, immerdar sein Antlitz nach der Jugend unseres Helden richtend, nicht aber ewig bei dieser Jugend uns aufhal-

tend. Die leuchtende Frühsonne hat nur wenige Minuten zu ihrer Herrschaft, während der Tag lange Stunden zählt.

Sind die Jahre der Reife in Styl und Gruppirung den großen historischen Compositionen zu vergleichen, so ist die Epoche der Kindheit das landschaftliche Element. Wer bezweifelt, daß in der Composition einer Landschaft unendlich viel Anmuth, Grazie und Frische walten kann? wem erscheinen die sanften geschwungenen Linien des Horizonts, die milden Töne der Luft, die Farbenabstufungen der Gründe und der heitere Schwung, der in der pittoresken Auffassung der Baumpartien sich kund giebt, nicht voll von jener unbewußten Poesie, die ebenso die Adern der Jugend durchströmt? Wessen Auge sog nicht die blühende Klarheit eines heitern Frühlingshimmels ein und brachte der Seele dabei ähnliche Eindrücke, wie es das offene schöne Kinderantlitz, dieser reine Himmel schuldloser Träume, thut? Und doch können wir uns nicht ewig in dem melodischen Formenspiel einwiegen, wir flüchten aus dem Unbewußten der Natur in das bewußte Element der That, des Gedankens, der Handlung, und hier erst findet unser Interesse die vollste Befriedigung.

Die Romane der frühern Zeit zeigen eine große Vorliebe für die ersten Capitel. Der Autor empfängt seinen Helden unmittelbar aus den Händen der Hebamme, um ihn den Händen der Amme zu übergeben. Er ladet seine Leser zu Gast, wenn er die ersten Suppennäpfchen dem Lieblinge vorsetzt; das Kind wird getauft und benannt, und ein unend-

lich süßer Schauer befällt jedes Herz, denn Niemand weiß, wer eigentlich die Aeltern des Kindes sind, die Leser sehen sich untereinander an, man vermuthet, man räth, und der Verfasser, vor dessen Augen das interessante Räthsel völlig aufgedeckt daliegt, reibt sich die Hände, lächelt mysteriös, aber verräth nichts. Die Erziehung beginnt, eine lange, kein Ende nehmende Erziehung. Der Himmel weiß, aus welchem Winkel seiner Phantasie der Autor den bleichen freundlichen Pfarrer hergenommen hat, der in der Abenddämmerung erscheint und, während die Familie am Kamin sitzt, gute Lehren giebt und diese mit sehr ergötzlichen Beispielen belegt. Dann sind zwei Nachbarinnen da, gute, aber langweilige alte Damen, die über den geheimnißvollen Ursprung des Kindes sich besprechen, während die alte Uhr in ihrem wurmzerfressenen Gehäuse zwölf schlägt und die Landkutsche im Sturm und Regen sich langsam an den Fenstern vorbeibewegt. In dieser Kutsche sitzt ein corpulenter alter Herr in einem zimmtfarbenen Rock mit Stahlknöpfen und einer braunen Stutzperücke, und es müßten alle Vermuthungen trügen, wenn dieses gemüthliche Wesen nicht irgend wie in einer Beziehung mit dem Kinde steht. Die Landkutsche und der alte Herr darin ist nicht umsonst in den breiten Thorweg eines Capitels eingefahren; aber wir erfahren erst am Anfang des dritten Bandes, was wir vor Ungeduld brennen, schon jetzt zu wissen.

Mittlerweile gelangt der Held in sein drittes Jahr, und man sagt uns, daß er sich schon in die aufregenden Jugend=

spiele einläßt, die hinter dem großen finstern Schulgebäude auf der Wiese am Fluß gespielt werden. Es fallen kränkende und betrübende Auftritte vor. Die Landkutsche fährt nochmals vorüber und diesmal sitzt eine junge Dame darin, die sich auf eine geheimnißvolle Weise nach dem Kinde erkundigt. Vielleicht ist es das ihrige? Aber sie fährt wieder fort, ohne unsere Frage zu bejahen oder zu verneinen. Die Jahreszeiten wechseln; eine rührende Beschreibung vom Blätterfall des Herbstes wird eingeschoben, und der erste Band endet endlich mit dem Einzug des Helden in die Stadt, wo er bei einem Apotheker, der einen mürrischen Charakter, einen bissigen Hofhund und eine magere geizige Frau hat, in die Lehre tritt.

Hier haben wir die gemüthlichen Romane, wie sie vor siebzig Jahren zurück, besonders von England her, uns zugesendet wurden; heutzutage ist der Geschmack ein anderer geworden. Ist vielleicht der harmlose Sinn, der sich in Schilderung des Werdens und Keimens fröhlich erging, erloschen, oder haben wir überhaupt keine Jugend mehr, keine solche, die noch wirklich jung ist? Wir fürchten fast das Letztere. Die materielle Basis, auf der unsere Existenz beruht, wird zu früh schon vom Wurme der Idee zerfressen, die Cultur des neunzehnten Jahrhunderts reißt zu früh das geistige Element aus dem Pflanzenkeim hervor, und so wird jene liebliche Erscheinung zerstört, die wir die animalische Jugend nennen möchten, die anmuthige reine Körperlichkeit, deren Urbilder

keine Raphael'schen Engel, sondern auf der Wiese das junge Füllen, im Walde der täppische junge Bär und im Hof das Kätzchen und der junge Hund sind. Irgendwo in einem Winkel, in einem vergessenen Stückchen Wüste, mitten im cultivirten Raume mag es noch Kinder geben, die das Entzücken der alten Romanschreiber abgeben würden, allein wir wagen, wenn wir nach Menschenblumen botanisiren, diese kleinen köstlichen Wald- und Sumpfpflanzen nicht anzutasten, aus Furcht, sie möchten in unsern Händen sofort verdorren.

Unser Held ist halb und halb eine solche Waldpflanze, und wir haben darum geeilt, ihn schnell in andern Boden zu versetzen, weil, wenn er da bliebe, wo er ursprünglich gewachsen, er nach den jetzt herrschenden Begriffen kein dankbarer Gegenstand für das Interesse der Leser gewesen wäre. Denn wer möchte sich noch heutzutage für einen simpeln Landbaron begeistern? welcher Autor möchte es wagen, einen Siegfried von Lindenberg neu in die Literatur einzuführen? Darum die kurze flüchtige Schilderung der Scenen auf dem alten Ahnenschlosse, darum die nur skizzirten Gestalten, die die Wiege unseres Helden umgeben. Nur so viel ist gegeben, um die wilde ungefügige Natur, den Trotz und den unbeugsamen Charakter des jungen Wildfangs zu zeigen, dessen Kampf mit dem Leben jetzt beginnen soll. Wir schließen hiermit feierlich die goldnen Thüren der Kindheit und nehmen von den blumenbekränzten Engeln Abschied, die davor Wache stehen. Jetzt betreten wir den alten tumultuarischen Boden der Geschichte, den hartgetre-

tenen, durch die Fußtritte von Millionen Kämpfenden verflachten und besudelten Boden, wohin der Genius der Menschheit weinend seine schönste und kräftigste Jugend sendet, um sie im Streit mit Gemeinheit und dem schmutzigen Geiste der Erde fallen zu sehen.

Noch eine lästige Aufgabe blieb Paul zu lösen übrig, nämlich mit guter Art vom Rittmeister los zu kommen, denn dieser Ehrenmann folgte seinem jungen Freunde nicht nach Berlin, sondern kehrte auf sein kleines, verschuldetes Gut zurück, wo ihm, wie er versicherte, jetzt einsame Tage ohne Zahl bevorstanden. Wir dürfen die Thatsache nicht verschweigen, daß der Rittmeister beim Abschied „wie ein Kind" zu weinen anhob, und daß Paul dabei die Bemerkung machte, er, der Rittmeister nämlich, werde alt, was dieser so übel nahm, daß er mit einem derben Fluche Paul die Treppe hinunterwarf. So trennten sich die Freunde. Nach einigen Tagereisen kam Paul in Berlin an und bezog eine Wohnung, die vor zwanzig Jahren sein Onkel Lorenz inne gehabt hatte, und die in einer ziemlich stillen Gegend der großen Stadt lag.

Siebentes Capitel.

Wie Paul sich Freunde erwirbt.

Den Morgen des ersten Tages brachte Paul damit zu, die Stadt zu betrachten, in deren Bereich er sich jetzt befand. Er

fing damit an, das Haus in Augenschein zu nehmen, das er jetzt das seine nannte; es war ein kleines bescheidenes Bauwerk, das nur ein Stockwerk zeigte, und dieses eine Stockwerk bewohnte Paul. Ein Haus in Berlin ist keine so glückliche, von der Kunst und der Zeit geschmeichelte Creatur von Menschenhänden, wie eines in einer der alten romantischen Städte Deutschlands. Als die Weltgeschichte durch Berlin ging, blieb sie mit keinem ihrer langen Schleppgewänder und verwickelten Schleier hängen, sie passirte glatt durch die glatten Straßen, und deshalb sehen die Häuser auch glänzend und unschuldig aus; man sieht nirgends einen romantischen Fetzen flattern, ein Läppchen oder ein Fähnchen aus dem Mittelalter. Es giebt keine Häuser, die eigens zum Behuf der alten Balladen gebaut zu sein scheinen, mit winkligen Eingängen, mit Balkonen, mit Fallthüren, die in unterirdische Gewölbe leiten; auch fehlen die Häuser von der schlauen, spitzbübischen Bauart, die dem Stein den Ausdruck lauernder Vorsicht gab und, indem sie enge kleine Fensterhöhlen eingrub, dem Hause den Charakter seiner Bewohner aufstempelte, der darin bestand, die Vorübergehenden durch allerlei Kunstgriffe ins Innere zu locken, wo man sie beraubte. Die Berliner Häuser sind wohlhabende, stattliche Leute, die ihr gutes Auskommen haben, wohlbeleibte Herren, in grünen und gelben Westen und in steifen schwarzen Cravaten. Sie schauen aus hellen frischen Augen tapfer auf die Straße und sehen aus, als wären sie sich's bewußt, daß sie in guter, wenn auch etwas langweiliger Gesellschaft beisammenstehen.

Paul, dem die Vorsprünge und Erker seines väterlichen Stammhauses noch vorschwebten, bewunderte diese Symmetrie als das Höchste und Ueberraschendste in der architektonischen Kunst. Er ging von Straße zu Straße und hatte Mühe, die symbolische Bewegung des Mundaufsperrens zu unterdrücken. Das Erste, was ihm auffiel, war die Theilnahme, die der berliner Pöbel für Executionen hegt; er sah die Einwohnerschaft einer ganzen Straße einem Polizeibedienten folgen, der ein altes Weib verhaftete; die zweite Eigenheit kam ihm in der Spottsucht entgegen. Ein kleiner Schusterjunge lief an ihm vorbei, und auf ihn weisend, rief er einem Genossen zu: „Guck, der hat seine Stiefel schief getreten!" Dies war allerdings wahre Thatsache, und unser Held erglühte vor Scham und Unwillen, indem er einen wüthenden Blick dem kleinen Kritiker nachsandte, der sich mit einem ausschweifenden Gelächter in die nächste Seitenstraße stürzte.

Da man nicht immerfort Häuser besehen kann und nichts so ermüdet, als die Schilder und Namen von einem halben Hundert Haarkräusler und Parfumeure zu lesen, so fühlte unser Held endlich, daß es Zeit sei, seine Mittagsstunde zu halten. Die Adressen des Rittmeisters nannten ein modisches, in großem Ansehen stehendes Kaffeehaus, aber dieses hochstehende Etablissement hatte es vorgezogen, statt mit der Zeit vorwärts zu gehen, vielmehr zu seiner ursprünglichen Niedrigkeit und Demuth zurückzukehren, und war jetzt eine Schenke von sehr zweideutigem Ansehen und Ruf, an deren

Thür ein Qualm von schlechtem Tabak und gebratnen Zwiebeln Paul zurückschreckte, als er eindringen wollte. Er strich also diese Adresse aus seiner Liste aus und wanderte weiter. Er kam in die Gegend der eleganten Kaffeehäuser, und nachdem er eines davon gewählt, dessen Schild ihm den meisten vornehmen Glanz auszustrahlen schien, stieg er mit der vollen Würde eines Kostgängers, der einen guten Magen und eine volle Börse mitbringt, die Treppe hinauf.

Es befremdete ihn, keinen langen gedeckten Tisch zu finden, sondern statt dessen eine Anzahl Spieltische, die man zu Speisetischen umgewandelt hatte. Er nahm auf einem bequemen Sopha Platz, und man überreichte ihm ein ungeheures Verzeichniß voll französischer Namen deutscher Speisen. Als er sich darin vertiefte und nicht wußte, welcher dieser vornehmen Masken er zuerst das Schnupftuch zuwerfen sollte, hörte er, daß seine Nachbarn am nächsten Tischchen freie Bemerkungen über seine Person und Kleidung machten. Paul zuckte schnell mit dem Fuß, an dem der unglückliche Stiefel sich befand, aber es war zu spät, ihn unter dem Tischtuche zu verbergen, er war schon bemerkt und bekrittelt worden. Der Rock, die Weste, das Haar, ja sogar der Zipfel des Hemdkragens, der über dem Halstuche herüberragte, entgingen der Rüge nicht. Paul that, als hörte er nicht, aber er verschluckte einen heißen Löffel Suppe nach dem andern, ohne sich zu kümmern, daß er Lippen und Gaumen verbrannte. Er beschleunigte sein Mahl und war froh, als

er die Thüre zum Hinausgehen öffnete. Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er keinen Wein gefordert hatte, und er besann sich, daß seine Nachbarn mehrere Flaschen geleert hatten. Schon wollte er umkehren, um sich nachträglich zwei Flaschen geben zu lassen, als ihm einfiel, dies könnte wiederum Anlaß zum Spott geben. Voll Verdruß und dabei hungrig, denn die meisten der Speisen hatte er nicht essen können, kam er in seiner Wohnung an.

Das Zimmer machte einen frostigen, unwohnlichen Eindruck; die Koffer standen noch da, ein Theil des Inhalts lag umher. Mit einigen derben Fußstößen schob Paul Alles bei Seite und warf sich in einen Lehnstuhl am Fenster.

Nach einer kleinen Weile ward geklopft, und die Wirthin trat herein, ein kleines, bis zum Uebermaß eingeschrumpftes Mütterchen, in grauem Kattun gekleidet und mit einer weit ins Gesicht reichenden Haube. Sie blieb an der Thür und seufzte dreimal laut und vernehmlich, ehe sie es unternahm, weiter vorzuschreiten. Paul fragte sie ziemlich rauh, was sie wolle. „Mein grundgütiges Herrgottchen," entgegnete sie, „was kann ich anders wollen, als Sie willkommen heißen, mein lieber junger Herr Baron? In diesen Räumen hat Ihr Herr Onkel gewohnt, und ich danke dem Himmel für die Gnade, daß ich jetzt wieder einen frommen Herrn dieses Namens habe."

Paul wandte sich ab und sah auf die Straße.

„Sie sind doch nicht krank? Mein liebes Herrgottchen, das wäre sehr traurig."

Paul verneinte und fuhr fort, aus dem Fenster auf die Straße zu starren, ohne daß er sah, was dort sich bewegte. Sein Unmuth war so heftig, daß er die Stadt, die Menschen darin, die Reise hieher, sich selbst, ja die ganze Welt verwünschte.

Die Alte, die einiges Geräthe geordnet hatte, sagte dann: „Der Baron Lorenz war ein gar lieber, gottesfürchtiger Herr. Es stehen noch einige Sprüche von seiner Hand hier auf den Wänden geschrieben. Sehen Sie hier, Herr Baron, auf der Tapete, gerade unter der großen gelben Rose steht's aus den Sprüchwörtern Salomonis Cap. 20, Vers 13: „Liebe den Schlaf nicht, daß Du nicht arm werdest; laß Deine Augen wacker sein, so wirst Du Brods genug haben." Das ging auf den dicken Gastwirth drüben, der bankerott machte, weil er den ganzen Tag die Nachtmütze über den Ohren hatte. Dann hier ein herzigliebes Sprüchlein, auch vom König Salomo: „Einem Mann wird vergolten, danach sein Mund geredet hat, und wird gesättigt von der Frucht seiner Lippen." Cap. 18, Vers 20. Das ging auf den verleumderischen Herrn dort an der Straßenecke, der von dem Herrn Baron Böses gesprochen hatte. Er starb im Elend an einer garstigen Krankheit, als Lohn für seine Bosheit. Dann hier: „Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Halsbande." Sprüchwörter Salomonis, Cap. 11, Vers 22. Das ging auf die hübsche Nachbarin drüben, die den Herrn Baron belästigte durch eine sündliche Aufmerksamkeit, die sie auf diese Fenster richtete und besonders auf jenes, wo des

Barons Schreibtisch stand. Jetzt wohnt die Frau noch dort, aber der Herr hat sie gestraft, indem er ihr die Zähne genommen und eine rothe Nase gegeben hat. Du liebes Herrgottchen, es findet eben alles Schändliche und Böse in der Welt seine Strafe."

Paul gab seiner Wirthin zu verstehen, daß er allein sein wolle. Als sie ihn verlassen, fiel er wieder in die finsterste Laune. Die Sprüche seines Onkels, die ihm wohlbekannte Hand, hatten ihn lebhaft an Schloß Brunswick und die Räume seiner Heimath erinnert. Dort war er geliebt, dort kannte ihn Alles, hier in der großen Stadt wußte Niemand von ihm. Niemand nahm an seinem Erscheinen Theil, Niemanden hätte es geschmerzt, wenn er wieder ginge. Er ließ die Vorhänge herab, um die gegenüberliegenden Häuser nicht zu sehen, dann warf er sich aufs Bett und lag in Dunkelheit und Einsamkeit mehrere Stunden. Es wurde an seine Thüre geklopft, er öffnete nicht; es wurde völlig Nacht, er bemerkte es nicht; ein Leierkasten tönte dicht unter dem Fenster, er hörte ihn nicht. Endlich raffte er sich auf, warf sich in die Kleider und stürmte auf die Straße hinaus. Seine Absicht war, die beiden Spötter von heute Mittag wieder aufzusuchen, sich an ihnen zu reiben, wie sie sich an ihm gerieben hatten, und gelegentlich mit ihnen Händel zu suchen. Er besann sich, daß sie im Lauf des Gesprächs ein Weinhaus genannt hatten, wo sie Abends sich treffen wollten. Er fragte seine Wirthin, die er im Gange fand, wo dieses Weinhaus liege. Sie schlug die Hände zusammen und

schrie: „Herrgottchen! ich soll wissen, wo ein Weinhaus liegt? Sie wollen doch nicht einen solchen Teufelstanzboden aufsuchen, liebes junges Herrchen? Und gleich am ersten Tage ihrer Ankunft!"

Paul erwiderte nichts, sondern stürmte hinaus. Da lag die große finstre Stadt vor ihm, von den flimmernden Gaslichtern der Laternen, wie von Millionen Glühwürmern erleuchtet. Die endlosen langen Straßen bildeten eine Perspective von Lichtfunken, die in eine Lichtlinie, wie mit dem Linial gezogen, sich verloren. Paul erkundigte sich bei dem Ersten, der ihm begegnete, nach der Weinstube und erhielt sogleich die erwünschte Auskunft.

Als er eintraf, fand er die, die er suchte, schon an einem Tischchen und wieder in Gesellschaft einer schon halb geleerten Flasche. Er faßte sie näher ins Auge und bemerkte jetzt, daß sie friedfertiger aussahen, als sie ihm heute Mittag erschienen; er schätzte ihr Alter auf achtzehn bis neunzehn Jahre. Sie waren eifrig beschäftigt, ein Stück Torte zu zerlegen und daraus gewisse mystische Figuren auf dem Tischtuch zu bilden. Anfangs konnte unser Ankömmling nicht begreifen, was diese seltsame Beschäftigung für einen Zweck habe, bald merkte er jedoch, daß die Zwei Debatten über die neuesten Theorien der Kriegsbaukunst führten, und daß jene kleinen Stückchen Bisquit Laufgräben und Außenwerke versinnlichten. Mit der Zeit wurden diese Festungsbaustücke aufgespeist, und der Streit hatte ein Ende.

„Bei meiner Ehre," rief der Aeltere, „ich könnte jetzt jede Stunde vorrücken und würde gloriös das Examen bestehen." — „Bei meiner Ehre," entgegnete der Andere, „Du würdest es nicht bestehen, und ich sehe nicht ein, wie je eine Zeit kommen soll, wo Du es bestehen würdest. Wahrhaftig, dies seh' ich nicht ein!"

„Bin ich nicht seit einer Woche entsetzlich fleißig gewesen?" sagte der Aeltere; „kannst Du es leugnen?"

„Auf Ehre, nein, das leugne ich nicht; aber bedenke, wie streng der neue Lieutenant ist; wie es den einzigen Genuß seines Lebens ausmacht, seine Leute durchs Examen fallen zu lassen."

„Ich glaub's, aber versteh' mich, uns, uns läßt man nicht durchfallen, uns nicht. Ich begreife nicht, wie Du dies nicht einsiehst."

„Auf Ehre, ich begreife es nicht. Du wirst mir ein Vergnügen machen, wenn Du mir dies erklärst."

Die Gläser wurden frisch gefüllt und die Erklärung ging vor sich, wurde jedoch so leise hingeflüstert, daß Paul mit dem besten Willen von dem Mittel, sich vor dem Verunglücken beim Examen zu schützen, nichts erfuhr als einige dunkle Aeußerungen von Geschenken, Reitpferden und guten Aussichten. Nach diesen Andeutungen erklärte der Jüngere, daß er auf Ehre jetzt völlig den Stolz und die Zuversicht seines Freundes und Cameraden gerechtfertigt finde. Als dieser Gegenstand beseitigt war, spähten Beide im Zimmer umher nach einem andern, und es konnte nicht fehlen, daß sie sogleich auf

Paul stießen. „Du!“ rief der Aeltere, „da sitzt wieder der Mensch mit den Vatermördern am Kinn. Wer mag nur das Wesen sein, das noch jetzt einen hohen Rockkragen und Hemdzipfel am Halstuch trägt?“

Paul erhob sich rasch, trat an den Tisch heran und sagte mit gutmüthigem Lachen: „Hört, liebe Herren, es langweilt mich in der That, daß Ihr wieder anfangt, über mein Halstuch und meinen Rock zu spotten, trinkt lieber ein Gläschen Sect mit mir. Wir wollen auf gute Cameradschaft anstoßen, denn ich will das werden, was Ihr werden wollt. Mein Name ist Brunswick.“

„Und ich heiße Rothenstern“ — „Und ich Heinrich Glibbon“ — riefen die beiden Jünglinge und reichten schnell überwunden ihre Hände hin, in die Paul vertraulich einschlug. „Das ist mir lieb,“ rief er; „nun brauche ich mich nicht weiter zu ärgern. Es hat mir heute Mittag den Appetit verdorben, und wahrscheinlich hätte es mir heute Nacht den Schlaf geraubt. Also wie waren die geehrten Namen?“

Die Beiden wiederholten ihre Namen, und Paul trank auf ihre Gesundheit, eine Artigkeit, die jene auf der Stelle erwiederten. Das beste Vernehmen war sofort eingeleitet. Die Beiden gaben die Versicherung von sich, die sie nicht unterließen, auf ihre Ehre zu beschwören, daß sie nicht von fern die Absicht gehabt, über Paul's Kleidung zu spotten, daß sie im Gegentheil aus Allem, was sie zu beobachten Gelegenheit gefunden, bemerkt, daß sie einen jungen Mann von Bildung und Erzie-

hung vor sich hätten, der nur zufällig etwas hinter der neuesten Kleidermode zurückgeblieben wäre, ein Umstand, der sehr geringfügig und unbedeutend sei und gar nicht in Betracht komme, wenn von Charakter und Gesinnung die Rede sei. Paul stimmte dieser Ansicht bei und ließ eine zweite Flasche bringen. Man beschäftigte sich eben mit Familienangelegenheiten, und einige Details der Häuser Glibbon, Rothenstern und Brunswick wurden aufgezählt, als sich dem Tische ein Gast näherte, der eine ungemeine Ehrfurcht, Theilnahme und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war ein Fähnrich, ein Wesen, das schon auf der hohen Stufe der Entwickelung stand, auf die die Andern erst hingelangen wollten. Man empfing ihn mit einem Enthusiasmus, als wenn es der einzige Fähnrich in Berlin und nirgends sonst für Geld noch für gute Worte ein anderer zu bekommen gewesen wäre. Das Gespräch nahm jetzt einen höhern Schwung, es ging geradezu auf Pferde, Opertänzerinnen und Hunde über. Es war erstaunlich, welche tiefeingehende Kenntniß der Fähnrich in jeder dieser drei Branchen entwickelte. Paul hätte ihn um Alles in der Welt nicht im Fluß seiner Rede unterbrechen mögen, und die beiden Andern hatten nur Zeit, ein „Auf Ehre, das ist göttlich!" dazwischen zu werfen. Niemand dachte mehr an das Examen; dieser abscheuliche Drache war tief in den Abgrund der Hölle, aus der er gekommen, wieder zurückgestoßen, wo der Lieutenant, dessen einziger Lebensgenuß es war, „seine Leute durchfallen zu lassen," ihm Gesellschaft leistete.

Es schlug Mitternacht, als der Fähnrich aufstand und bemerkte, er müsse jetzt noch einen kleinen Abendzirkel besuchen. Paul gerieth in eine grenzenlose Aufregung: „Jetzt um Mitternacht noch eine Gesellschaft!" Welch wunderbar großartige Stadt mußte dies sein. Er fragte kleinlaut, ob auch Damen dort zugegen seien. „Gewiß," lautete die Antwort, „die schönsten. Ich habe einer hübschen Wittwe das Wort gegeben, wir treffen uns dort." Damit knöpfte der Fähnrich sein enges Röckchen noch enger und verließ mit einer graziösen Handbewegung winkend das Zimmer.

Paul und seine Freunde taumelten in die Höhe und durchzogen Arm in Arm die Straßen in einer Stimmung, wie sie nicht befriedigter und glückseliger gedacht werden kann. Ueberall, wo sie erleuchtete Fenster sahen, blieben sie stehen und sandten ihre Wünsche hinauf für das Gelingen der zärtlichen Unterredung des Fähnrichs und der Wittwe. Endlich kamen sie zu Hause an, und Paul beherbergte gastfreundlich beide Freunde, die da behaupteten, ihre Hausschlüssel vergessen zu haben.

Achtes Capitel.

Vorbereitungen.

Drei Monate waren vergangen, und unser Held trug, Dank den guten Empfehlungen, die er mitgebracht, den Rock eines königlich preußischen Fähnrichs. Die erste Stufe auf der

Leiter, um sich an die Helden Schwerin, Ziethen, Scharnhorst, Blücher anzureihen, war erstiegen. Der preußische Adler, dieser mächtige und interessante Raubvogel, in der Naturgeschichte der poetischen Wappenthiere der anziehendste und bemerkenswertheste, entfaltete über seinem Haupte seine Schwingen, und dieses Rauschen machte das Herz unseres Helden zucken. Der Ruhm ist die schöne Geliebte des Jünglings, das angetraute Weib des Mannes.

Paul brachte jetzt ganze Nächte damit hin, die Thaten des siebenjährigen Kriegs zu lesen und sich zu begeistern. Früher hatte er auch von diesen Thaten gehört, aber er hatte sie vernommen, wie aus weiter Ferne ihm zugerufen und ihn weiter nicht angehend; jetzt betrachtete er sich als einen Erben des Ruhms jener Männer, sie hatten den Rock getragen, den er trug, der Degen an seiner Hüfte zeigte dieselben Abzeichen, wie jene Waffe, die an der Marmorstatue Ziethen's eine so weltgeschichtliche Bedeutung hatte. Und auch sein Degen konnte bestimmt sein, Lorbeerreiser abzuhauen, auch für ihn konnte die ruhmbekränzte Göttin des Vaterlands, jene große ernste Frau mit den stolzen Zügen, ein Lächeln haben. Während er so saß' und träumte, verging die Welt um ihn her und er lebte mit den Gebilden seiner Phantasie. Doch da er kein Dichter war, verflogen seine Träume bald und das wirkliche Leben nahm ihn in Anspruch. Er machte seine Bücher zu, da er fand, daß sie in ihm einen krankhaften Unmuth erregten. Die Späße seiner Cameraden, ihre

Thorheiten und das lustige Leben einer großen Stadt nahmen ihn ganz in Anspruch.

Nur Einer, und zwar der Jüngere seiner Freunde, hatte mit ihm den Dienstgrad erreicht, der Aeltere war abermals zurückgewiesen worden; eine höchst betrübende Thatsache, die von seinen Freunden für ganz unbegreiflich erklärt wurde, wenn man nicht eine beispiellose Cabale des zweiten Lieutenants und eine besondere Lust, sich einen Genuß zu verschaffen, beim ersten Lieutenant voraussetzen wollte. Paul bewohnte mit Emil Glibbon ein Zimmer. Sie hatten sich als gute Stubencameraden aufs Beste eingerichtet, und da sie beabsichtigten, zu gleicher Zeit das Offiziersexamen zu machen, so waren die gleichen Studien ein Mittel, sie noch enger zu verbinden. Emil war von sanftem, nachgiebigem Charakter, mit einem starken Ansatz zur Schwärmerei und zum Versemachen. Paul verabscheute die Poesie; es war bei ihm Grundsatz, nie ein Buch zu lesen, das in Reimen geschrieben war, und selbst welche zu machen, hätte er für eine dem Jüngling und Mann unverzeihliche Schwachheit gehalten. Dagegen entwickelte er sehr früh ein Talent zur Satire. Der gewöhnliche Seelenzustand, in dem er sich befand, war immer ein gelinder Hohn, eine nur schwach unterdrückte Verspottung Anderer. Seine natürliche Gutmüthigkeit und ein Sinn, obwohl noch sehr wenig entwickelt, für Größe machte, daß er nie gehässig, kleinlich und bitter wurde, und sein Spott, wenn er sich ihm überließ, malte immer in

breiten, vollen und runden Conturen. Es war jener Spott, der der Jugend so natürlich ist und der aus der Fülle ihrer Kraft und Gesundheit entspringt, und der himmelweit verschieden ist von dem feinen und boshaften Witz, den die Jahre und die Erfahrung geben. Wir haben das gute Herz Paul's genannt, und er besaß es wirklich und zeigte es gerade da am deutlichsten, wo er sich seinem Hange zum Spott überließ.

Es konnte nicht fehlen, daß unser junger Freund im Verkehr mit seiner Umgebung merkte, daß ihm äußere Vorzüge zugefallen waren, die schwer in der Waagschale unserer so complicirten Verhältnisse wiegen. Als er sich zum erstenmal einen reichen Erben nennen hörte, stutzte er und fragte sich selbst: Wie? sind denn nicht meine Cameraden sämmtlich reiche Erben? Haben sie nicht dasselbe, was ich habe? Man brachte ihn schnell über diese Frage ins Reine, und die Unterwürfigkeit, die niedrige Naturen ihm bewiesen, zeigte ihm die hohe Rangclasse des Besitzes. Ebenso machten es sich einige Exclusiven zur Aufgabe, ihn über seinen alten Adel und seine bevorzugte Stellung (ein alter verdrüßlicher Streitpunkt) zu belehren. Wir werden sehen, wie Paul beide Offenbarungen aufnahm und sie mit seiner eigenthümlichen Sinnesart verschmolz.

In dem kleinen Zimmer, wo beide Fähnriche wohnten, fand eines Abends eine besondere aufregende Geschäftigkeit statt. Vor dem kleinen Spiegel, dem einzigen im Gemache,

stand bald der Eine, bald der Andere, und oft standen sie Beide zusammen, und zwei frische jugendliche Gesichter, Wange an Wange gedrückt, spiegelten sich in dem etwas trüben Glase, indem die Hände beschäftigt waren, das Haar zu glätten und seinem natürlichen Falle die modischen Wendungen zu geben, die erst Ausdruck und Geschick hineinzubringen bestimmt waren.

„Du glaubst nicht,“ hob Emil an, „wie aufmerksam meine Tante meinen Anzug mustert, wie sehr ich bedacht sein muß, ihr Mißfallen nicht rege zu machen, und dies würde unfehlbar geschehen, wenn ich mir die kleinste Vernachlässigung zu schulden kommen ließe. Bei Dir, Paul, ist dies nicht der Fall; Du bist frei und brauchst Dich nicht nach dem Eigensinn einer so herrschsüchtigen Frau, wie meine Tante ist, zu richten.“

„Ich werde,“ entgegnete Paul, „die Aufmerksamkeit Deiner Tante von Dir ab und auf meine Person richten.“

„Der Himmel gebe, daß Dir dies gelinge,“ seufzte Emil; „aber ich zweifle. Meine Tante ist, unter uns gesagt, wirklich verliebt in mich. Ja ich behaupte, daß sie sogar in ihrer Leidenschaft für mich etwas zu weit geht.“

„Wenn Du das fürchtest,“ entgegnete Paul, „so bitte ich Dich, vorsichtig zu sein.“

„Das bin ich auch; aber Du weißt — meine fatale Gewohnheit, Verse zu machen. So ließ ich mich verleiten, bei Gelegenheit ihres Namenstages ein Sonett an sie zu richten. Die-

ses Gedicht hat die Frau ganz närrisch gemacht. Seitdem nennt sie mich ihren Hofdichter. Dies ist ein Unglück, Paul; bekenne, daß ich zu bedauern bin."

Paul hatte seine Toilette beendet, er brauchte dazu wenig Zeit. Seine Uniform saß nicht so glatt, seine Taille war nicht so eingeschnürt, seine Stiefel nicht so spiegelglatt, wie bei seinem Cameraden, aber da er gut gewachsen war, frei und lebhaft sich bewegte, so trug er dennoch den Sieg davon über die zierliche, aber nicht so frische Gestalt Emils. Als Paul mit seinem Anzug fertig war, übernahm er's, den Arbeitstisch, der in der Mitte der kleinen Stube stand, etwas zu ordnen. Es herrschte darauf ein wildes Durcheinander. Die Gelehrsamkeit hatte dem weltlichen Putz weichen müssen. Eine kostbare Ausgabe des Livius, von einem alten einflußreichen Onkel Emilen geschenkt, befand sich als Träger einer Pomadenbüchse, die einen Theil ihres flüssigen Inhalts ausgeschüttet hatte, ziemlich übel. Ein Heft voll mathematischer Figuren und scharfsinniger Beweise seufzte unter der Last dreier Haarbürsten, die ihm rücksichtslos das Rauhe zukehrten. Eine gelehrte Abhandlung über Cavalerieattaken fand sich mit einem Stecknadelbrief zusammen, und eine Halsbinde schmiegte ihre schwarze Atlaswange zärtlich an eine kleine corpulente hallische Bibel, ein Geschenk des Onkel Lorenz und von Paul zuerst aus der Verwirrung gerettet. Das Tintenfaß wurde als unverbesserliche Gefahr bringend auf das Fensterbrett gesetzt, wo es in die Gesellschaft eines alten invaliden Lichtschir-

mes und einer Lichtputze gerieth, die zum Pfropfenzieher mißbraucht wurde. Vom Sopha trug Paul eine Masse Bücher und Hefte fort, sie unter den Tisch werfend, wo sie den Wasserkrug umstürzten und dieser eine Ueberschwemmung veranlaßte. „Himmel! wie ungeschickt Du bist!" schrie Emil, aus der Wasserpfütze hinausspringend. „Laß es doch bleiben, Ordnung zu stiften, es gelingt Dir doch niemals."

„Wenn ich's nicht thue," entgegnete Paul, „wer thut's denn? Du weißt, daß unser alter Stoffel wieder zu tief ins Glas geguckt hat. Ich mag ihn nicht wecken, er schläft so süß, obgleich ich nicht ganz mit ihm über die Ansicht einverstanden bin, daß er mein Bette für das seinige hält."

„Ich bin fertig, laß uns gehen. Wir dürfen nicht zu spät kommen, zum ersten Tanz bin ich mit meiner Tante engagirt."

Paul ließ sich nicht stören, sondern ordnete noch die Bilder an der Wand, von denen er behauptete, daß sie sich verschoben hätten, obgleich Emil versicherte, sie hätten nie gerader und regelrechter gehangen. Eigentlich wollte Paul auch nur einen Vorwand haben, sich gelegentlich wieder einmal recht tief in das Anschauen seiner Mutter zu versenken, ohne daß man es gewahr würde. Er rückte an den andern Bildern, aber sein Auge war immer auf dieses gerichtet. „Sie ist doch eine ganz gute Frau," murmelte er, „und es ist eine ganz hübsche Sache, daß ich gerade ihr Sohn bin."

„Aber so komm doch!" rief Emil, auf der Thürschwelle stehend.

Paul schnallte seinen Säbel um, setzte sein Mützchen aufs eine Ohr, stellte das Licht vorsichtig in die Schüssel auf dem Waschtische, damit Stoffel, wenn es ihm gefiele, endlich einmal aufzuwachen, doch kein dunkles Zimmer habe, und war dann in wenigen Sätzen die Treppe hinab.

Es war Mondschein, und die Freunde gingen mit klingenden Sporen und mit den Säbeln hier und da das Pflaster berührend ins nahgelegene Haus des Generals, von wo ihnen bereis die Tanzmusik entgegen tönte. Als sie im Saale erschienen, bemerkte Emil zu seiner großen Verwunderung, daß seine Tante seine Ankunft nicht abgewartet hatte, sondern sich schon im Arm eines bärtigen, äußerst widerwärtig aussehenden Herrn lebhaft herumdrehete. Auch fand sie es später nicht der Mühe werth, ihm eine Entschuldigung zu machen. Paul und sein Freund hatten das Vergnügen, den ganzen Abend in der Ecke des Tanzsaales zu stehen, denn Niemand beachtete sie. Es war ein unglücklicher Abend für Fähnriche, denn sehr viele junge Offiziere und sogar ein Prinz waren da. Paul verschwor sich, nie wieder das Haus des Generals zu betreten, und Emil versicherte, daß seine Tante Launen habe, wie keine andere Frau auf der Erde.

Zwei Tage darauf kam eine Einladung zu Mittag. Paul wollte sie nicht annehmen, allein Emil machte ihm begreiflich, daß eine solche Einladung ein Befehl sei, der, wie jeder andere, Gehorsam heische. Paul's Stolz war gekränkt, und er ging in der übelsten Laune hin. Die Tafel war servirt

und der General saß am Fenster und trommelte auf den Scheiben, vor ihm stand ein junger Mann, der etwas Scharfes und Gereiztes in seinen Zügen hatte, was aber nicht verhinderte, daß er ein schöner Mann genannt werden konnte. Es war der Adjutant des Generals; er wandte sich langsam nach Paul um, nahm ihn an der Hand und führte ihn vor, ihn dem General vorstellend. Dieser trommelte weiter und sagte, ohne sich umzusehen: „Sehr willkommen, mein Lieber; ich kannte Ihren Vater, ein spaßhafter Mann, das heißt," und hier lachte der General plötzlich und sehr heftig, „nicht der Mann war spaßhaft, sondern er machte ergötzliche Späße." Hier wandte er sich zum Adjutanten und rief diesem zu: „Der junge Mann könnte glauben, ich lachte über seinen Vater, Sie wissen, daß ich mir das nicht erlauben würde, Herr von Sell."

„O ich weiß," entgegnete der Adjutant, „Excellenz lachen nie über Ihre Nächsten."

Der General lachte, daß die Fensterscheibe zitterte; der Adjutant sah zugleich so furchtbar ernsthaft aus, daß, wer ihn ansah, einen heftigen Schreck bekommen konnte.

„Wird meine Frau zu Tische kommen?" fragte der General.

Eine alte corpulente Dame mit einer äußerst bänderreichen Haube trat vor und versicherte, daß die Generalin sich unwohl befinde und nicht die Ehre haben könne.

Der General erhob sich, nahm seinen Platz bei Tafel

ein, die Andern standen so lange hinter ihren Stühlen, dann setzten sie sich ebenfalls. „Der junge Mensch soll neben mir sitzen," rief der General Paul zu, und dieser nahm die ehrenvolle Auszeichnung dankbar an. Es herrschte ein tiefes Schweigen bei Tische, das nur unterbrochen wurde, wenn es dem General gefiel, sich mit seinem Adjutanten zu necken, was besonders gegen Ende der Tafel sehr oft vorkam. „Haben Sie den Artikel in der Zeitung gelesen, über den Dings da — den Obristen? — Nun, Sie wissen ja, er war ein verdienter alter Offizier aus den Jahren zwölf, dreizehn." — „Ich habe den Artikel gelesen, Excellenz." — „He? und sind damit unzufrieden?" — „Ich finde, daß man viel zu großes Lob diesem Herrn ertheilt; überhaupt begreife ich diese Vergötterung der Armee von damals nicht. Sind wir denn nichts? Ist die preußische Armee von heut' nicht eben so gut disciplinirt, nicht eben so erlesen, nicht eben so tapfer, als jene von 1813, und dann das ewige Lobpreisen von Heldenthaten, an denen man sich schon satt gehört hat. Eure Excellenz werden mir Recht geben, daß Großes, wie damals, heutzutage eben so geschehen kann, wo nicht noch größer." Der Adjutant war in sein Lieblingsthema hineingerathen, es war dieses: Der preußische Offizier von heute ist ein Gott, während der von 1813 und 14 nur ein gewöhnlicher Mensch war, der ohne höhern Aufschwung und in einem ziemlich gewöhnlichen Sinne seine Pflicht that.

Der General antwortete nicht, sondern lachte vor sich hin.

„Ich weiß, daß diese Ansicht," fuhr der Adjutant noch röther im Gesicht und mit noch gereizterer Stimme fort, „angegriffen wird und daß man sie nicht gerne hört, besonders für jene alten Herren ist sie widrig zu hören, die in dem geheimen Schubfach ihres Schreibtisches noch die Kugel aufbewahren, die einst in ihren Körper drang, und die diese Kugel Söhnen und Enkeln zum ehrfurchtsvollen Kuß hinreichen an den Festtagen der Familie."

Der General lachte und rief: „Gut gestichelt! Zum Kusse hinreichen! Fahren Sie fort."

„Dieser sentimentale Schauspielprunk," sprach der Adjutant weiter, „darf uns nicht verblenden. Auf unsere starke und feste Gesinnung stützt sich recht eigentlich der Staat mit allen seinen Interessen. Nicht die Schlachten und Kämpfe machen den Krieger, sondern die Gesinnung, und die ist im Frieden eben so heilig, groß und beachtenswerth, als im Kriege. Sollen wir, Nachgeborne, geringer sein, weil wir in keinem Kugelregen standen? Wenn uns heut' funfzig, was sag' ich, hundert der blutigsten Kämpfe bevorstünden, so würden wir in allen siegen."

„Das Huhn ist angebrannt, Babet," sagte der General zur dicken Dame, die darüber anfing den Kopf zu schütteln und dieses Schütteln bis zu Ende der Tafel fortsetzte.

„Vortrefflich!" setzte er hinzu, vor sich hinlachend, „der Soldat ist eigentlich für den Frieden, nicht für den Krieg; gute Bemerkung das! Tiefeingehend."

„Und wenn wir die Sache genau betrachten," fuhr der Adjutant fort, jetzt roth wie der Kragen seiner Uniform, „was ist's mit dem Heldenmuth jener Tage? Das Glück übernahm damals die Hauptrolle. Wo liegen denn eigentlich die Verdienste eines York, Gneisenau, Blücher? Sie sind preußische Männer, ich werde sie immer in Schutz nehmen gegen jeden fremden Angriff, aber als Preuße und Preußen gegenüber darf man sich erlauben, es auszusprechen, daß sie vornehmlich erst künftigen Heldenthaten den Weg bahnten."

Der Diener hinter dem Stuhl des Generals trat vor und meldete, daß der Sergeant Lebrecht im Vorzimmer wartete. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, ihn hereinzulassen. Es trat eine ziemlich unscheinbare Figur ins Zimmer, die eine buntscheckige Kleidung trug, halb Livree und halb Uniform, geziert mit dem eisernen Kreuz, das an einem langen Bande fast auf die Mitte des Leibes hinabhing. Das Gesicht des Alten zeigte auf den ersten Anblick einen Ausdruck von fast an Blödsinn grenzender Dummheit; seine Augen waren weit aufgerissen und gläsern, seine Nase roth, geschwollen und triefend. Betrachtete man jedoch genauer diese nichts weniger als anmuthigen Züge, so leuchtete etwas von Spott und Geist drüberhin, etwa wie ein trübes Irrlichtfeuer über einen Sumpf. Er sah mit seinen glotzenden Augen die Gesellschaft an und blieb dann, die Blicke gesenkt, an der Thüre stehen. Während dieses kurzen Blickes hatte er bemerkt, daß zwei Personen seine Gegenwart sehr zuwider war, dem Ad=

jutanten und der Madame Babet. Den Erstern erzürnte es, daß, während er über die bedeutendsten Gegenstände auf die bedeutendste Weise sprach und sich dabei auf ungewöhnliche Weise erhitzte, man einen gemeinen Spaßmacher einließ, der gleichsam bestimmt schien, ihn abzulösen; der Frau Babet war der alte Invalide zuwider, weil der Abhub der Speisen, über die sie bereits anderweitig verfügt hatte, jetzt diesem ungebetenen Gaste zufiel. Aber der General machte das Uebelwollen der Andern gut, indem er seinen Liebling mit besonderer Gnade und Freundlichkeit empfing.

„Nun, Lebrecht," rief er, „was giebt's Neues?"

„Excellenz, diesmal wieder nichts," entgegnete der Alte, indem er sich bemühte, über die großen, starren, runden Augen die Augenlider zu schließen.

„Hast Du nicht wieder etwas geträumt?" fragte der General, und sich zu Paul wendend setzte er hinzu: „Er hat so merkwürdige Träume! höchst merkwürdige Träume! Hören Sie nur."

„Excellenz, mir träumte, wir bekämen Krieg."

„Ei, mit wem?"

„Mit den Chinesen. Die Unserigen stürmten die große chinesische Mauer, fingen richtig den Großkaiser von China, brachten ihn hierher nach Berlin, wo wir ihn in der Kleinkinderbewahranstalt festsetzten. Ich wollte noch weiter träumen, aber die Censur verbot es."

Der General lachte und forderte den Alten zu immer neuen Späßen auf. Der Adjutant sprach kein Wort mehr, seitdem der Invalide eingetreten war. Die Mittagstafel wurde aufgehoben; der General stellte sich ans Fenster, schlürfte den Kaffee, ließ Lebrecht in seine Nähe treten und ergötzte sich an den Bemerkungen, die dieser leise und immer in seiner trockenen Weise über die Vorübergehenden machte. Der Adjutant sprach einige Worte mit Frau Babet und beurlaubte sich dann. Auch Paul und sein Freund wollten gehen, als das Kammermädchen auf der Treppe sie auffing und sie zur gnädigen Frau hinaufbeschied.

„Gieb Acht," murmelte Emil; „meiner Tante schlägt das Gewissen, und sie will jetzt Alles bei mir wieder gut machen, aber Du sollst sehen, wie ich sie behandele. Den Frauen darf man nichts hingehen lassen."

Sie traten ein, die Generalin, eine schöne, wohlbeleibte Dame von dreißig Jahren, lag auf einer Couchette, die in eine dunkle Ecke des Zimmers gerückt war. Um sie herum saßen drei Damen, von demselben Alter ungefähr, mit Tapisseriearbeit beschäftigt. Das Zimmer war mit Eleganz und Bequemlichkeit eingerichtet; weiche Teppiche bedeckten den Fußboden. Als die beiden Jünglinge eintraten, bellte das Hündchen der Damen, wurde aber bald zum Schweigen gebracht. Emil stellte seinen Cameraden vor, und die Damen begannen sogleich eine Menge Fragen an ihn zu richten. Paul, der nicht wußte, welcher er zuerst antworten sollte, antwor-

tete Keiner, bis endlich Alle schwiegen und die Generalin fragte, wie es ihm in Berlin gefalle. Paul antwortete hierauf freimüthig; er tadelte Alles, aber heiter und muthwillig, und diese Art schien den Damen sehr zu gefallen. Sie lachten und forderten ihn immer von Neuem auf, zu sagen, was ihm mißfalle, oder was er thöricht und lächerlich finde.

Paul blickte während einer Pause des Gesprächs auf eine Guitarre, die über einem kleinen Notenpult hing; sogleich fragte ihn die Generalin, ob er dieses Instrument spiele. „Nein," erwiderte Paul, „aber ich möchte es." — „So will ich Ihre Lehrmeisterin sein. Zeigen Sie mir Ihre Hände her, ich will sehen, ob es solche sind, die fähig sind, das Instrument überhaupt spielen zu können." Paul wies seine Hände; sie waren durchaus nicht klein, auch nicht weiß und geschont, denn unser Freund hatte als ein halber Bauer bis jetzt gelebt, aber sie waren doch zierlich gebaut. Die schöne Frau behielt sie lange in den ihrigen, unter dem Vorwand, sie zu prüfen, dann gab sie sie frei und sagte lächelnd, indem sie sich in ihre Sophakissen zurückwarf: „Auf diese Hände hin will ich's wagen." Paul mußte jetzt seine Hände allen übrigen Damen zeigen, und die Eine hatte bald dies, die Andere jenes auszusetzen. Als Paul aufsah, trafen seine Blicke auf die der Generalin, die sie aufmerksam und ohne die mindeste Befangenheit auf ihm ruhen ließ. Es war eine außerordentliche Sicherheit in den Mienen, Worten und Bewegungen dieser großen, schönen Frau.

Nach einer Weile empfahlen sich die Freunde, und die Generalin machte Paul bekannt, um welche Zeit er wiederkommen dürfe. Unser Held war entzückt, die Schönheit der jungen Frau, die Aufmerksamkeit, die sie ihm bewiesen hatte, und — ein Umstand, der sich ihm nicht als der letzte aufdrängte, die hübschen kleinen Hände, die er geprüft hatte, während sie die seinigen prüfte — alles das erweckte in ihm ein ganz neues Gefühl von weltlichen höhern und begeisterndern Verhältnissen, als er sie bis jetzt zu kosten Gelegenheit gehabt. Er verbarg jedoch seine Freude dem armen Emil, den seine Tante heute arg mißhandelt hatte.

„Ich bin überzeugt," sagte der junge Fähnrich, „daß sie den Platz im dunkeln Winkel nur deshalb wählte, um mir zu verbergen, wie viel Kummer das Zerwürfniß zwischen uns ihr verursacht; aber Frauen wollen nie ein beschämendes Geständniß thun, deshalb zog sie's vor, heute kein Wort an mich zu richten, weil sie fürchtete, ihre Aufregung zu verrathen." — „O, die Weiber!" rief Paul.

„Ja, die Weiber," stöhnte Emil. „Aber wie fandest Du die Haushaltung meines Onkels?"

„Ganz nach meinem Geschmacke. Er scheint ein Mann zu sein, der gern seine Freude an Allem hat, und dem die ganze Welt verkehrt und toll erscheint. Gerade so mein auch ich's. Der Adjutant ist ein wunderlicher Heiliger, dem ich's gönne, daß ihn der General verspottet. Man muß diese beiden Leutchen nur noch ärger an einander bringen."

„Nimm Dich in Acht!“ rief Emil.

„Laß mich nur machen,“ entgegnete Paul lachend.

Neuntes Capitel.

Paul wird der Liebling des Generals und nimmt nebenbei Musikstunden bei der Generalin.

Ein Monat war vergangen, als der General wiederum Fähnriche zu Mittag „beordern“ ließ. Lebrecht wurde nach der Tafel, wie gewöhnlich, hereingerufen und trat diesmal mit einer ganz besonders listigen Miene auf. „Lebrecht, was hast Du geträumt?“ fragte der General.

„Excellenz, diesmal etwas ganz Besonderes.“

„Und was denn?“

„Denken, Excellenz; ich kam in den Himmel. Es war ein großer Saal, sehr schön tapeziert, darin saßen und gingen und standen allerlei Herren, die ich nicht kannte. Wie ich mich ganz bescheiden und verlegen herumdrücke, kommt ein junger Lieutenant hinein, gar stolz und unbefangen.“

Der General wurde aufmerksam und blickte den Erzähler scharf an, indem er fragte: „Hatte der Lieutenant mit irgend Einem, den Du kennst, Aehnlichkeit?“

„Da er die Nase so hoch trug, konnte ich ihn wirklich nicht erkennen,“ entgegnete der Invalide; „aber es war ein hübscher, stolzer junger Herr, dem die Uniform vortrefflich

auf dem Leibe saß, und der den schönsten Bart von der Welt hatte. Dieser Lieutenant machte die Tour im Himmelssaal gerade mit der Leichtigkeit, als wäre er in einem irdischen Tanzsaale gewesen. 'Wer sind Sie?' fragte er einen alten Herrn mit Degen und Federhut. 'Ich bin der General Scharnhorst,' erwiderte dieser. 'Ah,' sagte der junge Offizier mit sehr viel Grazie; 'es ist mir lieb, Sie zu sehen. Sie sind nicht ganz ohne Verdienste; wir haben Ihre Statue in Berlin auf dem großen Opernplatz.' Der General verbeugte sich und der Offizier ging weiter, bis er wieder auf einen Mann stieß, der hohe militärische Ehrenzeichen trug, dabei aber sehr bescheiden in einer Ecke des Saals stand. 'Mit wem hab' ich die Ehre?' fragte der Lieutenant 'Ich bin der General Gneisenau.' — 'Ah so! ganz Recht! Ich besinne mich, Ihren Namen gehört zu haben!' entgegnete rasch der Fragende. 'Sie haben nicht übel gefochten; aus Ihnen hätte etwas werden können! Auf Ehre, ich freue mich, Sie zu sehen.' Damit ging er leichtfüßig weiter. Da stand ein Mann mit einem ungeheueren Schnurrbart, der ihm wie eine Wolke ins Gesicht hing; dabei hatte der Mann Augen, die wundersam feurig rollten. Nun die alte Frage: 'Wer sind Sie?' — 'Blücher!' — 'So! Freut mich! O Sie haben Ihre Verdienste! Auf Ehre, die haben Sie! Es wird Niemand leugnen, daß Sie gleichsam ein großer Mann sind.' — Blücher antwortete nichts, denn er liebte im Himmel das unnütze Sprechen so wenig, wie er es

auf Erden geliebt. Der junge Herr ging weiter und geradezu auf einen alten Herrn in Generalsuniform los, der an einem Tische, abgesondert von allen Andern, saß und in einem großen Buche las, dessen Blätter, wenn er sie umschlug, ein wunderbares Rauschen durch den ganzen weiten Saal verbreiteten. Der Lieutenant trat kecklich auf ihn zu und wiederholte seine Frage. Da erhob sich der alte Herr in der Generalsuniform und entgegnete: 'Ich bin Gottvater!' Da wich der Lieutenant zurück und verstummte. Ich hab' nicht gesehen, wie er aus dem Himmelssaal wieder hinauskam, vermuthe aber, daß es nicht auf die langsamste Weise geschehen ist."

Der General brach in ein weitschallendes, erschütterndes Lachen aus, als Lebrecht schloß, und alle Tischgenossen sahen den Adjutanten an, der dem Chamäleon das Talent, die Farben zu wechseln, abgeborgt zu haben schien, wenigstens machte er es möglich, im Verlauf der Erzählung vom dunkelsten Roth in die fahlste und schaalste Blässe überzugehen. Er war eben im Begriff wieder ins Rothe zurückkehren, als der General rief: „Man gebe dem alten Lebrecht für diesen Traum eine Flasche Wein und eine gute Mahlzeit."

„Excellenz," hob der Adjutant an, „ich habe Ursache zu glauben, daß der Alte diesen Traum nicht selbst erfunden hat. Die Productionen seiner Phantasie, wie wir neulich gehört haben, sind ganz anderer und weit matterer Natur."

„Lebrecht," fragte der General, „hast Du Dir von Jemand vorträumen lassen?"

„Bei Seel' und Seligkeit nicht, Herr General," rief der alte Invalide. „Ich werde auch so einen schlechten spitzbübischen Traumhandel treiben! Was denken Excellenz von mir?"

„Und ich sage, daß Du lügst!" rief der Adjutant, sich vergessend. „Ich werde den, der Dir diese Erfindung eingeblasen hat, schon zu finden und zu bestrafen wissen."

„Mäßigen Sie Sich," rief der General; „das Ganze ist nur ein Scherz."

„Ich weiß, worauf dieser Scherz zielt," entgegnete der Gereizte. Er stand auf, beurlaubte sich beim General und verließ das Zimmer.

Die Gesellschaft blieb in einiger Verstimmung zurück, ausgenommen der General, der fortwährend in sich hineinlachte und sich ein Glas Wein nach dem andern einschenkte. Nach Tische brachte er den Invaliden wieder in die Fensternische, und dort mußte der Alte beichten.

Paul's Name, als des Schöpfers des tragikomischen Traumes, wurde genannt. Der General äußerte gegen unsern Helden nichts, aber von diesem Tage an war er sein entschiedener Liebling. Die Spottsucht und der Uebermuth Paul's ergingen sich im Hause des Generals frei und ungehindert, und die nächste Folge hievon war, daß der Adjutant, den wahren Zusammenhang der Sache ahnend, einen tödtlichen Haß auf Paul warf.

Während dieser sich die Gunst des Generals immer mehr durch ähnliche Träume, die er Lebrecht träumen ließ, errang, fesselte er auch die Aufmerksamkeit der Generalin. Die kecke jugendliche Frische seiner derben Natur, die Gabe der Schmeichelei und des Spottes, die er abwechselnd anwendete, machten auf diese Dame eine eigenthümliche Wirkung. Die Musikstunden nahmen bald den Anstrich kleiner leidenschaftlicher Auftritte, bei denen Paul sich sehr ungeschickt benahm. Eines Tages kam er etwas später, als seine Zeit war, und fand die Generalin auf ihrem Sopha sitzend und in der Dämmerung ihren Träumereien nachhängend. Ohne dazu aufgefordert zu sein, nahm er Platz an ihrer Seite.

„Setzen Sie Sich dort auf jenen Stuhl," sagte die Dame in einem etwas verweisenden Tone.

„Weshalb?"

„Sie sind mir zu nah. Wenn man Guitarre spielen will, muß man die Arme frei haben."

„Aber ich will nicht Guitarre spielen."

„Nicht? Nun so setzen Sie Sich dennoch dorthin auf den Stuhl." — Paul blieb sitzen, und die Generalin sagte nach einer Pause: „Ich muß an Ihrer Erziehung arbeiten; so erfahren Sie denn, daß es nicht schicklich ist, sich neben eine Dame aufs Sopha zu setzen, ohne dazu aufgefordert zu sein."

Paul verließ, ohne etwas zu erwidern, seinen Platz und

nahm den Stuhl ein. Dort saß er, sprach kein Wort und war, so viel man in der Dunkelheit sehen konnte, in höchst übler Laune, so daß die Generalin, durch seinen Gehorsam bezwungen, ihm erlaubte, wieder auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er kam, faßte ihre Hand, küßte sie und rief: „Möchte nun Niemand kommen, uns zu stören. Ich bin so gern allein mit Ihnen.“

„Mit mir? Und weshalb?“

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau. Vielleicht wissen Sie es.“

„Ich? Wie kommen Sie darauf?“

„Sehr natürlich. Eine schöne Frau wird immer wissen, warum man mit ihr gern allein sein will. Nicht wahr? So denk' ich wenigstens. Hab' ich Recht?“

Die Generalin schwieg.

„Hab' ich Recht? sagen Sie!“

„Sie haben Ihre Halsbinde heute wieder sehr unordentlich umgeknüpft.“

„Ach binden Sie sie neu.“ — Die Halsbinde wurde abgenommen und neu angelegt, bei welcher Gelegenheit die beschäftigten Hände der Generalin von Paul geküßt wurden. „Da Sie einmal mit meiner Person Sich abgeben,“ rief er, „so betrachten Sie meine Hände, ich bitte. Finden Sie, daß die Nägel jetzt die rechte Façon haben, daß sie lang genug sind?“

„Uebermäßig. Das sind wahre Vögelkrallen.“

„Nun gut, vor einer Woche waren sie wieder zu kurz.

Man kann es Ihnen nie recht machen. Apropos! Lieben Sie Ihren Herrn Gemahl?"

„Das ist eine Frage, die Ihnen nicht zusteht."

„Nicht? So will ich sie anders drehn. Liebt Ihr Herr Gemahl Sie?"

„Ich glaub' es."

„Ich glaub' es nicht."

„Wie, Paul?"

„Und wissen Sie warum? Er ist alt und Sie sind jung, Er liebt die Flasche und Sie lieben nicht die Flasche."

Die Generalin lachte: „In der That, haben Sie das herausgebracht?"

„Wirklich, Excellenz. Ich verstehe noch nicht, den Damen Complimente zu sagen."

„Ich zürne Ihnen darum nicht. Sie sind noch unverdorben, das ist ein großer Gewinn für Sie."

„Den ich aber nicht mag. Ich bitte Sie, verderben Sie mich." Diese Worte wurden in vollem Ernst und mit der trotzigen Naivetät der Unschuld ausgesprochen.

Die Generalin hielt das Schnupftuch vor den Mund, doch konnte sie sich nicht versagen, in die dunkeln Augen des Jünglings zu schauen, der seine stürmische Bitte wiederholte. „Ich bitte, verderben Sie mich."

Die Generalin stand auf und ging lachend einige Schritte im Zimmer herum, dann setzte sie sich wieder und sagte: „Sie sind ein Kind; lassen Sie uns von ernsthaften Dingen

sprechen. Haben Sie die Besuche schon gemacht, auf die Ihre mitgebrachten Briefe deuten?“

„Nein.“

„Und weshalb?“

„Bekanntschaften, Jugendfreundschaften meiner Mutter,“ rief Paul; „Sie können Sich denken, was das für alte Wesen sind. Ich werde in steife, ceremonielle Gesellschaften gerathen, in denen ich abgeschmackte Redensarten wechseln muß, und das Alles fliehe ich wie die Pest.“

„Ein junger Mann muß sich aber bilden.“

„Wollen Sie mir einen Kuß geben?“

„Paul! Sie sind von einer unbegreiflichen Kindheit. Hab' ich denn eben von Küssen gesprochen?“

„Nein, aber ich habe daran gedacht, wie ich in der Dunkelheit Ihren schönen Mund sich bewegen sah; wie die weißen Zähne räthselhaft durch die Nacht blitzten, gleich kleinen Sternen, die hinter Wolken hervor sich stehlen und keinen rechten Muth haben, ganz und in ihrer vollen Schönheit herauszutreten. Sehen Sie, jetzt lachen Sie.“ —

„Ziehen Sie die Klingelschnur, daß man Licht bringe.“

„Daß ich ein Narr wäre. Ich sitze sehr gern in der Dunkelheit. Mir fehlt gar nichts; ich befinde mich vollkommen wohl.“

„Thun Sie, was ich Ihnen aufgetragen, oder Sie machen mich ernstlich böse.“

Paul stand gehorsam auf, zog die Klingel, und es kam

Licht. Er setzte sich jetzt, immer die Blicke auf die Generalin gerichtet, und sang die zwei, drei Lieder ab, die er wußte, das letztere, ein Liebeslied, sang er sehr zärtlich und zugleich sehr falsch. Zum erstenmal verbesserte ihn seine Lehrerin nicht, sie war beschäftigt, seine Blicke zu erwiedern. Paul warf die Guitarre weg, stürzte zu ihren Füßen und drückte Stirn und Wangen an ihre Kniee. In diesem Augenblicke trat Madame Babet herein, einen Damenbesuch anmeldend. Paul wollte zur Thür hinausfahren, als die Generalin ihn zurückhielt, ihm ernsthaft zurufend: „Bleiben Sie; es schickt sich nicht, so davonzulaufen.“ Paul blieb, aber seine warmen Wangen waren mit einer dunkeln Röthe übergossen, die Schaam, Zorn und Verwirrung hinaufbeschworen hatten. Die Generalin ergötzte sich unbefangen an seinen Qualen; endlich erlaubte sie ihm, sich zu entfernen. „Ich werde sie nie wieder sehen!“ rief er, auf der Straße angelangt, und — am andern Tage befand er sich wieder an der Thür zum Cabinet der Generalin.

Eines Tages fand er auf dem Schreibtisch der Generalin folgendes angefangene Briefchen an eine Freundin: „Ich befinde mich wohl; ich habe mir ein neues Schooshündchen erwählt, einen jungen originellen Menschen, der die Protection eines Mannes nachsucht. Er hat die schönsten Zähne von der Welt.“ —

Paul legte das Blatt wieder hin, denn die Generalin trat in diesem Augenblick herein. „Wie sonderbar,“ sagte

er bei sich, „sie nennt mich ein Schooßhündchen und findet nichts an mir zu loben, als meine Zähne, und ich glaubte ihr Herz erobert zu haben; ich fürchtete jeden Augenblick eine Ausforderung von dem General zu erhalten. Wahrlich, entweder ich bin sehr kindisch eitel, oder die Frauen sind sämmtlich Geschöpfe sehr gewöhnlicher Art.“ Da er das Erste nicht zugeben wollte, nahm er das Letztere für wahr an und behandelte die Generalin von der Zeit an sehr wegwerfend und hochmüthig, eine Veränderung, die die Dame gar nicht zu gewahren schien. Sie hatte, da Paul ihr Interesse erschöpft haben mochte, sich ein neues „Schooßhündchen“ verschafft, und die Musikstunden hatten ein Ende.

Emil, da er sah, daß sein Freund nicht glücklicher war, als er selbst, tröstete sich und fertigte ein sehr langes, wohlgelungenes Gedicht in elegischem Versmaße.

Paul sagte lachend: „Das sind die Leiden und Freuden der Fähnrichsexistenz.“

Zehntes Capitel.

Paul wird Offizier und hält seinen Einzug in den Bayard-Club. Statuten dieses Clubs.

Zwei Jahre waren vergangen, unsere Freunde zählten jetzt achtzehn Jahre und bereiteten sich vor, den Grad eines Offiziers zu erreichen. Sie saßen und studirten aufs Eif-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

rigste. Die böse Stunde fand sie gerüstet, und der Soldat-Student und der Soldat-Poet erhielten beide ihre Patente. Paul hatte sich ein Regiment Garde-Cürassire ausgewählt, und der junge achtzehnjährige Lieutenant machte eine ganz stattliche Figur. Emil blieb blaß und schmächtig, seine Uniform war nicht glänzend; Mann und Kleid waren im vollständigen Einklange. Als Paul eben sein weißes Collet anpaßte und den blanken Cüraß umschnallen wollte, brachte man ihm einen schwarzgesiegelten Brief vom Rittmeister, in welchem dieser den Tod von Paul's Vater meldete. „Die nähern Umstände dieses traurigen Falls, der Schloß Brunswick erschütterte, wirst Du von Deinem Oheim, dem Herrn von Polter, erfahren, der nach Berlin reist;" so schloß der Brief.

Paul's Händen entfielen die glänzenden Waffenstücke, er faltete das Schreiben zusammen und blickte starr und unbeweglich dessen schwarzes Siegel an. — „Mein Alter ist todt!" sagte er endlich zu Emil, der ihn fragend anblickte.

„Todt? — Ach, mein Freund, unsere Väter müssen sterben, um uns Platz zu machen. Unser ist die Welt! der Jugend gehört sie! Laß Dich das trösten."

„Es war ein guter Vater und ich hab' ihm Kummer gemacht."

„Das haben wir Alle unsern Vätern. Der meinige pflegte stets zu sagen, daß ich ein verlorener Sohn sei, und

dies sagte er nur, weil er wußte, daß ich ihm nie verloren gehen würde."

Paul's Blicke fielen auf das Bild seiner Mutter und seine Miene voll Trost und Beruhigung schien zu sagen: „Sie ist mir geblieben." Er legte die glänzende Uniform ab, und ging in schwarzer Kleidung zu seiner Tante, die bereits nach ihm geschickt hatte. Er fand sie im ersten Stocke eines Hotels prachtvoll eingerichtet. Sie kam ihm mit einem schwarzen, lang nachschleppenden Flor entgegen, der ihre kleine bucklichte Gestalt in schwarzen Wellen umflog und ihr das Ansehen einer Fee gab, die eben ihren Drachenwagen verlassen hat. Herr v. Polter saß an einem Tischchen und verzehrte ein ungeheures Austernfrühstück.

„Lieber Paul," sagte die kleine Tante, indem sie die volle, jetzt schon etwas bräunlich geröthete Wange ihres Lieblings streichelte, „es freut mich, Dich so kräftig und ausgebildet wiederzufinden. In der That ist Deine Stellung im Leben jetzt eine bedeutend andere. Dein Vater hat, was wir Alle nicht gewußt haben, hübsche Summen bei Seite gelegt, auch an den Schulden unseres Stammschlosses immer im Geheimen abgetragen, so daß Du Dich jetzt als einen reichen Erben ansehen kannst, wie's wenige im Lande giebt. Mein Mann — lieber Freund, endigen Sie doch endlich einmal Ihren Austernschmaus — wird Dir die Papiere und Rechnungen vorlegen. Er ist zu Deinem Vormund ernannt, auf die kurze Frist bis zu Deiner Großjährigkeit. — Alfred, liebster Alfred, kommen Sie doch endlich von Ihren Austern weg!

Hier ist Paul — Sie haben ihn noch nicht begrüßt — In der That, das finde ich nicht ganz freundlich!“

Herr von Polter erhob sich auf diese Aufforderungen seiner Dame schwerfällig vom Tisch und reichte Paul die Wange hin, indem er zugleich seine Arme um den Nacken des Jünglings schlang. „Willkommen, lieber Freund! Willkommen! Meine Frau hat Ihnen noch nicht Alles gesagt; lieber Engel, Du hast unserm Vetter noch nicht gesagt, daß er auch die beiden Oheime in's Haus schlachtet; denn weder Anton noch Lorenz werden heirathen. Dafür leiste ich Bürgschaft.“

„Es ist wahr,“ sagte die Tante, „die beiden Brüder beerbst Du ebenfalls.“

„Er wird kolossal reich!“ rief Herr von Polter und knöpfte sich ein paar Knöpfe der Weste auf. „Puh!“

Paul hatte in diesem Augenblick nur seinen todten Vater vor Augen. „Wo lag die Leiche?“ fragte er.

„Im großen Saal,“ entgegnete die Tante. „Die sechs Candelaber, die, wie Du weißt, auf dem Boden hinter dem großen Schornstein standen, und seit dem Tode Deines Aeltervaters — denn Dein Großvater hatte sich die Candelaber ausdrücklich verbeten — nicht gebraucht worden, standen um den Sarg. Ich und Deine gute Mutter flochten Kränze aus weißen Rosen. Ich zerstörte meinen Brautkranz, denn es fehlte an weißen Rosen.“

„Ja, mein Engel, das hätten Sie doch nicht thun sollen,“

bemerkte Herr von Polter. „Was fängt der alte Mann mit den weißen Rosen im Himmel an? Ich seh' nicht ein, wozu's ihm nutzen soll."

Die Tante fuhr fort: „Der Amtmann, der Verwalter, der Gerichtsvogt, der Schloßintendant, der Schulmeister und der Küster trugen ihn zu Grabe, in die Familiengruft. Mehrere Edelleute, da eben große Jagd in der Nähe war, kamen zum Trauergeleite, und selbst der Adelsmarschall der Provinz hatte seine Kutsche und seine Livree gesendet. Man sang das Lied: „Nun, Herr, läßt Du Deinen Knecht in Frieden fahren!"

„Ich muß Ihnen sagen, liebste Amelie," hub Herr von Polter an, die Uhr hervorziehend, „daß es die höchste Zeit ist, in's Atelier zu fahren. Wollen Sie uns begleiten, Vetter? Wir wollen uns daguerreotypiren lassen."

„Alfred," sagte die Tante, „wie können Sie die Augenblicke, die ich dem Schmerze meiner Familie weihe, wo ich mit dem Erben des Namens und der Verdienste eines theuern Bruders spreche, so grausam stören?"

„Als er noch lebte," murrte der Gescholtene, „haben Sie Sich nie mit ihm vertragen können."

Paul begleitete seine Tante, als sie ging, ihren Mantel umzulegen. Hier schloß er sie in seine Arme, seine Thränen befeuchteten ihre Wange und das einstmalige kleine magere Fräulein schloß sich mit großer Innigkeit an den schönen, stolzen, kräftigen Jüngling, den sie einst ihren Schüler nannte.

Als Paul sich beim General meldete, fand er diesen alten Herrn in einer ungewöhlich ernsten Stimmung. „Junger Mann,“ sagte er, Paul's Hand erfassend, „Sie sind jetzt Offizier, Sie treten ein in die Reihen eines glänzenden und heldenmüthigen Heers. Sie haben mir mit einem für Ihr Alter seltenen Scharfblick gezeigt, welch' ein Makel der Soldateska unserer Tage anklebt. Wir stehen fast wieder da, wo wir 1806 standen, als die Zeit der Prüfung herankam und uns unvorbereitet fand. Der lange Friede hat uns übermüthig gemacht, der Krieg wird uns wieder demüthig machen; denn aus der Demuth, beim Soldaten wie bei jedem Andern, wächst das Große. Dann, mein Freund, ein väterlicher Rath: Sie lieben den Spott, geben Sie ihm nicht Raum. Ich kann Ihnen aus Erfahrung versichern, daß er nicht gut thut. Ein Soldat besonders soll sich des Spotts enthalten, denn seine ganze Stärke besteht im Einverständniß mit dem Ganzen; der Spott jedoch isolirt.“ Als er dies gesagt hatte, brach er wieder in sein gewohntes Gelächter aus, so daß Paul ihn aufmerksam anblickte und an seinen Worten irre wurde. Er jedoch schüttelte nochmals Paul's Hand und entließ ihn. Paul ließ sich bei der Generalin melden; sie nahm ihn nicht an; „Der Schooßhund ist zu groß geworden,“ murmelte Paul, indem er von der Treppe niederstieg.

Nichts verräth sich leichter in der Welt, als das Dasein des Goldes; Jeder beeilt sich, seinem Nachbar die Anzeige

zu machen; Freund und Feind vereinigen sich, um eine so willkommene Botschaft so weit als möglich auszubreiten. Eine schöne That zu verbergen, genügt der durchsichtigste Schleier, das Blinken des dämonischen Metalls zu verdecken, sind alle Hüllen der Welt, und die Welt zählt bekanntlich sehr viele und sehr dichte, nicht zureichend. So erfuhr die große Stadt bald, daß ein reicher junger Erbe in ihren Mauern weilte, vor allen Dingen erfuhren es jene vornehmen Kreise, die auf Namen und Reichthümer Jagd machen, denen der Mensch nichts, und seine Hülle Alles ist, die in diesem Augenblicke vor der Tugend anbetend niederknieen, weil sie ein Ordensstern ziert, und in jenem Moment ihr höhnend in's Gesicht schlagen, weil sie diesen Ordensstern verloren hat. In diesen Kreisen ward Paul's Empfang mit Jubel vorbereitet. Der Name des Barons von Brunswick lag offen hingelegt in den Boudoirs eleganter Frauen, auf dem Schreibtisch angesehener Männer; man versteckte diese kleine Karte nicht, denn man hatte mit dem Träger dieses Namens Großes im Sinne.

Herodot erzählt von einer Abtheilung der Priesterkaste der alten Aegyptier, die sich einen kleinen schwarzen Fleck auf die Wange malten, um dadurch anzuzeigen, daß sie eines nähern Umgangs mit den Göttern gewürdigt seien. Dieser kleine schwarze Fleck ist das Abzeichen unserer Aristokratie. Wenn der Nil austrat und die Verwüstungen anrichtete, so hatten die Schwarzbefleckten das Vorrecht, sich und ihr Eigenthum

zuerst in Sicherheit zu bringen, und wenn bei uns im Volke Elend und Noth einbricht, so haben unsere Schwarzbefleckten das Vorrecht, davon keine Kenntniß nehmen zu dürfen. Dies war lange nicht so schlimm, als der Adel, wenn auch nicht ganz dazu berufen, den ersten Platz einnahm, wie es jetzt ist, wo die Rohheit in Gold gekleidet sich als Aristokratie breit macht. Jetzt ist der kleine schwarze Fleck von der giftigsten Natur; dies kann man bei jedem Austreten des Nils bemerken. Uebrigens ist dies eine Bemerkung, die wir Herodot zu Liebe hier eingeschaltet haben. Man muß auch manchesmal den Alten eine Gefälligkeit erzeigen.

Die erste That unseres jungen Helden in seinem neuen glorreichen Wirkungskreise war, daß er großmüthig eine Herausforderung annahm, die der Adjutant des Generals ihm zukommen ließ, als er zur Gewißheit gekommen war, daß jene Traumgeschichte eine Erfindung Paul's war. Da es in einer großen Stadt ohne Politik und öffentliche Meinung immer eine große Anzahl Leute giebt, die die Langeweile plagt, so machte dieses Duell, das so gefahrlos ablief, als nur je eine Angelegenheit beendet ward, in der man Waffen braucht, doch großes Aufsehen, und der junge Mann in der Mode stieg schnell noch eine Staffel höher in der Aufmerksamkeit und Gunst der Gesellschaft. Herr von Sell hatte eine Dame aus den höhern Kreisen zur „Beobachterin“ (denn Freundin oder gar Geliebte würde in einer Zeit, die so discret und tugendhaft ist, einen gehässigen Nebenbe-

griff hervorrufen). Diese Beobachterin fiel in Ohnmacht, und da sie dies unglücklicherweise in Gegenwart zweier Freundinnen that, die ihrerseits schon lange diese Beobachterin beobachteten, so ging ein leises Murmeln in die Gesellschaft über, und Paul wurde zum Mörder eines hochbegabten, himmlischreinen Engels gemacht. Unsere Zeit ist so heuchlerisch; die alte Aristokratie hatte ihre Liebschaften; sie ging mit großem Muthwillen und großer Heiterkeit in allerlei verwickelte Verhältnisse ein, und kam darin um; wir sind so vorsichtig, wir machen so kleine Schritte und fallen dennoch. Zum Glück erhohlte sich der reine Engel wieder und entschloß sich, zu aller Welt Freude, weiter zu leben, ein Umstand, den Niemand für möglich gehalten hätte. Sie ging noch weiter, und behauptete, sie wolle „den Rest ihrer Tage" (ein Ausdruck, der ihren Freundinnen Thränen ablockte) dazu anwenden, für die armen Negerkinder Kleidungsstücke zu machen.

Die angesehenern und reichern Offiziere hielten zusammen und tauschten mit einander ihre Börsen, ihre Liebschaften und ihre Reitpferde. Der engste Ausschuß dieser Exclusiven bestand aus etwa dreißig jungen Herren, die sich die Ritter ohne Furcht und Tadel nannten und den Bayard-Club bildeten. Paul wurde fürs Erste als Ehrenmitglied aufgenommen. Man theilte ihm am Abend seines Eintritts ein kleines, grün eingebundenes Buch mit, dessen Blätter etwas vergriffen waren, und das eine Anzahl unschätzbarer

Notizen enthielt. Die historische Abtheilung führte die Namen berühmter Ritter an, schöne, wohlklingende Namen aus Tagen, die längst verrauscht waren. Auf einem der ersten Blätter las man in kleiner gekritzelter Schrift den Namen „Schill.“ Diese verblaßten Züge waren hingemalt, als hätte eine kleine Putzmacherin sie geschrieben, die an Nervenzuckungen leidet, und doch war dieser Name der männlichste unter allen; doch lockte er glühende Thränen aus den Augen des Jünglings, der mit dem Stolz eines preußischen Herzens zum erstenmal den Namen dieses armen Geächteten las. Er hatte ihn geschrieben, als schon der große Gedanke aus dem stillen Busen gewaltsam hervorstrebte, eine That zu werden, in der Nacht, die seinem Auszuge aus Berlin vorherging. Diesem Namen folgten andre, lauter Söhne jener schwarzen, blutigen Tage, theuere Namen, so oft von zitternden Lippen genannt, in Schmerz und Klage und mit Siegeshymnen vermischt in Freude und Errettung. Dann folgten in den schönen Tagen des Friedens die Helden mit den griechischen Profilen, die keine anderen Siege zu nennen hatten, als die über schöne Frauen. Der preußische Adler saß zahm zu den Füßen der Aspasien, und die Antinousse der Congreßzeit prunkten in den Opernlogen, um Henriette Sonntag singen zu hören. Es war eine kokette tumultuarische Zeit und mancher Paris, der goldene Aepfel ausgetheilt hat, wandert noch, ein gealterter Don Juan, über die Straßen und Plätze, wo sonst schwarze Elviren und

bunte Zerlinen ihm nacheilten. Dann kam die Zeit der Tugend und der Langeweile — arme Jugend! Was hilft Dir in so schläfrigen Tagen deine Apollogestalt? Unter dem Zank unserer Tage zerbricht die schöne Form, und der Kuß der Liebe findet nur kalte, kranken Unsinn schwatzende Lippen.

Dennoch schrieb Paul seinen Namen mit Freudigkeit hin. Jede Jugend glaubt ihrer Zeit den Stempel ihrer eigenen Kraft und Schönheit aufdrücken zu können. Jedes junge Herz hat Recht; denn es hofft, und dem Hoffenden gehört die Welt.

Dem historischen Theil des grünen Buchs folgte der administrative; er enthielt Gesetze, die bestimmten, wie die „crême" es mit Liebeshändeln und Duellen gehalten wissen wollte. Es kamen hier feine psychologische Züge vor, und jenes mysteriöse Etwas, das man die „Ehre" nennt, das wie das höchste Aroma der Liebe nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann, wurde hier dem Eingeweihten in zwölf Thesen vorgeführt. Der Finanzabschnitt gab kostbare Adressen an von Wucherern, die mit Discretion behandelt werden mußten, weil sie kleine Leidenschaften und dabei große Namen trugen, und mitten in der exclusiven Gesellschaft ihren Sitz hatten. Ein kleiner amüsanter Anhang enthielt die Geschichte einiger in Mode stehender, und von den Exclusiven mit Aufmerksamkeit beehrter Schönheiten, doch waren es meist Corinnen und Aspasien aus frühern Tagen, in der neuesten Zeit fehlten diese kleinen Romane, entweder weil die Ritter

keine Damen mehr gefunden hatten, oder weil sie sie nicht mehr nennen mochten.

Am Abende der Aufnahme Paul's wurden einige Reden gehalten; dies war ein Modezeitvertreib des Bayard=Clubbs, und, wie nicht zu leugnen war, manchmal ein sehr langweiliger. Die Redenden mußten oft mit Gewalt zum Schweigen gebracht werden, und dies bewirkte man dadurch, daß man sechs oder acht Redner auf einmal losließ, die wie bissige Hunde übereinander herfielen und sich gegenseitig aufrieben. An diesem Abende jedoch sprach ein berüchtigter Witzbold und Tonangeber, der Erbe eines großen Vermögens, und durch Reisen gebildet. Wir wollen ihn Elfried nennen. Er war nichts weniger als schön, klein von Wuchs, hinkte ein wenig, war aber dessenungeachtet der keckste und geschickteste Reiter. Als vortrefflicher Pistolenschütze stand er in Achtung; im Uebrigen waren jedoch seine geselligen Tugenden von sehr problematischer Art. Da er von guter Familie, seine Angehörigen vermögend und angesehen waren, so erlaubte man ihm viel, er aber erlaubte sich noch viel mehr selbst, und da konnte es nicht fehlen, daß sein Umgang nicht eben der bequemste nnd gesuchteste war. Er fühlte sogleich zu unserm Helden eine Neigung und die Rede, die er jetzt hielt, war besonders an Paul gerichtet.

„Der Offizier von heute,“ hub er an, „ist ein Wesen ernsterer und soliderer Art geworden, als er vor dreißig Jahren war. Werfen wir einen Blick auf unsere Väter, meine theuern Brü=

der, so entdecken wir zweierlei: erstens eine große und allgemeine Theilnahmlosigkeit an Wissenschaft und Kunst, und zweitens eine außerordentliche und nicht zu entschuldigende Leichtfertigkeit im Umgang mit den Frauen. Das sind zwei Uebelstände, die wir uns nicht verbergen können, wenn wir die großen Standbilder unserer Erzeuger betrachten. Es ist betrübend, gestehen zu müssen, daß unsere Väter sich nichts daraus machten, der Grammatik unheilbare Wunden zu versetzen und den Artikel als ihren persönlichen Feind zu betrachten. Sie übten eine unbeschreibliche Despotie über den Casus aus, und von dem Druck, den er unter ihrer Herrschaft erlitt, ist der hinfällige Zustand, den er noch jetzt hier und da zeigt, herzuleiten. Sie waren die eigentlichen Gründer des „Berliner Deutsch," jenes wunderbaren und in seinen Combinationen so unerforschlichen Jargons. Aber nicht genug, der Sprache fortwährend auf die Hühneraugen getreten zu haben, führten sie auch einen Vertilgungskampf gegen die Wissenschaft im Großen und Allgemeinen. Jede wurde auf kränkende Weise ignorirt und zurückgesetzt. Beispiele anzuführen ist unnöthig. Der Offizier von heute adoptirt großmüthig die Wissenschaften; er läßt es geschehen, daß, wenn man ihn am Morgen besucht, man ihn in Ranke's Geschichte der Reformation lesend findet; er hat wenig Zeit für seinen Schneider, und weniger Zeit für seine Geliebte. Ebenso adoptirt er die Künste und beurtheilt die Schönheit der Form, nicht am Nacken eines Kammermädchens, wie unsere Väter

es thaten, sondern an der gefurchten Stirn eines Cicero, an dem schönen Faltenwurf der Toga eines antiken Imperators."

„Das zweite Gebrechen unserer Erzeuger waren ihre heiteren, aber unhaltbaren Grundsätze im Umgang mit Frauen. Sie waren darin von Frankreich angesteckt, diesem Lande der kleinen Füße und der großen Revolutionen. Sie ahmten Frankreich nach; wir aber ahmen keinem Volke nach, sondern, indem wir es großmüthig andern Nationen überlassen, uns nachzuahmen, beschäftigen wir uns unablässig, die großartigen Keime von Tugenden, die in unserer militärischen Nationalkraft liegen, auszubilden. (Beifall, und einige Stimmen, die „hört!" „hört!" rufen.) Es liegen betrübende Beispiele vor, wie wenig unsere Väter die Frauen achteten, obgleich sie sich alle Stunden des Tages und der Nacht in ihre Nähe drängten. Wir drängen uns nicht zu ihnen, wir beobachten sie aus der Ferne mit großer Achtung und einer rührenden Ehrfurcht. Dies gereicht unfehlbar den Frauen unserer Tage zu unendlich großer Genugthuung. Sie ersparen die Zeit, die sie anwenden müßten, thörichte Annäherungen, die zu nichts führen, abzuweisen, und diese ersparte Zeit wenden sie an, die edelsten Werke der Mildthätigkeit auszuüben, Werke, an die unsere Mütter nicht denken konnten, weil man sie beständig in unnütze Liebeshändel verwickelte."

Bis hierher kam der Redner, da unterbrach ihn ein

Anderer, der stürmisch die Rednerbühne usurpirte. „Was, Frauen!“ rief dieser leidenschaftliche Jüngling, dessen Stimmung einige Gläser Ananas-Punsch noch erhöht hatten, „wir wollen Krieg! Schlachtenlärm, Manifeste, Truppenmärsche, Vorpostengefechte, Belagerungen, Ausfälle — seht da, das sind Worte, die erschüttern und beleben! Die Casernen müssen sich entleeren, der müssige Soldat soll erfahren, wozu er da ist. Ihr werdet mir das alte Wort erwiedern: Es giebt keinen Krieg! — Ei, so mache man ihn. Wenn man das träge Menschenvolk viel fragen wollte, so möchten sie wohl ewig Frieden haben. Der König nehme nur, wie der große Fritz es gethan, irgend einem Nachbar eine Provinz weg, gleich wird Geschrei und Tumult da sein, gleich haben wir Krieg. Und dann sollt Ihr sehen, wie wir die patriotischen Leierkastenmänner aus dem Lande hinausfegen, wie wir die kleinen Verdruß-Manufacturen sprengen, und die ganze übelriechende — Dinte sudelnde, König und Adel verklatschende — Alten-Weiber-Zank austüftelnde Demagogen-Sippschaft mit dem geschwinden Kehrbesen unserer guten blanken Schwerter über die Schwelle fegen werden! Teufel und Doria! Alle Welt spielt heutzutage Conzerte, soll nur der Soldat allein auf seinem Instrumente, der Flinte und Pike, nicht spielen dürfen?“

Eine Stimme erhob sich, die da rief: „Achtung für den Frieden! Achtung für das freie Wort, für die freie Forschung!“ — Alle Blicke wandten sich nach dem Ausgangs-

punkte dieser Stimme hin, und ein Jüngling ward sichtbar mit ernstem Antlitz, dunklem Haar und feurigen Augen. Er stand da, an die Thüre des Einganges gelehnt, in vollem Waffenschmuck, die Arme über die Brust gekreuzt, und mit stolzer Ruhe in die Versammlung blickend. Paul hatte diesen jungen Helden noch nie gesehen; er fühlte sich von der Erscheinung desselben getroffen, und die ehrfurchtsvolle Stille, die auf jene herausfordernden Worte folgte, fand ein besonderes Mitgefühl in seiner Brust.

Langsam und mit festen Schritten kam der junge Mann aus der Tiefe des Gemachs hervor und näherte sich bis dicht an den Tisch, an welchem die lärmende Gruppe Platz genommen hatte. Niemand forderte ihn auf, zu sprechen, er schien eine solche Aufforderung nicht abwarten zu wollen, sondern sagte in kurzen und scharfen Sätzen: „Wißt Ihr, was Ihr thut, indem Ihr diesen Uebermuth nährt, ihm Sprache und und Geltung gebt? Wißt Ihr, was das Wort „Friede" bedeutet? Habt Ihr bedacht, welche Macht der Unterwelt Ihr heraufbeschwört, indem Ihr die Gewalt der Waffen zum Kampfesrichter bestellt? Unsere Väter haben dem Kriegsdämon gestanden, weil er sie aufsuchte; wollt Ihr vermessen den Dämon reizen, da er Euch nicht aufsucht? Wollt Ihr ihn aus seiner dunkeln Höhle gewaltsam hervorziehen? Habt Ihr vergessen, welche düstre Gemälde uns alte Krieger von jenen Schlachtfeldern entworfen, auf denen Deutschlands Jugend blutete? Habt Ihr Leipzigs schauriges Siegesfest ver-

gessen? Geht und betrachtet die schwarzen Tafeln in den Kirchen der Dörfer, und zählt die Menge der Opfer, die auf den Stufen des Altars des Vaterlandes fielen; wollt ihr von neuem den Donner der Kanonen wach rufen, die Schärfe des Schwerts frei geben; von neuem brennende Dörfer, verwüstete Städte, entvölkerte Provinzen zur Schau stellen, und das alles, um einem Kitzel des Ehrgeizes, einem Verlangen ungeduldiger Jugendhitze zu genügen? Dankt es der klugen Versöhnlichkeit der Fürsten, die jetzt Europens Throne einnehmen, daß uns Zeit bleibt, an unserer Veredlung als Menschen, als Bürger, als denkende und fühlende Glieder eines großen Staatsganzen zu arbeiten. Dankt es den Friedensjahren, die uns erlauben, nicht blos Soldaten, auch Bürger zu sein."

Diese Rede rief lebhafte Debatten hervor. Sämmtliche Bayard-Ritter fingen jetzt an unbeschreiblich viel Punsch zu trinken, und zugleich war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo acht Reden zu gleicher Zeit gehalten wurden. Als die Versammlung auseinander ging, hing sich Elfried an Paul's Arm und sagte lachend: „Hier haben Sie, mein verehrter Camerad, drei gleich vortreffliche Reden gehört, die alle drei die Stimmungen und Ansichten unserer geliebten Brüder in Mars veranschaulichen. Ich gab nur einige populaire Gesichtspunkte an, kleine harmlose Andeutungen; meine beiden Nachfolger gingen aber sogleich der Sache hart auf den Leib. Das ist Thorheit. Glauben Sie mir, unser ganzer Stand,

die bunten Lappen, die wir auf dem Leibe tragen, die Waffen, die Redensarten — Alles, Alles ist nicht werth, daß ein vernünftiger Mensch nur ein ernstes Wort darüber verliert. Auch der Adel, die Fürsten, die Plebejer, das Volk — alles Spielerei und schlechter Spaß; das fühlt unser einer so recht, wenn er im „losgebundenen Zustande" sich befindet. Den losgebundenen Zustand nenne ich jedoch die Zeit, die ich auf meinem Pferde oder bei der Flasche zubringe. Wenn ich in schauerlicher Nacht, bei Sturm und Blitz über die Ebene dahinjage, wenn sich in mir der langweilige Mensch, das Gardeoffizierliche, das Gräfliche, das Gesellschaftpuppische schlafen gelegt, und der andere Bursche, den ich nicht zu benennen weiß, in mir ersteht, dann wird mir wohl, dann lach' ich zum Monde hinan und werfe der alten Mutter Nacht Kußhände zu."

Er hielt inne, sah Paul scharf an und rief: „Verstanden?"

„Nicht ganz," entgegnete Paul.

„'s wird schon werden. Der Fehler liegt bei mir in der Methode. Sollen wir noch ein Fläschchen zusammen trinken?"

Paul machte die Bemerkung, daß sie bereits manches Fläschen zusammen getrunken hätten.

„Im Club?" rief Jener, „das will nichts sagen. Der Club hat völlig schülerhafte Ansichten über das Trinken, er leistet in keinem Dinge etwas wahrhaft Tüchtiges und Brauch-

bares. Ich nenne Punsch kein Getränk für einen Mann; es ist ein Aufregungsmittel für Damen. Ich liebe die ursprünglichen Stoffe, das nachweisbare ächte Erzeugniß der Natur. Hat man je gehört, daß Zucker und Zitronensäure zu den legitimen Großmächten zählen? Es sind kleine Emporkömmlinge, die, um zu existiren, die schlechte Constitution jedes verdorbenen Magens annehmen und sich darnach richten müssen. Was ein ächter Wein ist, der wirft seinen Mann um, dessen Constitution ihm nicht gefällt."

Paul folgte, wiewohl widerstrebend, der Aufforderung Elfried's.

Eilftes Capitel.

Der Leser wird die betrübende Bemerkung machen, daß der Held unsers Romans sich auffallend schnell in einen Taugenichts verwandelt.

Je fester sich die Bekanntschaft unseres Helden mit Elfried knüpfte, desto mehr wurde er von dessen Vorliebe für den „losgebundenen Zustand" überzeugt, so wie von der ungemeinen Bewunderung, die dieser den „ursprünglichen Stoffen" zollte. Bisher hatte Paul seinen Oheim Anton für das Ideal eines Trinkers gehalten, jetzt jedoch überzeugte er sich, daß dieser, wenn er um die Aufnahme im Bayard-Club sollicitirte, schwerlich einen Platz erhalten würde. Elfried wußte die ehrenvolle Versammlung immer überzeugender gegen

Zucker und Citronensäure einzunehmen, und einen gründlichen Haß gegen Arak und die gemischten Stoffe in ihre Seelen zu pflanzen; dagegen stimmte er den Enthusiasmus für die Reden etwas herab, und bewirkte dadurch, daß weniger geredet und doppelt so viel getrunken wurde. Der Club litt in Folge dieser Reformen an einer gewissen Hinfälligkeit und an schwankenden Grundsätzen. Einige Mitglieder geriethen auf immer in ein Zerwürfniß mit ihren Hausthürschlüsseln, andere erlebten die auffallende Erscheinung, daß das Bette für sie ein unbekanntes Meubel wurde. Die größere Anzahl der Bayard-Ritter hielt jedoch standhaft den Wechsel der gefährlichsten Crisen aus und erwarb sich den Ruhm, die Devise des Clubs, „ohne Furcht und Tadel,“ in glänzendster und genügendster Weise von der Welt bethätigt zu haben. Sie beobachteten die Formen nach Außen, und verletzten sie nur im Innern der Gemächer. Im Innersten dieser Gemächer wurde ein Raum etablirt, in welchem eine Pharaobank ihren Platz fand. Zum Vorwand wurde genommen, daß man für diejenigen Mitglieder, die keine Reden mehr halten durften, einen kleinen Ersatz und eine erlaubte Zerstreuung schaffen wolle. In der That war dies ein gutes Mittel, die Empfindlichkeit zu dämpfen und das gute Vernehmen unter den Mitgliedern des Clubs wieder herzurichten, denn der eine befand sich bald als Schuldner des andern und dieser machte durchaus nicht Miene, ein so festes und für beide Theile so beglückendes Band zu lösen. Paul hatte bald

das Glück, seiner immer vollen Börse bedeutenden Zuspruch verschafft zu sehen. Er gab gerne, denn er kannte den Werth des Geldes nicht, dann schmeichelte es ihm, mit den Söhnen der ersten und gefeiertsten Geschlechter in nahe Berührung zu kommen, und endlich bestach ihn auch das chevalereske Ansehen des Clubs, der in seinen schwächsten und bedenklichsten Momenten immer noch einen gewissen kühnen und phantastischen Schwung behauptete, der die Zerrüttung, wenn auch nicht adelt, doch ihr das Widrige der blos materiellen Debauche nimmt. Elfried blieb seinen in der Rede ausgesprochenen Grundsätzen treu; er las in seinen guten Stunden viel und mit Auswahl, er studirte eifrig und wußte in dem Club stets eine gewisse geistige Regsamkeit wach zu erhalten. Bei den Orgien, selbst bei den lärmendsten und am meisten cynischen, blitzte sein Sarkasmus hindurch und sein Spott brach sich Bahn. Erloschen alle Sterne, so war er gewiß der Erste, der verschwand, und sehr oft zog er Paul mit sich. Unser Held hatte aber bald Geschmack an den Wechselfällen an der Pharaobank gefunden. Der Dämon des Spiels bemächtigte sich seiner und hielt ihn in scharfen Krallen fest. Mehrere Wochen vergingen, wo er nur für die Karten lebte. Die Welt außerhalb des Spielcabinets existirte nicht für ihn. Es langten Briefe aus Schloß Brunswick an, vom Rittmeister, sogar von der Legationsräthin, Paul ließ sie unerbrochen liegen; er, der sonst jedes Blättchen, das die Schriftzüge seiner Mutter trug, wie ein theures

Kleinod empfangen und mit Sorgfalt aufbewahrt hatte. Der einzige Gang, den er anderswohin, als zum Club machte, war zu seinem Banquier, von dem er sich immer neue Summen holte. Wenn er die Nacht durch gespielt hatte, so wurde am Morgen ein Frühstück eingenommen, dessen Anordnung Elfried übernahm und das eine Mustersammlung ächter und feuriger Weine genannt werden konnte. Die Frühstückstunde wurde pünktlich von Paul's Freunden inne gehalten, aber nicht mindern Beifall als die Weine fanden unseres Helden Reitpferde, deren er eine ziemliche Anzahl sich nach und nach angeschafft hatte, ebenfalls auf Elfried's Rath und Empfehlung. Auch ein paar Tilbury und ein Gig fanden sich vor, einer immer von modischerer Form und unbequemer wie der andere; auf dem letztgeschafften konnte man sich nur mit Lebensgefahr oben erhalten, und ein kleiner Groom war auserlesen, auf der Spitze dieses „gefährlichen Dings von einem Wagen" ewig balancirend einen großen Theil seiner anspruchslosen Jugend hinzubringen.

Paul empfing in einem Morgenanzuge, der nach dem Musterbild eines Pascha's zugeschnitten war, seine Freunde. Eines Tages erschien auch Emil Glibbon. Paul hatte den jungen Fähnrich von ehemals beinahe vergessen; er wußte nur, daß Emil zu einem Feldregiment übergetreten war und daß er das Leben sehr einfach und in Zurückgezogenheit hinbrachte. Emil war sichtlich erfreut, seinen früheren Stubengefährten allein zu finden, denn es lag ihm wenig daran,

sich von einer Menge hochmüthiger und modischer Cameraden umgeben zu sehen, in deren Mitte er eine demüthige Rolle zu spielen fürchtete. Paul empfing ihn mit großer Herzlichkeit und dies gab dem schüchternen Lieutenant von den Linientruppen Muth. „Es ist hübsch von Dir," hob er an, indem er sich auf dem Sopha neben Paul niederließ, „daß Du mich noch kennst; Ihr Gardelieutenants seid oft verzweifelt hochmüthig, und der Säbel und Degen, so sagt man, seien eben nicht die besten Freunde mit einander."

„Ich weiß davon nichts," entgegnete Paul. „Du plagst Dich nach alter Weise mit Grillen. Wenn das der Grund ist, weshalb Du mich nicht früher aufgesucht, so hast Du sehr Unrecht gehabt, und ich hab' es zu bedauern."

„Du bist sehr gütig. Wahrlich, man hat mich nicht falsch berichtet; die Leute sagen, daß Du wie ein Prinz lebst, und es ist wahr. Niemals sah ich noch eine so kostbare und elegante Wohnung. Wieviel zahlst Du Miethe?"

„Dies kann ich Dir nicht so genau sagen. In meinen Büchern steht's."

„Das sieht Dir ähnlich. Als wir zusammenwohnten, führte ich immer die Rechnungen."

„Ja," rief Paul lachend, „und öfters fand sich's, daß Du unter der Rubrik Stiefelwichse Verse auf die Augen Deiner Tante niedergeschrieben hattest."

Emil, beim Andenken an diese glücklichen verstohlenen Ergüsse seiner poetischen Ader, sah Paul mit leuchtenden

Blicken an, dann senkte er diese und seufzte: „Ach, wenn Du wüßtest, wie ich seitdem gelernt habe, meine Rechnungsbücher mit Ordnung zu führen und sie von allen Versen rein zu erhalten. Mir ist das Gold nicht so zugewogen, wie Dir.“

„Kann ich Dir mit Rath und That beispringen?“ rief Paul und faßte lebhaft die Hand seines Freundes.

„Ich danke Dir. Nicht deshalb komm' ich her. Mein Kummer ist von ganz anderer Art.“ Hier seufzte der Lieutenant von den Linientruppen wieder sehr tief und schwer.

Paul schwieg und fühlte an der Seite seines Freundes eine kleine Anwandlung von Schläfrigkeit. Er hatte die ganze vorige Nacht das Auge nicht geschlossen. Emil, der auf eine Aufforderung zum Sprechen wartete, blickte, als diese nicht eintraf, seinen ehemaligen Genossen an und sagte: „Du hast Dich etwas verändert, Du siehst bleich aus, und man könnte beinah behaupten, daß das Feuer deiner Augen ein wenig dem sich näherte, was man im gewöhnlichen Leben „erloschen“ nennt.

„Ich bin etwas müde. Aber auch Du hast eine bleiche Gesichtsfarbe.“

„Das kommt gewiß nicht vom allzulustigen Leben,“ rief Emil und setzte in einem dumpfen Tone hinzu: „es hat einen andern Grund.“

„Wie, sollte vielleicht Deine Tante —?“

Der Lieutenant von den Linientruppen zwang sich zu einem kleinen melancholischen Lächeln, indem er sagte: „Nein;

Du irrst. Ich habe meine Tante abandonnirt. Ich weiß, daß ich ihr dadurch einen tödtlichen Stich versetzt habe, allein da ein anderes Bildniß sich gewaltsam in mein Herz drängte, so mußte sie weichen."

„Ein anderes Bildniß?"

„Du wirst merken, daß ich figürlich spreche. Das Bildniß ist ein Mädchen, das von einer wahrhaft unbegreiflichen Schönheit und Herzensreinheit ist. Ich habe auf sie schon dreißig Sonette gemacht, und ich steh' im Begriff, ein großes Lehrgedicht zu beendigen, das ihren Namen an der Spitze tragen soll. Sie heißt Franziska."

Paul sagte seinem Freunde offen, daß er dies Lehrgedicht, wenn es gedruckt erschiene, niemals lesen werde.

„Ich weiß," entgegnete Emil, „Dein trauriger und zugleich lächerlicher Abscheu gegen Verse ist unbesiegbar. Sei ruhig, es wird nicht erscheinen, denn ich habe keinen Verleger dafür gefunden. Um bildlich zu sprechen, hab' ich mich selbst zum Verleger des Originals angeboten, das heißt, ich habe das Mädchen um ihre Hand angesprochen."

„Gab sie sie Dir?"

„Nein." Der Lieutenant von den Linientruppen stieß hier den tiefsten und dumpfesten Seufzer aus, der je aus der Brust eines Sterblichen getönt hatte.

„Das ist sehr schlimm; und was für Gründe gab sie an?"

„Gar keine. Frauen geben nie Gründe an; aber sie liebt mich."

„Was ist nun dabei zu machen?“

„Ich sehe nur ein Rettungsmittel,“ hob Emil wieder an. „Der Vater ist sehr vornehm, sehr stolz und sehr reich. Wie alle Leute seiner Art, giebt er nur auf die Meinung derjenigen etwas, die ebenfalls reich und vornehm sind. Nun dachte ich, wenn Du mein Fürsprecher werden wolltest —“

Paul sah seinen ehemaligen Genossen an, lachte, sah ihn dann wieder an, sprang vom Stuhle auf, schwenkte sich in der Stube ein paar mal herum und rief dann: „Du sollst sie haben! Ich werde sie Dir verschaffen! Wahrhaftig, das giebt mir etwas zu thun. Ich ennuyire mich hier. Du sollst sehen, daß ich einen vortrefflichen Brautwerber abgebe. Noch heute will ich mein Werk beginnen. Wie heißt der alte Mann, der Dich nicht zum Schwiegersohn haben will?“

Emil war ganz entsetzt über die rasche und frivole Wendung, die seine melancholische Angelegenheit genommen hatte, und er bedauerte herzlich, sein Geheimniß in solche Hände niedergelegt zu haben. „Um Gotteswillen, Paul,“ rief er, „ich sage Dir ja, daß mein Lebensglück von dem Gelingen meines Heirathsplans abhängt.“

„Nun ja! und ich verspreche Dir dies Lebensglück binnen wenigen Wochen völlig sicher in Deine Hände zu geben.“

„Wie willst Du dies machen?“

„Das ist meine Sache. Verlaß' Dich nur darauf, daß ich kein Lehrgedicht machen werde, um zu meinem Zweck zu gelangen.“

„Aber —!“ Emil wollte noch weiter sprechen, als die

Thür aufging und Paul's tägliche Frühstücksgäste hereinstürmten. Ein ausnehmend melodisches Geklapper von Säbeln ließ sich hören, eine Anzahl Hunde von allen Größen und Raçen drang zugleich mit ihren Herren herein. Emil's Präsentation ging in aller Form vor sich. Die Lieutenants der Garde du Corps freuten sich ungemein, die Bekanntschaft des Lieutenants von den Linientruppen zu machen, und dieser war entzückt, so viele stolze und hochklingende Namen zu hören. Emil versteckte schnell Alles, was von poetischer Schwermuth noch in den Falten seines Antlitzes lag, in dem Innersten seines Herzens und zwang dagegen das heitere Gelächter seiner frühen Knabenzeit herauf, jener glücklichen Tage, wo er weder die Bekanntschaft der Metrik, noch die seiner Tante gemacht hatte, zweier gleich gefährlichen und für seine Zukunft gleich einflußreichen Damen. Mit den Offizieren zugleich trat ein Civilist herein, ein junger Mann von 30 Jahren mit einem sehr alten Gesicht und einer hochblonden Perrücke. Er war einer von denen, die man „magnifiquement ennuyeux“ nennt; das dritte Wort in seinem Munde war ein Lobspruch.

„Ah, Herr Baron,“ rief Paul ihm entgegen, „Sie sind noch hier? Sie wollten ja nach Paris reisen?“

„Der Baron reist nicht nach Paris,“ nahm Elfried das Wort, „es gefällt ihm hier in Berlin so gut, daß er keinen Ort der Welt unserer Residenz vorziehen möchte.“

„Auf Ehre, ganz meine Meinung,“ entgegnete der Gefragte. „Lieber Graf, Sie haben in der That ein bewun-

dernswürdiges Talent sich in den Charakter und die Situation Anderer hineinzudenken. Ich nenne das sublim. Sie sollten Schauspieler werden. Sie würden Talma und Eckhof weit hinter sich lassen."

„Es sollte mir dies ein Leichtes werden," entgegnete Elfried lachend, und Paul fragte: „Was finden Sie denn an unserer Stadt so Vortreffliches?"

„Es würde lächerlich lauten," entgegnete der Baron, „wenn ich sagte: Alles; aber in der That, ich kann Ihnen kaum eine andere Antwort geben. Betrachten Sie einmal den Hof, die Gesellschaft, wie liebenswürdig, wie artig, wie anspruchlos. Man hat Bildung, aber man zeigt sie nicht; man ist weit entfernt, Grimacen mit dem Geist zu schneiden. Die Frauen, wie viel abandon und Grazie, welche auserlesenen Toiletten, das Schauspiel du bel air! Von dem Offiziercorps will ich gar nicht sprechen, denn es könnten meine Worte hier, wo die Elite desselben vereinigt ist, wie Schmeichelei klingen."

Die Offiziere, die den Baron nicht leiden konnten, hetzten ihre Hunde gegen einander, so daß ein fürchterlicher Lärm entstand, dazwischen hörte man das Gemurmel: „Welch' ein unausstehlicher Bursche! Wer hat ihn hergebracht? Giebts kein Mittel, diesen widernatürlichen Optimisten mit guter Art losznwerden?" Paul, der da fürchtete, diese freisinnigen Urtheile möchten zum Ohr desjenigen dringen, auf den sie sich zunächst bezogen, bot dem Baron einen Teller mit Trüffel-

pastete an. „Sie sind sehr liebenswerth, theuerster Baron!“ fuhr der Lobredner fort. „Sie machen den Wirth in höchst graziöser Weise. Aber dies Talent ist in Ihrer Familie eigenthümlich; die Freiherrn von Brunswick sind das älteste und untadelhafteste Geschlecht in Deutschland.“

„Nicht doch!“ rief Paul, „das dürfen Sie im Kreise dieser Herrn nicht behaupten.“

„Weshalb nicht?“ entgegnete der Sprecher, ohne die mindeste Verlegenheit über diese Zurechtweisung zu zeigen. „Es ist das Zeichen edler Abkunft, das Große und Edle bei Andern willig anzuerkennen, und in diesem Fall werden alle diese Herren, die ich die Ehre habe Freunde zu nennen, sich als die Edelsten und Trefflichsten bezeigen.“

„Meinst Du nicht, daß mein Titus bald eine Perrücke nöthig haben wird?“ rief einer der Offiziere, indem er auf seinen Hund wies.

„Wenn's dazu kommt,“ antwortete ihm der andere lachend, „so rathe ich Dir, Dich genau nach der Farbe seines übrigen Haars zu richten. Du müßtest ein gewisses Hochblond wählen.“

„Für einen so jungen Hund ist's eine Schande, sein Haar schon verloren zu haben,“ sagte der Erstere. „Ich wüßte nicht, daß Titus Kummer gehabt hätte.“

„Ich glaub's auch nicht,“ entgegnete der Nachbar rasch; „er gehört zu den geistreichen und liebenswerthen Hunden, die sich überall gut gefallen und immer den Ort, wo sie sich

gerade befinden, für den schönsten in der Welt halten.“ Die Offiziere schlugen sämmtlich ein lautes Gelächter auf und der Baron verschluckte ein großes Stück Pastete, indem er vor sich hinmurmelte: „Ich liebe ungemein fröhliche kleine Gesellschaften.“

„Wie finden Sie diesen Wein?“ fragte Paul.

„Ganz sublim!“ tönte die Antwort. „Ich habe in London keinen trefflichern Claret gekostet. Auch der Burgunder ist bewundernswerth; er wird ganz Seele auf der Zunge.“

„Diesmal lobt er an der rechten Stelle.“ bemerkte Elfried.

„Brunswick, haben Sie schon über Ihren Mittag disponirt?“ fragte der Eigenthümer des Titus. „Wir haben eine Parthie mit dem russischen Obristen verabredet. Sie besinnen Sich doch auf diesen russischen Obristen, der Ihnen neulich die hundert Friedrichsd'or abgewann? Sein Name endigt sich auf witch oder watch. Der Geier behalte diese russischen Namen. Er ist hier, um einen Transport Operntänzerinnen und Raçepferde nach Petersburg zu schaffen. Die Pferde hat er beisammen, aber drei Mädchen fehlen ihm noch. Wir wollen heute Mittag ihm aussuchen helfen.“

„O ein deliziöses Ballet hier in Berlin!“ rief der Baron dazwischen.

„Nun, sind Sie dabei, Brunswick?“

„Wahrlich, ich kann es noch nicht bestimmt versichern; ich habe hier für meinen Freund Glibbon ein kleines Geschäft übernommen.“ Emil, als er seinen Namen nennen

hörte, wurde wie mit Blut übergossen. Er kniff Paul in den Arm und flüsterte ihm zu: „Wo denkst Du hin? Willst Du die Geheimnisse meines Herzens vor diesen Spottvögeln aufdecken?“ Paul ergötzte sich an der Verlegenheit seines Freundes, dann winkte er ihm, sich zu beruhigen, und Emil trat an den Spiegel, um in den Visitenkarten die vornehme Bekanntschaft des freigebigen Gastgebers zu mustern. Nach einer kleinen Weile kam er und flüsterte Paul zu, indem er eine Karte ihm hinhielt: „Denke nur; ich habe meinen Schwiegervater, der nicht mein Schwiegervater sein will, unter Deinen Karten gefunden. Himmel! was mußt Du für einen ausgezeichneten Kreis von Freunden haben, daß sogar ein solcher Mann, der am Hof und in der Gesellschaft wie zu Hause ist, Dir einen Besuch abstattet.“

Paul nahm die Karte und rief: „Wer von Ihnen, meine Herren, kennt den Grafen Falkenbach?“

„Bist Du toll?“ rief Emil mit unterdrückter Stimme.

„Laß mich nur machen,“ entgegnete Paul lachend. „Du wirst hören, was man über Deine Zukünftige und ihren Herrn Papa urtheilt.“

„Graf Falkenbach!“ rief der Baron. „O ein excellenter Mann; ein magnifiquer Charakter; ein Mann wahrhaft gentlemanlike.“

„Ein ganz unausstehlicher Patron!“ riefen die Offiziere. „Ein hochmüthiger und aufgeblasener Narr. Ein Mensch, der in jeder Gesellschaft glaubt der Erste zu sein.“

„Vortrefflich!“ bemerkte Elfried. „Wir wissen nun, daß der Mann excellent und zugleich unausstehlich ist. Das ist mit wenig Worten viel gesagt.“

„Hat er nicht eine Tochter?“ fragte Paul und verbiß den Schmerz, den ihm Emil verursachte, der ihn fortwährend in den Arm kniff.

„Er hat deren zwei,“ nahm der Eigenthümer des Titus das Wort. „Die älteste ist unglücklich verheirathet gewesen und ist ihren Mann los geworden, nun treibt sie Politik, und man hat seit undenklichen Zeiten sie nie anders, als mit dem Journal des Debats in der Hand gesehen. Die jüngere, Franziska —

Emil warf eine Weinflasche um, die ihren Inhalt auf das Knie des Barons ausschüttete. Emil entschuldigte sich und der Baron sagte lächelnd: „Das thut nichts; ich liebe dergleichen kleine Unglücksfälle ungemein.“

„Ich glaube, er wirds auch lieben, wenn man ihm den Hals umdreht!“ flüsterten die Offiziere und Alles lachte heimlich, während der Baron die Weinflecke von seinem Beinkleid trocknete.

„Also wieder auf Franziska zu kommen —.“ Emil stürzt hinaus und macht sich im Vorzimmer zu schaffen. Er will durchaus nicht das kleinste tadelnde Wort über die Dame seines Herzens hören. Er weiß, daß er sich verrathen würde und der Poet fühlt sehr heißes Blut in seinen Adern strömen. Er würde trotz dem, daß er nur Lieutenant von den

Linientruppen ist, es mit sämmtlichen Offizieren der Garde du Corps aufnehmen, wenn man es wagen wollte, Franziska zu beleidigen.

„Sie ist nicht übel," sagten jetzt die Offiziere durch einander. „Sie hat etwas zu viel Dressur — dabei aber ein hübsches Stumpfnäschen, ganz vorzeigbare Füßchen, einen Teint so so — eine Taille la la! — hübsch schwer im Gewicht, die Toilette immer de rigueur. In der Conversation bequem — schöne Zähne, die sie zu oft zeigt. — Wenn sie die Augen etwas zukneift, ist sie bezaubernd. — Auf dem kleinen Finger der linken Hand hat sie ein braunes Fleckchen, wie ein halber Mond gestaltet. —"

„Ah!" schrie Elfried; „diese Bemerkung kommt von Wortemberg! Der arme Junge; er hatte gut Zeit, die Hände der Schönen zu beobachten. Er war mit ihr versprochen; der Vater hat die Parthie rückgängig gemacht."

„So ist's," sagte der junge Offizier erröthend. „Der Alte hatte die Dreistigkeit, mir als Grund seiner Protestation anzugeben, daß ich Schulden hätte. Allerdings; denn wenn ich die nicht gehabt, so wäre es mir nie eingefallen, meine Hand nach seinem Gänschen von Tochter auszustrecken."

„Welch' ein Ungeheuer von Verstocktheit und Weltunkenntniß dieser Mann ist!" rief Elfried. „Von einem Offizier der Garde du Corps zu verlangen, daß er keine Schulden haben solle. So ein finsterer Aberglaube noch auf der Schwelle der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! Es ist unerhört!"

„Ich weiß nun, was ich wissen will,“ sagte Paul für sich. Die Thür öffnete sich von neuem und ein junger Offizier trat ein, dem die Andern sogleich zuriefen: „Ah, da ist Ottberg! Wie er munter aussieht! Aber, liebster Ottberg, nur heute kein Citat aus dem Shakespeare! Wir bitten darum.“

„Shakespeare!“ rief der Baron. „Welch' ein wunderbares glänzendes Genie. Ich habe Zeiten, wo ich en toute force du terme ordentlich wahnsinnig vor Bewunderung seiner Größe bin. Auf Ehre, meine Herrn, so ist's.“

Der Neuangekommene prüfte die Weinflaschen und sprach dann mit einem langgedehnten Tone: „Kannst Du mir sagen, Alter, wo dieser Todtenschädel Inhalt hingeschwunden?“

Paul eilte an die Klingel, um neue Flaschen bringen zu lassen. Ottberg wandte sich an die am Tisch Gelagerten und sagte: „Der Russe läßt sich entschuldigen; er ist mit seinen Operntänzerinnen und Pferden vor einer Stunde abgereist.“

„Wie? und die hundert Friedrichsd'or, die er Brunswick abgewann,“ rief Wortemberg, „dafür giebt er uns kein Fest?“

„Er läßt Ihnen dafür,“ sagte Ottberg zu Paul gewendet, „eine Tänzerin anbieten, die er hat hier lassen müssen, weil sie sich beim Einsteigen in den Wagen den Fuß verstaucht.“

„Das nenn' ich einen guten Handel!“ rief Elfried. „Die Hoffnung auf hundert Friedrichsd'or aufgeben und dagegen eine hinkende Ballettänzerin eintauschen.“

„Man muß dem armen Geschöpfe beweisen, daß auch das Hinken seine guten Seiten hat," bemerkte der Baron. Ottberg, der unterdessen den neuangelangten Flaschen zugesprochen hatte, erhob jetzt seine Stimme und sagte: „Wenn man mich fragt, wie mir der russische Obrist gefällt, so wiederhole ich Porzia's Worte: Sehr abscheulich des Morgens, wenn er nüchtern ist, und höchst abscheulich des Abends, wenn er betrunken ist."

„Und ich werde Ihnen," rief Elfried, „ebenfalls mit Porzia antworten: „Gott schuf ihn, also laßt ihn für einen Menschen gelten!"

Ein allgemeines Klopfen, Scharren und Gläserklirren unterbrach die Sprecher. „À bas Shakespeare!" schrie der Chor. „Ihr seid unleidliche Fanatiker! Liebster Brunswick, lassen Sie doch den Leierkastenmann von der Straße heraufkommen, daß er diese verwünschten Citate überbrülle."

Während des Lärms, den die immer begeistertern Trinker verübten, schlüpfte ein Männchen herein mit einem glänzend schwarzen Lockenkopf, den er sorgsam frisirt und parfümirt hatte. Er begab sich sogleich in die Ecke des Zimmers, wo er neben den abgelegten Säbeln stehen blieb, von sämmtlichen Hunden als alter Bekannter bewillkommt. Er zog eine kleine schwärzliche Schreibtafel hervor und notirte Allerlei, während seine großen grauen Augen, die wie gekochte Stachelbeeren in ihren Höhlen sich wälzten, über das Blatt herüber den Tisch und die daran Sitzenden überschauten. Erst

als man für gut fand, von seiner Gegenwart Notiz zu nehmen, kroch er mehr, als daß er ging, auf einem gegebenen Wink an den Tisch. Sämmtliche Hunde folgten ihm, seine Taschen beschnüffelnd, in welchen sie ein kleines Päckchen kalten Braten und den Rest einer Pastete ausgeschnüffelt hatten. Herr Hirsch, mit der einen Hand die aufklaffende Tasche festhaltend, mit der andern sein schwärzliches Notizenbuch mit einer Pantomime an die Brust drückend, wie etwa ein junges Mädchen eine blühende Rose an ihre Brust drücken würde, trat unter die wilden Söhne des Mars und überreichte einen dünnen Streifen Papier, der wie die Liste des Leporello mit allerlei Namen mehr bekritzelt, als beschrieben war.

„Bleiben Sie mir zehn Schritte vom Leibe, Herr Hirsch!" rief der erste Offizier, der die Liste in Empfang nahm. „Wo zum Geier haben Sie all' den miserablen Wohlgeruch her, mit dem sie, frech genug, ihren Leichnam beträufeln?"

„Ach, alle Wohlgerüche Arabiens waschen diese kleine Hand nicht mehr rein!" rief Ottberg, lachend auf die behaarten Fäuste des Unterhändlers zeigend.

Die Liste ging von Hand zu Hand und der Rothstift des Herrn Hirsch wurde in Bewegung gesetzt, indem bald hie, bald da eine Hausnummer notirt, oder eine Bemerkung gemacht wurde. Man fand, daß drei Putzmacherinnen ihre Wohnung verändert hatten, und daß zwei Wittwen von der Liste ganz verschwunden waren. Auf die Frage, wo diese interessanten Damen geblieben? erklärte Herr Hirsch, daß die

Eine von den Missionairen bekehrt worden und die andere als Gouvernante zu einer achtbaren Familie auf's Land gegangen sei. Man wünschte dieser achtbaren Familie Glück zur Erlangung einer so musterhaften Gouvernante, dann warf man die Liste dem Herrn Hirsch wieder zu, mit der Bemerkung, daß nichts Gescheidtes darauf stehe und daß er sich Mühe geben solle, bessere „Fänge" zu thun. Herr Hirsch empfing die Liste wie ein Minister eine von seinem Hof ihm zurückgesendete Note, achselzuckend, faltete sie zierlich zusammen und zwängte sie in die Seitentasche seines schwärzlichen Taschenbuchs.

Paul trat aus dem Nebenzimmer, vollständig in Kleidung, zugleich fuhr sein Tilbury vor und der ewig balancirende Groom nickte ins Fenster hinein.

„Sie wollen ausfahren?" fragten mehrere Stimmen.

„Leider muß ich. Doch bitte ich, Sich nicht stören zu lassen, meine Herren. Elfried bleibt hier, um die Honneurs zu machen. Wir treffen uns zu Mittag wieder!"

„Schon gut, aber wo?" rief der Eigenthümer des Titus, indem er sich wie der Koloß von Rhodus hinter den geleerten Flaschen aufrichtete. „Dieser Spitzbube von Obrist hat uns ja mit dem Diner sitzen lassen. Ich hatte mich so sehr auf die Fasanen und den Hummer gefreut. Es ist zum Todtschießen! Und nun nimmt dieser russische Caliban noch dazu ein ganzes tanzendes Serail mit, das auch von rechtswegen uns gehörte."

„Ich würde Dir rathen," rief Elfried, „diesmal mit der einen zurückgebliebenen hinkenden Tochter Terpsichoren's vorliebt zu nehmen, und was das Diner anlangt, so lade ich sämmtliche Herren zu mir."

„À la bonne heure!" entgegnete Paul. „Wir kommen. Den Champagner mußt Du mir erlauben zu liefern, denn ich kündige an, daß wir einen Cameraden zu beglückwünschen haben werden, der ein hübsches und reiches Mädchen heimführt."

„Alle Wetter! Wer? — Wer? — der Name des Mädchens? —"

„Ist noch Geheimniß, meine Herren, bis auf wenige Stunden!" Er grüßte und bestieg den Tilbury; an seiner Seite nahm der Lieutenant von den Linientruppen Platz.

„Sollte das blasse Gesicht da?" — fragte der Eigenthümer des Titus, indem er mit dem Knopfe seiner Reitpeitsch auf Emil wies.

„Er sieht mir nicht nach Liebesaffairen aus," entgegnete Ottberg, „und durchaus nicht möchte ich auf ihn anwenden, was Lanzelot im Kaufmann von Venedig sagt: Eilf Wittwen und neun Mädchen ist ein knappes Auskommen für einen Mann."

Die Offiziere griffen nach ihren Säbeln, Elfried ließ Paul's Pferde vorführen und der Trupp machte sich beritten. Der Baron, der sich in Folge einiger besonders heftigen An=

griffe auf die Flaschen unwohl fühlte, ward an ein offenes Fenster gesetzt, wo er auf einen gegenüberliegenden Seifenladen hinsah, eine Aussicht, die er zum Entzücken schön fand.

Zwölftes Capitel.

Paul thut Etwas, was alle seine Freunde überrascht, ihn selbst nicht weniger.

Als die Freunde im engen Wagen zusammensaßen, herrschte ein vollkommenes Schweigen zwischen ihnen. Paul ordnete im Kopfe seine Mission und wählte die passendsten Wortfügungen heraus, in die er sie zu kleiden gedachte. Emil fürchtete und hoffte zugleich, sein ehemaliger Stubengefährte werde einen tollen Streich begehen. Sein ganzes Wesen war in tumultuarischer Bewegung; er wußte nicht, ob er das noch Herzklopfen nennen sollte, was er empfand, ihm schien es ein so tolles Durcheinander, das Blut, Nerven und Muskeln in seinem Körper vollführten, daß keine gewöhnliche Bezeichnung irgend auslangen wollte. Er recitirte in der grenzenlosen Angst und Beklemmung einige Verse seines Lehrgedichts, und seltsamer Weise erhaschte er noch einen besonders glücklichen Reim, der sich recht mit Schadenfreude einstellte, jetzt, da er wußte, daß der unglückliche Poet außer Stande war, ihn festzuhalten. Paul dagegen verfehlte seinerseits mehr als einmal den Weg und mußte, um sich zurecht zu finden, in

kleine Winkelstraßen einbiegen, die noch nie die Ehre gehabt hatten, einen Tilbury, einen Groom und einen so wunderschönen Goldfuchs im Bereich ihrer alten räucherigen und mißlaunigen Häuser zu sehen. Endlich langte man auf dem großen mit Bäumen bepflanzten Platz vor dem Thore an, wo der Graf wohnte. Paul sprang herab und warf die Zügel Toby zu, und dieser empfing sie, indem er vor sich hin murmelte: „Es ist gut, daß wir angelangt sind; ich fürchtete, wir würden nie ans Ziel kommen. Es ist doch ein Elend, wenn man Pferde lenken will, und man kennt die Stadt nicht, in der man wohnt. Wenn ich das zu Hause erzähle, so lacht man mich aus.“

„Willst Du mit hinaufkommen?“ fragte Paul. Emil fühlte einen ganzen Eisberg zerbröckelt und auf sich hingestreut, gleich darauf leckten die Flammen eines Höllenpfuhls an ihn heran, und er stammelte: „Wo denkst Du hin? Soll ich dabeistehen, wenn Du eine abschlägige Antwort erhältst?“

„Nun wie Du willst.“

Das Wort „wie Du willst“ paßte gar nicht auf Emil's jetzigen Zustand. Er wollte nichts; es war ihm zu Sinn, als hätte er nie im Leben Etwas gewollt, als würde er nie Etwas wollen. Ein Ball in eines Knaben Hand war mehr seinem eigenen Willen überlassen, als der unglückliche Lieutenant der Linientruppen in diesem Moment, der über sein künftiges Glück oder Unglück entscheiden sollte. Es hätte wenig gefehlt, so hätte er sich an die Rockschöße Paul's

angeklammert, um auf diese Weise, gleichsam ohne nöthig zu haben, einen Willen zu äußern, hinaufzugelangen. Als Paul in der Thüre verschwand, blieb er in einem trostlosen Zustand zurück. Um den Blicken der Dienerschaft zu entgehen, machte er einen Gang in den Garten und verlor sich in das Dunkel einer kleinen Jasminlaube, wo er sich niederließ, indem er fürchterliche Seufzer ausstieß.

Toby hatte den Sitz im Wagen eingenommen, und sich graziös zurücklehnend zwinkerte er der Köchin verliebte Blicke zu, und als diese hinter den Stauden und Sträuchern des Küchengartens verschwand, ergötzte er sich der goldnen Kugel zuzuschauen, die ein kleiner Springbrunnenstrahl auf seinem Gipfel balancirte. Als ein Windstoß die Kugel herabfallen machte, klatschte Toby in die Hände und rief breitmäulig lachend: „Bravo! das hab' ich kommen sehn! Ein so dummer spitzbübischer Wasserstrahl will sich auch unterfangen, Kunststückchen zu machen, die ganz andere Leute, wie er, nicht zu Stande bringen können. Jetzt hat der Lump den Spott und die Verachtung der ganzen Welt auf sich geladen. Es geschieht ihm recht! Teufel, ich möchte nicht in seiner Haut stecken!" —

Während Toby den Springbrunnen dieser scharfen Kritik unterwarf, stieg sein Herr die beiden Treppen hinauf und befand sich in einem mit Statuen verzierten Vorsaal. Indem er den zerbrochenen Arm einer Venus betrachtete, sagte er zu sich selbst: „Ich weiß in der That nicht, ob es ganz weise

gehandelt ist, was ich jetzt unternehme. Mit welcher Miene wird man mich hier empfangen, der ich dem Grafen bis jetzt geflissentlich aus dem Wege gegangen bin, ihm gezeigt, daß ich mir sehr wenig aus ihm mache? Er hat jetzt eine hübsche Gelegenheit, mich dies entgelten zu lassen. Er kann mich mit einer pompösen Nase abziehen lassen, und wahrlich in seiner Stelle würde ich's thun. Bei allem dem hat der arme Glibbon wirklich sehr wenig Aussicht. Und ich habe die Verlobung angekündigt; das war ebenfalls unbesonnen. Doch jetzt frisch drauf los! —"

Die Thüren wurden ihm geöffnet nnd er trat in einen Saal, dessen Fenster kleine Balkons bildeten, der mit Blumengerüchen gefüllt war und mit einer hellen reichen Ausstattung glänzte. In den beiden Eckfenstern saßen zwei junge Damen, von einander abgewendet, die eine mit einem Zeitungsblatt in der Hand, die andere mit Tapisserie beschäftigt. Ein chokolatefarbenes Windspiel lag mitten im Saal auf einem dunkelrothen Kissen. Paul wurde es nicht schwer, in den zwei Damen die beiden Schwestern zu erkennen. Er trat mit dem kecken Wesen vor, das ihm eigen war, und das desto sicherer sich gestaltete, je unsicherer der Boden unter ihm war. Die Journal-des-Débats-Dame warf nur einen flüchtigen Blick über ihr Blatt herüber, nachdem sie diesem Blick ein eben so flüchtiges Kopfnicken beigefügt hatte; Franziska dagegen stand auf und bat den Gast, etwas in ihrer Gesellschaft zu verziehen, denn der Vater würde sogleich erscheinen.

Als Paul der Dame gegenüber saß, besann er sich, daß er sie schon öfters gesehen, ja daß er von ihr einer gewissen Auszeichnung gewürdigt worden war. Dies geschah jedoch vor dem Zeitpunkt, wo Paul sich ausschließlich den Interessen des Bayard-Clubs gewidmet hatte, und somit war die Dame und jenes Factum gänzlich aus seinem Gedächtniß entschwunden. Diese Betrachtungen machten unsern Helden etwas zerstreut und er betrachtete, ohne ein Wort zu sprechen, die Nähnadel, die ins Tapisseriemuster sich abwechselnd versenkte und dann wieder hervorkam. Franziska blickte ihn verstohlen an und warf dann einen Blick zu ihrer Schwester hinüber in die andere Ecke des Saals. Aus jener Ecke tönte ein kleiner mißlauniger Husten herüber. Die tiefe Stille im Saal war so auffallend, daß der Graf in der Meinung, der Gast sei noch nicht die Treppe hinauf gekommen, den Kopf in die Thür steckte mit der Frage: „Wo steckt er denn?"

Paul erhob sich und der Graf trat mit einer kleinen Verlegenheit, die er durch das Spiel mit der Tabaksdose zu verbergen suchte, ins Zimmer. „Sehr erfreut, Sie zu sehen, mein theuerster Baron. Wahrlich, Sie verwöhnen Ihre Freunde nicht durch zu häufige Besuche."

Paul lag es zentnerschwer auf der Brust. Er dachte bei sich selbst: „O zum Geier! Um Phrasen zu drechseln bin ich nicht hergekommen. Ich will schnell die Pistole losschießen und dann auf und davon!" Er trat auf den Grafen zu und sagte mit einem süßlichen Lächeln — ein Lächeln, mit dem er den

Rittmeister immer zu ärgern pflegte, wenn er sich nicht ganz gut mit ihm stand — „Verehrter Graf, ich habe im engsten Vertrauen ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen. Dürfte ich um einige Minuten Gehör bitten?"

Der Graf verschwand augenblicklich, indem er seinen Gast nach sich ins anstoßende Cabinet zog. Paul folgte ihm, aber indem er die Thür hinter sich zuzog, entging ihm nicht, daß Franziska mit ihrer Schwester sich Zeichen gaben und daß die Letztere das Zeitungsblatt wie eine Siegesfahne emporschwang.

Sollten sie den armen Glibbon mit mir haben ankommen sehn und nun wissen, daß ich für ihn spreche? rief Paul bei sich selbst. Alsdann wäre dennoch Hoffnung da und ich thue Unrecht, so verzagt zu sein. Der Graf saß bereits auf dem Sopha und winkte seinen Gast zu sich. Paul brachte seine Worte an und legte darauf einiges Gewicht, daß er es sei, der für seinen Freund sich verbürge, was dessen Charakter und ehrenhafte Stellung in der Gesellschaft beträfe.

Der Graf schien etwas überrascht und fragte in einem sonderbaren Tone: „Sie sprechen für den Herrn Glibbon?"

„Ja versteht sich, für wen sonst?"

Der Graf machte sich ein Geschäft daraus, eine Feder und ein Papierschnitzelchen, beides Dinge, die sich widerrechtlich auf der Tischdecke angesiedelt hatten, wegzublasen und als er diese Ruhestörer beseitigt hatte, ergriff er die Hand unseres Helden, drückte den kleinen Finger kaum merkbar und

sagte dann mit einer lächelnden Miene: „Mein theurer Baron, Sie sind gerade der Mann, mit dem Unsereiner offen und ohne Rückhalt sprechen kann. Unsere Zeit ist die Zeit der Mißverständnisse; alle Verhältnisse und Lebenslagen sind in solche Unordnung gerathen, jegliches Gebiet, das sonst abgegrenzt war, ist jetzt von Anläufern so mannigfacher Art besetzt, daß der gesunde Menschenverstand, wenn er die natürlichste Sprache in den natürlichsten Ausdrücken spricht, Gefahr läuft, für ein mystisches Orakel gehalten zu werden. Es giebt kaum zwei Menschen, die sich noch einander verstehen." Der Graf schickte sich jetzt an, die Sprache des gesunden Menschenverstandes zu sprechen, und die bestand darin, daß er erklärte, Herr Glibbon sei weder reich noch vornehm genug, um sein Schwiegersohn werden zu können.

„Mein Freund Glibbon ist von einer alten schottischen Familie entsprossen, die ihren Ursprung in ein mythisches Alterthum hinauf leitet," sagte Paul.

Der Graf sah ihn an, mit einer Miene, als hätte er nie von Schottland und von einem mythischen Alterthum sprechen hören; dann ging er daran, noch einmal die natürlichste Sprache in den natürlichsten Ausdrücken zu sprechen, und sagte: „Ist Herrn Glibbon's Vermögen auch vielleicht, wie sein Adel, eine noch bis jetzt aller Welt unbekannt gewesene Größe?"

„Nein," erwiederte Paul, dem das Blut ins Gesicht stieg; „er ist arm."

Der Graf sagte nichts, aber in seiner Miene lag: Endlich verstehen wir uns. Nach einer Pause sagte er: „Haben Sie schon die neue italienische Oper gehört, lieber Baron?“

Paul wollte ersticken vor Wuth. Er nahm wieder seine süßliche Miene an und sagte mit nur mühsam zurückgedrängtem Zittern seiner Stimme: „Zuerst, lieber Graf, wollen wir Herrn Glibbon's Schicksal entscheiden. Er hat auf mich seine Hoffnung und sein Vertrauen gesetzt.“

Der Graf sagte mit verwundertem Tone: „Ich dachte, wir verständen uns?“

„Wie es scheint, nicht ganz. Sie wollen also das Bündniß zwischen ihrer Fräulein Tochter und dem jungen Manne zerreißen, lediglich weil er ohne Vermögen ist?“

Der Graf nickte mit demselben verwunderten Ausdruck.

Paul brauste auf: „Das find' ich nicht recht! — Das find' ich nicht edel! Da Sie selbst reich sind, auf Reichthum zu sehen! Ich kann Sie nicht zwingen, einen Schwiegersohn zu nehmen, den Sie nicht mögen! Nein, ich kann Sie nicht zwingen. — Es ist ausgemacht, daß ich Sie nicht zwingen kann. Nein, nein — ich kann es nicht. —“

Der Graf sah in das von Leidenschaft verzerrte Gesicht seines jungen Gastes mit einer Ruhe, wie man ein interessantes Gemälde, etwa die Darstellung eines Seesturms oder eine Eruption des Vesuvs anschaut.

Paul stand auf, der Graf ebenfalls.

Einen Moment stand Paul und besah sich eine Venus von Titian, mit einer Aufmerksamkeit, als wollte er dem Maler alle Feinheiten seiner Pinselführung ablauschen. Der Graf nahm eine Priese und sah mit lächelndem Ausdruck aus der Ferne zu, dann trat er näher und sagte: „Nicht wahr, eine recht hübsche Copie?"

Paul setzte sich wieder, der Graf ebenfalls.

„Ich muß Ihnen bekennen," hub unser Held an, „daß ich mir erlaubt habe, ein wenig Comödie zu spielen. Mein Freund Glibbon behauptet gewisse Rechte sowohl auf Ihre Gunst als auf die Gefühle Ihrer Fräulein Tochter zu haben. Ich wollte prüfen, wie weit diese Hoffnungen sich als der Erfüllung zugänglich zeigten. Wie ich sehe, sind Sie eitel und jetzt darf ich wagen, mit der eigentlichen Sprache hervorzurücken, nämlich, daß ich selbst der Bewerber um die Hand Ihrer schönen und liebenswürdigen Tochter bin."

„Ah!" rief der Graf und sein Mund und seine Tabatiere blieben zugleich offen.

Paul wartete auf eine Antwort.

„Wollen Sie mir einräumen," hob der Graf an, „daß ich einigen Scharfsinn besitze? In der That hab' ich Ihre Maske, die Sie vorzulegen für gut befanden, sogleich durchschaut. Ein junger Mann, wie Sie, offen, kühn, nicht an Verstellung gewöhnt, kann unmöglich große Resultate in einer Tugend erzwingen, die uns ältern Weltzöglingen nur nach vielfältigen Mühen und Kämpfen zu Theil wird. In

dem Moment, als Sie mein Haus betraten, wußte ich und Jemand anders wußte es ebenfalls, zu welchem Zwecke Sie kämen."

„Sie wußten, daß ich kam, um um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anzuhalten?" fragte Paul. Der Graf nickte bejahend.

„Und Ihre Fräulein Tochter?"

„Wußte es ebenfalls."

Paul schwieg, denn nichts in der Welt hätte ihn mehr in Erstaunen setzen können, als diese eminente prophetische Gabe, die der Graf und seine Tochter vor seinen Augen entwickelten. Der Graf ließ ihm nicht Zeit, hierüber sich in Grübeleien zu versenken, er umarmte ihn, drückte ihm diesmal nicht den kleinen Finger, sondern die ganze Hand und sagte: „Sein Sie in meinem Hause willkommen, lieber Baron."

Paul wollte eben auf die naivste Weise fragen: Aber Ihre Tochter liebt ja Glibbon? als der Graf ihn von neuem überraschte, indem er das Zimmer verließ und bald darauf mit einem kostbaren Album in der Hand zurückkehrte, es aufschloß und Paul ein Blatt vorwies, das sein Portrait in sauberer und lebhafter Auffassung zeigte: „Hier sehen Sie zugleich die Antwort meiner Franziska auf Ihren Antrag. Sie beschäftigt sich ein wenig mit der Kunst, und dieses Bild, eines ihrer ersten und am besten gelungenen, wurde vor einigen Monaten schon vollendet."

Unser Freund war noch mit Betrachtung seines eigenen Conterfei's beschäftigt, als durch die offen gebliebene Thür beide Schwestern hereinstürmten: „mais papa! quelle bévue! Vous ai-je permis de me compromettre ainsi?“ rief Franziska.

„Sie handeln Unrecht! chèr papa!“ sagte die Zeitungsleserin.

Paul und seine Braut standen sich erröthend gegenüber.

Der Graf nahm eine Prise und lächelte als wollte er sagen: Man kommt doch immer am weitesten, wenn man die natürlichste Sprache in den natürlichsten Ausdrücken spricht. Er sah sich die Gruppe in der Nähe an, dann trat er etwas zurück, um sie sich auch aus der Entfernung zu betrachten, und immer lächelte er selbstzufrieden.

Paul fühlte einen brennenden Boden unter sich; er beurlaubte sich und man ließ ihn gehen, weil man für die Gesundheit der beiden jungen Leute fürchtete, wenn sie sich noch ferner den Excessen einer so aufregenden Scene hingäben. Franziska wurde mit dem Tuch vor den Augen von ihrer Schwester abgeführt und der Graf nahm mit einem bedeutsamen Händedruck von seinem seit fünf Minuten erworbenen Schwiegersohn Abschied.

Als unser Freund auf den Vorsaal gelangte, wo er sich unbemerkt wußte, stampfte er auf den Boden, zerriß wie ein Wüthender sein Taschentuch, schlug mit dem Säbel Funken aus den Steinstufen und lachte dann wieder laut auf. Er stieg hinab in den Garten, und während er die Gänge dessel-

ben durchschritt, wich nach und nach die Verzerrung aus seinem Gesichte, das Blut röthete wieder wie gewöhnlich seine Wangen und er war fähig, mit einer ruhigen Stimme Emil zu begrüßen, der noch immer in seiner Jasminlaube saß. Der unglückliche Poet, als er den Freund kommen sah, war mehr todt als lebendig. Er starrte, während Paul sprach, eine Jasminblüthe mit einer so fürchterlichen Anstrengung an, als wolle er sie zwingen, sich wieder in ihre Knospe zurückzuziehen.

„Also keine Hoffnung!" stöhnte er, als Paul geredet hatte; „Ich wußte es ja."

„Komm," sagte Paul. „Es wird gut sein, daß Du sogleich diesen Ort verlässest. Wir wollen, wenn es Dir Zerstreuung gewährt, eine kleine Fahrt durch den Thiergarten machen."

Emil ließ sich von seinem Freunde willenlos fortbringen. Er bestieg den Wagen und wenig fehlte, so wäre er auf der andern Seite wieder herabgefallen. Es giebt Lagen im Leben, wo man sich hüten muß, in einem Tilbury zu fahren. Paul ergriff die Zügel mit fester Hand, und der ziemlich kleine Wagensitz flog wie ein Pfeil in die grünen Schattengänge des Parks hinein, zum großen Verdruß Toby's, der fortwährend an Wangen und Schultern von den grünen Aesten gegeißelt wurde.

Der Lieutenant von den Linientruppen seufzte tief und fragte: „Was gab sie als Grund an?"

„Frauen geben nie Gründe an," entgegnete Paul spottend mit Emil's eigenen Worten; als er aber die kummervolle Miene seines Gefährten sah, gereute ihn der Spott und er sagte in dem sanftesten Tone, den er aufbringen konnte: „Gieb Dich zufrieden, guter Junge; sie hat in der That einen triftigen Grund, Dich auszuschlagen, denn sie ist schon versprochen."

„O das ist eine leere Ausflucht. Die verdammten Weiber sind damit gleich bei der Hand."

„Nein. Ich schwöre Dir auf Ehre, daß es wahr ist."

„Du schwörst? nun dann glaub' ichs. Mit wem ist sie versprochen?"

„Mit wem? Das kann Dir gleichgültig sein."

„Gleichgültig? Mir gleichgültig?"

„Da sie doch einmal für Dich verloren ist —"

„Schon gut; allein ich will dem, der sie mir geraubt hat, den Hals umdrehen! Aber er wird kein solcher Thor sein und in meiner Nähe verweilen, er wird dafür gesorgt haben, daß Länder und Meere zwischen ihm und mir liegen."

„Rücke doch etwas weiter; Du sitzest mir gar zu nah'," sagte Paul und eine Miene des wildesten Spottes lagerte sich auf seinen Zügen.

„Kenne ich ihn? Hab' ich ihn irgendwo gesehen?" fragte der Lieutenant noch eifriger.

„Laß das, Du siehst, daß ich nicht gerne von diesem ganzen Handel, der für mich und Dich gleich betrübend abgelaufen ist, spreche.“

„Ja wohl, mein guter Brunswick; doch für Dich liegt eine Art Beschämung darin, vergebens sollicitirt zu haben; allein besinne Dich, daß ichs Dir voraus sagte. Es giebt Leute, die geboren sind, um immerdar Unglück zu haben; zu diesen zähle ich!“ Emil schwieg und sein Gesicht nahm einen solchen Ausdruck von Schmerz an, daß Paul ihn mit innigem Mitleid betrachtete und dann vor sich hinsprach: „Wenn ich ihm doch helfen könnte; wahrlich er dauert mich. Welch' ein Teufelsspaß muß die Liebe sein, wenn sie solche Verheerungen anzurichten vermag. Ich bin durchaus nicht neugierig, ihre Bekanntschaft zu machen.“

Der Tilbury hielt jetzt vor der Wohnung Elfried's. Emil wollte sich beurlauben. „Du willst nicht unser Gast sein?“ fragte Paul. „Ich muß Dir gestehen, daß Dein voreiliges Versprechen mir Pein verursacht,“ entgegnete der Poet. „Du hast so gewiß eine Verlobung angekündigt und kannst sie jetzt doch nicht feiern.“

„Wer sagt Dir, daß ichs nicht kann? Ein Brunswick hat noch nie sein Wort gebrochen!“ rief Paul. „Komm nur; Du sollst sehen und hören, was geschieht.“

Mit ungläubigem Lächeln und Kopfschütteln folgte der Lieutenant von den Linientruppen. Er setzte sich hin und nahm an dem ganzen Mahle keinen Theil, nur als die Cham-

pagnergläser gefüllt wurden und Paul das seine erhob, laut rufend: „Nun, meine Herren Cameraden, auf das Wohl des Verlobten!“ horchte er auf und ein kalter Schauer rann durch seine Glieder, als er hörte, was wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel ihn traf. Als Paul zu Emil hinsah, fand er den Stuhl leer. Der Poet hatte sich geräuschlos entfernt.

„Wir alle, wir wünschen Ihnen Glück!“ riefen sämmtliche Offiziere.

„Ich danke!“ Mit diesen Worten erhob Paul sein Glas, führte es an die Lippen, zog es jedoch schnell wieder zurück und stampfte es auf den Tisch, daß es klirrend in tausend Stücke zerbrach.

Einige Offiziere lachten, andere sahen ihren Gefährten staunend und befremdet an und riefen sich leise einander zu: „Auf Ehre; das ist ein wunderlicher Bräutigam! Doch muß es auch solche Käuze geben.“

Dreizehntes Capitel.

Paul denkt mit einiger Beschämung an den Rittmeister.

Als unser Held am andern Morgen erwachte, fühlte er seinen Kopf schwer von den Nachwirkungen der gestrigen Orgie. Es war ihm dunkel erinnerlich, daß ihm allerlei

Ungewöhnliches begegnet war, nur wußte er nicht sogleich was. Plötzlich sprang er aus dem Bette, stellte sich mitten ins Zimmer, schlug die Hände zusammen und rief: „Herr Gott, ich hab' eine Braut!"

Wie man die Personen eines Lustspiels, über deren Treiben und Verwicklung man den Abend vorher gelacht, nun dunkel und trüb' wieder aufdämmern sieht, nur mit dem Unterschied, daß sie Einem gar nicht mehr spaßhaft erscheinen, so erstand die Scene im Schreibgemach des Grafen vor Paul's Geiste und er hörte die Worte: Seien Sie in meinem Hause willkommen! Er lachte laut auf.

Der nächste Gedanke Paul's war: Was wird Vinzenz (so hieß der Rittmeister) dazu sagen? Ach ich bin nicht mehr zu Hause, wo ich tolle Streiche nach Herzenslust machen konnte, wo er sie immer wieder gut machte. Nein, nein; ich habe hier eine hübsche Thorheit begangen und Niemand kann mich von den Folgen derselben befreien. Er stützte den Kopf auf die Hand und lachte noch kopfschüttelnd vor sich hin, als der Diener kam und ihm zwei Offiziere meldete, deren Namen er noch nie gehört hatte. Sie traten ein und eine förmliche Begrüßung fand statt. Der eine dieser Offiziere nahm nach Beseitigung einiger Höflichkeitsformeln und Redensarten das Wort und sagte: „Wir erscheinen im Auftrag des Lieutenants Glibbon."

Paul sprang auf, er hatte Emil ganz vergessen, jetzt fiel ihm ein, daß auch Emil in der gestrigen Posse eine Rolle

gespielt, und er rief: „Ich erkenne Sie, meine Herren; Sie sind von meines Freundes Regiment. Was macht er? Wie geht es ihm? Es freut mich unendlich, von ihm zu hören."

Die beiden Offiziere blickten einander an, wie zweifelhaft, ob sie recht gehört, dann nahm der Sprecher wieder das Wort und sagte mit einem gereizten Tone: „Herr Baron, unser Freund, der Lieutenant Glibbon — sollte hier ein Mißverständniß herrschen? — doch dies ist nicht denkbar — kurz und gut: der Lieutenant Glibbon sendet Ihnen durch uns eine Ausforderung." Nachdem die Offiziere, beide zu gleicher Zeit sprechend, dieses entscheidende Wort glücklich über die Lippen gebracht hatten, erhoben sie sich und machten eine Verbeugung.

Paul starrte sie an: „Mir eine Ausforderung? — Vom Lieutenant Glibbon? — Ach ich begreife — Meine Herren, ich danke Ihnen. Ich nehme die Ausforderung an und ersuche den Herrn Lieutenant, Ihren sehr achtbaren Freund, Zeit, Waffen und Ort zu bestimmen."

„Die Zeit: Morgen früh acht Uhr; die Waffen — Pistolen; der Ort der Zusammenkunft das Wäldchen vor dem — Thore." Abermalige Verbeugung. Paul entließ sie, indem er sie bis zur Thüre begleitete und sie seiner Achtung und Freundschaft versicherte. Als er sich allein sah, rief er: Ach der arme Emil; er glaubt sich mit mir schlagen zu müssen. Er hat ganz Recht. Vielleicht meint er gar, daß ich in seine Braut verliebt war und diese Gelegenheit

benutzte, um über ihn zu triumphiren. Dies wäre falsch wie eine Katze gehandelt. Soll ich hinlaufen und ihm Alles erklären? Nein. Er würde mir nicht glauben; er könnte mich für feig halten. Teufel! Erst will ich mich mit ihm schlagen und dann ihm die Erklärung geben. Jetzt aber will ich zu Elfried gehen, denn er wird mein Secundant sein. Ich muß eilen, denn jetzt finde ich ihn noch nicht bei der Flasche.

Er kleidete sich rasch an, doch indem er sich entfernen wollte, brachte ihm der Diener ein Billet vom Grafen Falkenbach. Es enthielt eine Einladung zum Mittagsessen mit der Bemerkung, daß der Graf wünsche, seinen künftigen Schwiegersohn den Verwandten der Familie vorzustellen. Paul entgegnete in wenigen Zeilen, daß er die Ehre haben würde, zu erscheinen.

In Elfried's Wohnung angelangt, wurde er von einem äußerst dünnleibigen magern Jokei empfangen, der eine Art Hausnarr bei seinem Herrn vorstellte und der sich jetzt damit belustigte, mit seinen fadendünnen Armen die Bewegungen des Telegraphen, der auf einem nahen Gebäude aufgerichtet war und eben manövrirte, nachzuahmen.

„Ist Dein Herr zu Hause, Philipps?"

Philipps senkte den Kopf auf die linke Schulter, breitete die Arme wie ein Wegweiser horizontal in die Luft und sprach kein Wort. Paul, der diese telegraphische Depesche

nicht verstand, schüttelte ihn herzhaft am Zipfel seiner bunten Jacke und donnerte ihm nochmals die Frage ins Ohr, worauf der lebende Telegraph den Bescheid gab, daß sein Herr sich im Stalle befinde.

Der Reformator des Bayard-Club's befand sich eben in seinem Lieblingsaufenthalt. Er hatte dazu den Ort auserkoren, wo seine vier Leibpferde standen, und ihn in einen comfortablen Salon umgeschaffen, wo man rauchen, spielen und im nöthigen Fall auch lesen und musiciren konnte, und wo er seine intimsten Freunde empfing. Der Boden war mit Teppichen belegt, die Zellen für die Pferde mit großer Sauberkeit und in gefälligem Ansehen erhalten, das Pferdezeug, sowie die nöthigsten Geschirre mit einer gewissen Zierlichkeit auf besonders dazu hingestellten Postamenten geordnet. Drei helle Fenster mit Vorhängen von purpurrothem Wollenstoff, von Bronce-Agraffen gehalten, gaben ein helles Licht; ähnliche Draperien waren an jeder der Zellen angebracht. Ein kleiner Broncelustre hing von der Decke herab und illuminirte Lithographien, hippologische Gegenstände darstellend, zierten die Wände.

Der junge Offizier saß in der Ecke dieses wunderlichen Salons und spielte an einem Tischchen mit einer seiner Freundinnen Karten. Beide waren eben, als Paul eintrat, in einem lebhaften Streit begriffen. Nebenbei machte sich ein Herr in einem eleganten schwarzen Anzuge an einem erkrankten Pferde zu thun. Zwei Stallknechte halfen ihm bei sei-

ner Beschäftigung, indem sie Gläser, Binden und Messer zurecht legten und ihm darreichten.

„Ah, sieh da Brunswick!“ rief der Spieler. „Es ist brav von Dir, daß Du das lange Schlafen aufgiebst und mich einmal in der Morgenstunde besuchst.“

„In der Morgenstunde?“ fragte das junge Mädchen lächelnd. „Es ist drei Uhr.“

„Du findest mich hier,“ fuhr Elfried fort, „wie ein guter Vater unter den Seinen. Mademoiselle ist so gütig, mit mir eine Partie Ecarté zu machen. Flora! Sie kennen doch meinen Freund Brunswick? Paul! Du kennst doch Flora, die Tochter meiner frühern Hauswirthin, ein liebenswürdiges und gescheutes Mädchen?“ —

„Ich habe die Ehre,“ sagte Paul und warf sich auf das kleine Ecksopha, indem er seine Uniform losriß und sich Luft zufächelte.

„Sieh hierher,“ begann Elfried von neuem; „ich habe Kummer. Meine Betty, dies reizende Geschöpf, hat sich gestern das linke Hinterbein verstaucht. Herr Quipper, der renommirteste Thierarzt in Stadt und Umgegend — Herr Quipper, Sie brauchen sich deshalb nicht zu bedanken, ich rede nur einfach die Wahrheit — besichtigt jetzt eben den Schaden. Man arbeitet schon eine halbe Stunde an dem Beine herum. Es ist rührend zu sehen, wie gefaßt in ihrem Leiden die arme Betty ist, wie ihr kein Wort, kein Seufzer des Unmuths

entschlüpft. Der Arsazes nebenbei würde schon längst alle Welt zu Boden gestampft haben.“

„Liebster Elfried, ich habe ein paar Worte mit Dir im Vertrauen zu reden.“

„Sogleich, mein Freund; ich bin zu Deinen Diensten. Herr Quipper, wie geht's? Ich will etwas näher treten und selbst das Bein der armen Creatur halten. Willst Du unterdessen die Parthie mit Flora fortsetzen? Du mußt aber auf Deiner Hut sein, denn sie spielt vortrefflich und geht stark auf den Gewinn aus.“

Paul sagte trocken: „Ich bedauere; ich habe keine Lust zum Ecarté.“

„Nun wie Du willst.“ Flora setzte ihren Hut auf, warf ihren Shawl um und entfernte sich, nachdem sie bemerkt hatte, daß sie in einer halben Stunde zum Mittagessen wieder da sein werde. Elfried kam, um sich auf das Sopha, neben seinen Freund zu setzen, doch waren seine Gedanken ausschließlich noch mit dem kranken Thiere beschäftigt und er sagte unmuthig: „So gehts, wenn man gefällig ist. Des armen Geschöpfes Unglück ist lediglich meine Schuld; ich lieh es gestern dem Legationssekretair der französischen Gesandtschaft. Die Diplomaten reiten alle schlecht; der Himmel weiß, worin der Grund dieser Sonderbarkeit liegt. Aber ich vergesse, daß Du mir etwas sagen wolltest —“

Paul warf einen Blick auf den Thierarzt und Elfried

sagte schnell: „Vor Herrn Quipper brauchst Du Dir keinen Zwang anzuthun; er ist so ganz Leib und Seele bei der Ausübung seiner Wissenschaft, daß dicht in seiner Nähe eine Mordthat vorfallen könnte, er würde nichts davon merken. Nicht wahr, Herr Quipper? —"

Der Angerufene hielt statt der Antwort mit freundlichem Grinsen seine Lanzette in die Höhe.

„Du hörtest, daß ich eine Braut habe," hob Paul an.

„Ja, das hörte ich gestern. Ist Dir vielleicht eine Cigarre gefällig? Ich habe in der vorigen Woche vortreffliche erhalten."

„Nein; ich wünsche nichts, als daß Du mich anhörst."

„Nun gut. Mit dieser Heirath oder vielmehr Ansprache ist es etwas schnell gegangen. Ich hörte nie, daß Du zu dergleichen Lust bezeigtest. Meiner Ansicht nach hättest Du auch damit warten können. Was fehlt Dir, so wie Du jetzt lebst? Frei, ungebunden, jung, gesund, mit Geld versehen — statt dabei zu beharren, gehst Du unter die Ehekrüppel, das heißt, Du machst Dich zu einer schlechten Zeitschrift, in der Deine Frau künftig die leitenden Artikel schreiben wird. Aber ich tadle Niemand. Meinetwegen thu' was Du willst; Du wirst immer mein Freund bleiben."

„Elfried!" rief Paul, „ich bin auf die wunderlichste Weise zu meiner Braut gekommen. Als ich gestern beim Grafen um das Mädchen für Emil anhalte, schlägt er mir sie rund ab.

Ich ärgre mich, ich vertrage keinen Widerspruch, mein Blut geräth in Wallung, ich sag' dem Grafen Grobheiten, endlich, da mir einfällt, wie ich versprochen habe, Euch auf eine Verbobung trinken zu lassen, fährts mir in den Kopf, mich selbst als Brautwerber anzubieten, und — ich werde angenommen! Wirklich des Himmels Einsturz hätte ich eher vermuthet als dieses Jawort."

Elfried warf lachend den Stummel seiner Cigarre weg und rief: „So bist Du also gefangen. Es geschieht Dir recht; wer heißt Dich mit solchen Dingen spaßen."

„Aber wie findest Du den Grafen?"

„Er handelt vollkommen nach seinen Grundsätzen," entgegnete Elfried. „Du bist reich, von guter Familie; Du bist gerade ein solcher Schwiegersohn, wie er ihn sich wünscht, er that ohne Zweifel gut daran, zuzugreifen und Dich nicht wieder frei zu geben."

„Das wäre der Teufel!"

„Verlaß Dich darauf; ich kenne diese Gattung Leute. Wie ist denn das Mädchen?"

„O! ich hab' sie kaum gesehen. Aber noch Eines: Emil hat mich gefordert; willst Du mir secundiren?"

Der Gefragte blickte auf und sagte nach einer Weile: „Ich habe unserm Chef versprechen müssen, bei keiner Schlägerei mehr behülflich zu sein. Doch dies hindert nicht. Dergleichen Versprechen hält man niemals. Ich werde Dir secundiren."

Paul dankte und nannte die näheren Bezeichnungen zum morgenden Duell; dann griff er nach seinem Hut und wollte sich entfernen.

„Willst Du nicht heute bei mir speisen?" rief Elfried. Ich werde Flora sagen lassen, daß sie ihre Schwester Fanny mitbringe; wir können nachher eine Partie ins Grüne machen."

„Ich bin zu meinem künftigen Herrn Schwiegerpapa gebeten," entgegnete Paul lachend.

„Sieh, da kommt Flora wieder zurück!" rief Elfried. „Wie sie schnell gewesen ist, es ist ein gescheutes Mädchen; sie versäumt nie die Mittagsstunde. Die Liebe und der Appetit gehn bei ihr Hand in Hand."

Als Paul durch die Wohnzimmer ging, sah er Philipps, der vor Mademoiselle Flora akrobatische und gymnastische Künste machte, während die junge Schöne ihre Haarzöpfe neu flocht und von Zeit zu Zeit Blicke in die Küche that, ob die Schüsseln, die ihre Nähe bereits durch lieblichen Dampf verkündeten, nicht bald erscheinen würden.

Auf der Straße angelangt, begegnete Paul seinem Banquier, der ihm einige Wechsel vorwies, bei deren Betrag er sich mitunterzeichnet hatte, die nun von ihren Ausstellern nicht eingelöst werden konnten. Paul trug dem Geschäftsträger auf, die Schuld zu tilgen. Während er noch zerstreut die bekannten Unterschriften seiner Freunde, die in diese Form gebracht, schon eine ganz artige Sammlung bildeten, be-

trachtete, stattete ihm der Kaufmann mit großer Höflichkeit seinen Glückwunsch zur nahen Vermählung ab.

„Wie? wissen Sie davon?“ fragte Paul verwundert.

„Der Herr Graf haben mir diesen Morgen die Ehre eines Besuchs geschenkt,“ erwiederte der Banquier. „Ich erlaube mir zu bemerken, daß dieser geehrte Herr eine enorme finanzielle Capicität besitzt. Er macht Speculationen, die sich dürfen hören lassen. O der Adel heutzutage, die höchsten Personagen selbst nicht ausgeschlossen, haben uns Leuten von Fach hübsche Kunstgriffe abgelauscht. Sie bleiben immer Dilettanten, denn es wäre unanständig, anzunehmen, daß sie von diesen kleinen Experimenten lebten, wie Unser Einer, aber sie sind so geniale Dilettanten, daß Niemand zögert, ihnen im Geheimen den Meister- und Zunftgrad zu ertheilen.“

Paul hörte nur halb hin; es entging ihm daher der Stachel, der in dieser Rede lag. Nur Eins merkte er sich heraus: daß nämlich der Graf unter der Hand Erkundigungen nach dem Stand seiner Ausgaben und seines Vermögens eingezogen haben müsse. Es gefiel ihm dies nicht sonderlich und er ging mit einer sehr üblen Laune zum Familien-Diner.

Vierzehntes Capitel.

Das Familien-Diner.

Als Paul erschien, war die Versammlung schon vollzählig. Der Graf ergriff ihn am Arm und führte ihn in den Halbkreis der Herren und Damen, indem er rief: „Hier ist der Baron von Brunswick! Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit meinen künftigen Schwiegersohn vorzustellen.“ Paul verbeugte sich und der Graf fuhr fort: „Die Leutchen sind sich einander schon lange gut gewesen, aber wie es zu gehen pflegt, die Väter erfahren es erst ganz zuletzt. Was mich anbetrifft, so hab' ich mich sehr gut dabei benommen. Anstatt Empfindlichkeit zu zeigen, daß man nicht offenherzig gegen mich war, hab' ich mich wie ein guter Komödien-Papa beeilt, die Hände in einander zu legen und den Segen zu ertheilen.“

Die Herren und Damen nickten lächelnd zu diesen Worten und eine dicke Frau auf dem Sopha, die von ihrer eigenen Fülle erstickt zu werden drohte und in einem fortwährenden Kampf gegen diese materiellen Fluthen, die über ihrem Kopfe zusammen schlagen zu wollen schienen, begriffen war, brachte mit Mühe die Hände zu einem kleinen Beifallklatschen zusammen. Zwei jüngere Damen ihr zur Seite legten ihre Lorgnetten vors Auge, indem sie sich zuflüsterten: „Il est bien! Vraiement beau garçon!“

Paul hatte den jüngern Theil der Anwesenden schon öfters in den geselligen Zirkeln gesehen; was den ältern Theil betraf, so besuchte dieser keine Gesellschaften mehr, was auch sehr wohlgethan war, denn es waren nicht sehr liebenswürdige Gestalten darunter, und die Gesellschaft würde trotz der Titel und Reichthümer, die diese Individuen besaßen, wenig Nachsicht mit ihren Schwächen gehabt haben. Die Gesellschaft, wie sie heutzutage existirt, ist um vieles selbstsüchtiger, als die vor funfzig Jahren es war. Sie setzt etwas darein, ihre Launen und Antipathien unumwunden zu zeigen. Man nennt dies Aufrichtigkeit und Natur; im Grunde ists aber nur Rohheit und Selbstsucht.

Unter diese nicht mehr tolerirten Figuren gehörte eine alte Dame, die dazu bestimmt war, von der Familie beerbt zu werden, und die zu allgemeiner Freude dieser Bestimmung rasch entgegenging. Seit einer Anzahl von Jahren hörte und sah sie nichts mehr, und da sie dabei mißtrauisch und übellaunig war, vergalt sie die Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten, die man ihr zollte, durch ein beharrliches tückisches Schweigen. Ihr Sohn, der Oheim des Grafen, war vor undenklichen Zeiten in irgend einem Collegium, das Niemand mehr zu nennen wußte, Präsident gewesen, hatte sich jedoch frühzeitig zurückgezogen, um ungehindert dem Studium der Tafelfreuden zu leben. Man hatte ihm gesagt, daß er, weil er langes herabhängendes Haar, ein äußerst häßliches, runzelvolles Gesicht hatte, und dabei eine hohe weiße Halsbinde

trug, Talleyrand ähnlich sähe, und hierdurch fand sich der Präsident sehr geschmeichelt. Er manövrirte sehr geschickt mit seiner Halsbinde, indem er bald sein Kinn darin versenkte, bald es plötzlich wieder hervorzog. Der Graf pflegte zu sagen: „In der That, es ist lustig, einen so interessanten Kopf in seiner Familie zu haben.“ Paul fand es jedoch gar nicht lustig, neben diesem intessanten Kopf zu Mittag zu essen; denn der Präsident, der mit nichts zufrieden war, was man ihm auch auftischen mochte, gab ungenirt den Inhalt seines Tellers wieder auf denselben zurück, nachdem er ihm schon im Munde gehabt hatte, indem er dazu rief: „Das ist elendes Zeug! Diese Sauce ist vergiftet! Dieses Huhn ist alt wie meine Großmutter! Diese Trüffeln taugen den Teufel etwas!“ Die Frau dieses Präsidenten war eine Dame, die noch den Gesellschaftston von zehn Jahren zurück inne hatte. Sie konnte keine Phrase deutsch beenden, sondern mischte französisch und deutsch auf eine unangenehme Weise zusammen. Diese Mode hat zum Glück aufgehört; sie war eine der lächerlichsten, die je existirten. Die Nichten dieser Dame sind beide ältliche unvermählte Damen, von derjenigen Sorte von Gesellschaftsmenschen, die nie in ihrem Leben etwas sagen oder thun, das man der Mühe werth fände wiederzuerzählen. Die dicke Dame, die im steten Kampf mit sich selbst begriffen ist, fungirte bei einer Prinzessin als Hofdame. Die Prinzessin hat sich die Mühe und die Kosten gemacht, das ungeheure Terrain, das ihre Hofdame bietet, mit Schmucknadeln, Broschen, Arm=

spangen zu umhegen, zu umstecken, und gleichsam in Besitznahme zu declariren. Eine andere Hofdame ist das Widerspiel von dieser, sie ist eine hübsche junge Frau, die zierlich, munter und witzig ist. Die Prinzessin, der sie beigegeben, hat selbst Geist und würde Niemand um sich leiden, der von dieser Eigenschaft nicht wenigstens etwas empfangen hat. Der Mann dieser Dame ist ein ausgezeichneter Militair und Begleiter eines Prinzen. Diese fünf letztgenannten Personen gehören aber noch zu der Gesellschaft, wie sie heutzutage existirt; zu der, wie sie früher bestand, gehört ein Obrist außer Dienst, ein älterer Bruder des Grafen, der die Manieren der Soldateska von 1812 beibehalten hat, der demzufolge gerne ungehörige Geschichtchen vorbringt, dem man sie aber am Munde abzuschneiden pflegt, weil solche Geschichtchen zu erzählen nicht mehr „guter Ton" ist. Der Obrist, der dabei taub ist, belustigt sich, die Contrebande, die in keinen offenen Hafen einlaufen darf, in die versteckte Bucht des Ohr's seines Nachbars einzuschmuggeln, was ihm unendlich Spaß macht. Dieser arme Obrist ist mit seinem Vermögen fertig geworden und lebt jetzt auf Kosten der Verwandtschaft, ein Gebrechen, das man ihm weit weniger verzeiht, als seine ungehörigen Geschichten. Paul fühlt sich zu dem alten Knaben hingezogen, denn er entdeckt einige Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem Onkel Anton; und der Obrist vergilt diese Hinneigung sogleich, indem er einige seiner besten Geschichtchen in Paul's Ohr absetzt.

Noch bleibt als Tischgenossin zu erwähnen eine junge

Dame, die durch ihre regelmäßigen Züge und ihre geschmackvolle Toilette Aufsehen erregt, sie ist eine intime Freundin der Frau von Fliet, Franziska's älterer Schwester, und heißt Hermance de Romilly. Eine Elsasserin von Geburt, vereinigt sie in ihrem Namen wie in ihrem Charakter französische mit deutschen Eigenschaften. So jung sie ist, hat sie doch schon ein sehr bewegtes Leben geführt; sie ist einem geliebten Bruder nach Algier gefolgt, und man sagt, daß sie dort sogar Antheil an den kriegerischen Thaten ihres Begleiters genommen habe. Als der junge Herr von Romilly in einem Gefecht getödet wurde, kam seine Schwester nach Deutschland zurück, und da sie eine Waise war und jetzt völlig allein in der Welt stand, nahm sie das Anerbieten ihrer Freundin an und wählte ihren Aufenthalt im Hause des Grafen. Sie zeigte in ihren Mienen die Wohlgestalt, aber auch die Kälte einer schönen Büste. Das Gespräch schien sie wenig zu interessiren, sie nahm nur gerade so viel Theil daran, als eine ziemlich knapp zugemessene Artigkeit es ihr gebot.

Und das Gespräch, worin bestand dies? Nahm man, da diese Vereinigung ein Familienmahl war, die Familieninteressen in Anspruch? unterhielt man sich auf gute vertrauliche Weise über die kleinen Vorfälle und Begebenheiten, die sich im engern Kreise im Laufe eines Jahres ereignet hatten? tauschte man, heiter plaudernd, Familienanekdötchen gegen einander aus? So würde eine Gesellschaft dieser Art sich vor hundert Jahren zurück unterhalten haben. Oder machten die Männer die Bewunderer

der Damen, erschöpften sie sich in zierlichen Galanterieen? Recitirte man kleine Poesien von Voltaire und Gresset? Bot man den Damen ein Glas Wein oder eine Schaale Eingemachtes mit jener Anmuth in der Biegung des Arms und der Haltung der Hand, wie sie Bernini in Marmor darstellt, und Watteau sie in seinen Gemälden anbringt? So würde man sich vor funfzig Jahren zurück unterhalten haben; oder endlich, lagen Herren und Damen nachlässig hingestreckt in ihren Sesseln, rief man sich mit großer Ausgelassenheit bonmot's und verliebte Neckereien zu? Machte man sich, im Begriff eine Ehe zu schließen, über die Heiligkeit der Ehen lustig? Drückten die jungen Männer auf die entblösten Arme der Frauen (nicht der ihrigen) Küsse? So würde man sich vor dreißig Jahren zurück unterhalten haben; aber nichts von allem dem heutzutage. Man ist nicht mehr vertraulich wie vor hundert Jahren, aber man ist auch nicht affectirt und gespreizt wie vor funfzig, und vor allen Dingen, und dies ist eine köstliche Errungenschaft unserer Gesellschaft, man ist nicht mehr frivol und unsittlich wie vor dreißig Jahren.

Aber wovon spricht man denn heutzutage? Man spricht von ernsten Dingen, von Dingen, die den Geist beschäftigen und erheben, die nichts mit dem Getändel, der Ziererei und der Verderbniß der Sitten gemein haben, von Dingen, die angehört zu haben, einer jungen unverheiratheten Dame nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Also spricht man vom Ruhme, von den Thatsachen der Geschichte, von den Erfolgen der Wis-

senschaft? Nicht so ganz; denn von allen diesen Gegenständen versteht man ebenso wenig als man vor hundert Jahren davon verstand, und man interessirt sich für sie eben so wenig als damals.

Aber wovon spricht man denn? — Man spricht vom Porzellan.

Während der ganzen Tafelzeit untersucht man, ob die Fabriken von Dresden und Berlin mit denen von Sèvres gleichen Schritt zu halten im Stande sind. Man entdeckt in Form und Güte des Stoffes Unterschiede. Vom Porzellan geht man auf die kleinen Pfeilerschränke von vieux laque über und endlich kommen die Lehnsessel mit geschnörkelten und vergoldeten Beinen an die Reihe. — So unterhält sich eine Gesellschaft, die gegen den Schluß des zweiten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts zusammenkommt, um ein neues Familienglied in ihren Verein aufzunehmen. Haben wir es nun der Tugend recht gemacht? Kann man nun noch behaupten, daß die Revolution nutzlos für unsere höhern Stände vorübergegangen ist? Lehrte sie uns nicht von Porzellan sprechen?

Das ist sehr langweilig! — Aber wer sagt denn auch, daß unser Leben kurzweilig sei? Ihr Arbeiterclassen, ihr Männer des Gewerbes und der täglichen Mühe, ihr, die ihr uns um unsere Prunkgemächer, unsere mit Leckerbissen besetzte Tafeln, unsere Weine, unsern Müßiggang, unsere schönen und geputzten Frauen so beneidet, kommt, tretet herzu und seht, in welcher entsetzlichen Langeweile, in welcher geisttödtenden Mattigkeit

wir unsere Tage hinbringen, wie wenig wir mit jenen hübschen Dingen etwas anzufangen wissen. Wie nichts da ist, was uns belebt und erfrischt, wie wir, blos um etwas zu thun zu haben, uns gegenseitig die Heuchelei und die Selbstsucht in Portionen zumessen, wie sie für den stärksten Magen berechnet sind, und wie wir glücklich sein würden, wenn wir von dem Abhub von Fröhlichkeit, Herzensstärke und Lebenslust leben könnten, wie er von den Mahlen fällt, die euch das Leben auftischt. Ihr wollt unsern Reichthum? Nehmt ihn, gebt uns dafür euer frisches Blut, euer Lachen, eure verliebte Kurzweil, eure Sommernächte voll Poesie, eure Wintertage voll Arbeit. Ihr wollt unsere Tugend? Nehmt sie und gebt uns dafür, was wirklich Tugend heißen kann, nämlich Lebenskraft, Herzenskraft, Glaubens- und Liebeskraft.

Aber das Alles führt uns zu weit weg vom Porzellan.

Nun von unserm Mittagsmahle. Paul belustigt sich, seine Braut nicht anzusehen und mit seinem Schwiegervater kein Wort zu sprechen. Die Herren, die gehört haben, daß die jungen Leute sich schon lange heimlich geliebt haben, sind etwas befremdet über diese neue Art sich einander Zärtlichkeit zu beweisen, die Damen dagegen sehen hierin die gute Erziehung und das feine Schicklichkeitsgefühl Paul's. Unser Held speist mit sehr gutem Appetite, er trinkt noch besser, so daß er sich den Beifall des „interessanten Kopfes" erwirbt, der ihm eine Flasche zuschiebt mit den Worten: „Hier, diesen Bordeaux kann ich empfehlen, ich hab' ihn kommen lassen; es ist der einzige

trinkbare Wein hier im Hause.“ Der Graf schüttelt über diese Bemerkung des Präsidenten den Kopf, wagt aber nicht zu widersprechen. Unterdessen hat die Präsidentin über eine Vase von Porzellan zu berichten angefangen: „Je possède un petit vase,“ sagte sie, „qu'on m'a donné pour mon jour de naissance; ich will nicht grade behaupten, daß diese Vase häßlich sei, allein c'est drôle je ne trouve rien de beau à ce style. Ma princesse possède une petite tasse d'une beauté merveilleuse; es ist wahr, man kann nichts schöneres sehen. Tout le monde disait que c'était du veritable Sévres, mais moi, ne voyant pas la marque, Sie wissen doch, jedes ächte Porzellan hat auf der Rückseite der Pieçen eine Marque? moi, je declarais tout haut que cela n'était pas, et l'on m'a donné raison. Vous le rappelez vous chère comtesse?“

„O oui, chère comtesse, erwiederte die corpulente Hofdame. Haben Sie den trousseau der Prinzessin gesehen?“

„Ja meine Theure; il y a là une casette en vieux laque, et une boule, ich hab' mein' Lebtage so etwas Schönes nicht gesehen. Die vaisselle hat nicht so sehr meinen Beifall. Ich will Ihnen sagen, da hab' ich schon Schöneres gesehen; aber die chinoiseries sind wieder delicieux. Der kleine Spiegeltisch ist mein Entzücken, und dann die Chiffonière.

Der Adjutant hat unterdessen mit einiger Mühe das Gespräch über die Meubles unterbrochen und das über ein in Mode stehendes Ballet in Aufnahme gebracht. Die Damen gehen darauf ein und man lobt eine Tänzerin, deren Bewegungen

man graziös und anmuthig findet. Der Obrist, der der Meinung ist, man spräche noch über die Chiffonnière, sagt: „Ja, aber ich tadle nur, daß sie auf ihren Beinen nicht sicher steht."

Man fragt ihn, warum er dies befürchte, und der Obrist erwidert: „Sie sind oben kaum so dick wie mein Handgelenk, ich habe sie gemessen, und nach unten zu sind sie viel zu stark ausgeschweift, und dann, ich liebe überhaupt nicht vergoldete Beine."

Diese letzte Bemerkung klärt das Mißverständniß auf, und man lacht. Der Obrist, der sich bewußt ist, diesmal keine komische Geschichte erzählt zu haben, ruft verdrießlich vor sich hin, da er den Grund des Gelächters erfährt: „Ich liebe die kleinen Familienmittagsessen nicht; man spricht so durcheinander und dann spricht man auch niemals deutlich genug."

Die alte Dame an der Spitze der Tafel schiebt sich unruhig auf ihrem Ehrenplatz hin und her und murmelt endlich zu ihrer Nachbarin: „Worüber wird gelacht? Hat sich meine Haube verschoben? Es ist sehr ungezogen, daß man lacht, ohne mir zu sagen, worüber man lacht. So etwas lieb' ich nicht."

Die alte Dame wird beruhigt, und der Graf ruft ihr über den Tisch zu: „O meine theure, liebe Mutter! wie glücklich sind wir, Sie in unserer Mitte zu sehen; wie gesund und heiter ist Ihr Aussehen! Man sieht's Ihnen an, wie gerne Sie im Kreise der Ihrigen weilen."

Die Alte, die hiervon nichts versteht, sagt zu ihrer Nach-

darin: „Wenn man sich über mich moquiren will, so soll man mich zu Hause lassen; ich komme ohnedies gar nicht gerne hier in dies fatale Haus.“

Die beiden insipiden ältlichen Unvermählten ergriffen einen Zipfel der Spitzenmantille der Alten, und indem sie diesen mit sehr viel Gefühl an sich rissen, riefen sie Beide zugleich: „Wie glücklich sind wir, theure Großtante, in ihrer Nähe uns zu befinden.“

Der Obrist, der unterdessen sich wieder ins Gespräch mischen will und nicht ganz sicher ist über den Gegenstand, der jetzt verhandelt wird, zieht es vor, selbst einen aufzubringen. Er bringt eine Dose heraus, die eine Merkwürdigkeit ist. Sie stellt von Porzellan geformt einen Mops dar. Diese Dose läßt er die Runde gehen, und er beabsichtigt, an dieses Rokokkostück eine Geschichte zu knüpfen, die ebenfalls Rokokko ist, und zwar zu seinen besten gehört. Aber man erräth seine Absicht und läßt ihn nicht zu Worte kommen. Der Graf spricht von dem Portrait der corpulenten Hofdame, das er vor Kurzem auf einer Ausstellung gesehen. Die Dame fragt ihn, ob er es ähnlich finde, und der Graf tadelt einen fremden unähnlichen Zug an Mund und Nase. Sogleich ruft der Obrist, der nur das Wort Nase hört und diese auf seinen Mops bezieht: „Jawohl, die Nase ist bei diesem dicken kleinen Geschöpfe besonders merkwürdig; sie ist angesetzt und besteht aus einem Stück Carneol; deshalb ist sie auch von so schöner rother Farbe!“ Diesmal

lacht man nicht, man verzieht nur den Mund, aber die Hofdame ist die Erste, welche glaubt lachen zu müssen; sie ruft laut: „O das ist vortrefflich! Meine Nase ein Stück Carneol! Dieser Einfall ist köstlich!“ Der Graf zerrt seinen Bruder am Arm, indem er ihm ins Ohr ruft: „Mein Freund, Du begehst heute lauter Sottisen; es wird am besten sein, Du schweigst ganz still.“

„Schon gut,“ murmelte der alte Krieger, „man hat mich also eingeladen, damit ich hier eine stumme Rolle spielen soll. Das ist lustig. Ich und eine stumme Rolle! Ich, der ich immer in Gesellschaften gezogen werde, um sie zu beleben, zu erheitern, mit meinen Einfällen zu erfrischen, ich soll hier stumm wie ein Oelgötze sitzen. Aber ich werde mich nie wieder bei einem Familiendiner einfinden.“

Denselben Entschluß faßt die alte Großmutter, die immer noch überzeugt ist, daß man über ihre Haube gelacht habe; denselben Entschluß faßt der Präsident, der da schwört, daß der Schinken, in Burgunder gekocht, die erbärmlichste Schüssel sei, von der er jemals gekostet; denselben Entschluß faßt die dicke Hofdame, deren Nase man mit einer Carneolspitze verglichen hat, und endlich faßt denselben Entschluß auch die übrige Tischgenossenschaft, die die Entdeckung gemacht hat, daß sie nirgends weniger gut sich befindet, als wenn sie sich „unter sich“ befindet. Trotz dessen scheidet man aber mit den Versicherungen der innigsten Liebe und Ergebenheit.

Funfzehntes Capitel.

Ein Duell und ein Geheimniß. Paul versucht ebenfalls die natürlichste Sprache in den natürlichsten Ausdrücken zu sprechen.

Am andern Morgen erhob sich unser Held frühzeitig und schickte sich an, sich mit seinem ehemaligen Stubengefährten zu schlagen. Beide junge Männer erschienen mit dem ihnen zustehenden Gefolge an dem bezeichneten Orte. Es ist schwer zu beschreiben, welch' eine Verachtung in Blick und Miene des Lieutenants von den Linientruppen lag, als er demjenigen vor Augen trat, den er als den schwärzesten und boshaftesten Charakter anzusehen berechtigt zu sein glaubte, der jemals auf seinem Lebenswege erschienen war und künftig erscheinen werde. Er hatte mit Muße alle jene kleinen gemüthlichen Erinnerungen niedergekämpft, die, von ihrem frühern Zusammenleben sich herschreibend, gegen diesen fürchterlichen Exceß von Herzenshärte und Verrath bei seinem ehemaligen Freunde zu sprechen schienen. Der Poet war kein Menschenbeobachter; er lebte in einer idealen Welt, die er willkürlich mit den Gebilden seiner Phantasie bevölkerte; bisher hatte ihm unter diesen Schattengestalten noch ein recht excentrischer Bösewicht gefehlt, er hatte ihn jetzt gefunden. Paul war dieser Teufel, und unser Freund, als er auf der Mensur erschien, hatte, überwacht und durch nächtliche Gelage

etwas zerrüttet, in der That einige Züge von einem gefallenen Engel an sich. Das dunkle Haar flog im Winde, die finstern und kühnen Augen, vereint mit dem Spottzug um den Mund, gaben im Gegensatz mit dem bleichen und schmalen Antlitz Emils, ein Bild der wilden und verneinenden Eigenschaften, durch die jener „erste Empörer" sich auszeichnet.

Das Duell nahm hergebrachter Weise seinen Anfang und hergebrachter Weise sein Ende. Die Secundanten rauchten ihre Cigarren mit derselben Anmaßung von Ruhe und kalter Selbstsucht, wie sie sie schon öfter bei ähnlichen Gelegenheiten gezeigt hatten, und wie es die Mode bei einem Duell mit sich brachte. Man war bemüht, seine Tasse Kaffee noch warm zu finden, wenn man nach Hause kam. Der Poet schoß sein Pistol ab, doch verfehlte er des Ziels, Paul darauf feuerte in die Luft. Emil bestand auf einen zweiten Gang, worauf Paul erklärte, daß keine Macht der Welt ihn zwingen werde, seine Kugel anderswohin, als in die freie Luft zu senden. Die Secundanten sprachen ein „gewichtiges Wort," und nach einigem Hin- und Herreden wurde die Sache als abgemacht behandelt. Mit einem kalten Händedruck schieden die sogenannten Versöhnten. „Jetzt könntest Du ihm den Zusammenhang der ganzen Posse erklären," sagte Elfried zu unserm Helden, als Beide von dem entfernten Wäldchen, wo diese Scene spielte, zurück in die Stadt eilten. „Ein anderes Mal," erwiderte Paul gähnend. „Ich kann Dich ver-

versichern, daß es mir leid thut, daß auch diese Sache abgethan ist.“

Elfried lachte, gab seinem Pferde die Sporen und rief: „Komm, laß uns schneller reiten, der Morgenwind ist kühl.“ Sie setzten leicht über die Ebene dahin; als sie sich der Stadt näherten, hielt Elfried an, wandte sich um und fragte: „Wie stehst Du mit Deiner Braut?“

„Besser wie Du denkst. Willst Du sie mir nicht abnehmen?“

„Sehr verbunden; ich danke. Wohin führt Dich jetzt der Weg?“

„Ich werde die Vormittagsstunden bei dem Grafen zubringen.“

„Also doch!“

„Ich habe dort ein interessantes Mädchen kennen gelernt, eine Fräulein Romilly, halb Deutsche, halb Französin. Diese zieht mich an. Sie zeigt solch' eine impertinente Gleichgültigkeit gegen Alles, was ich sage.“

„Ach, ich versteh', das ist anziehend, aber nur bis auf eine gewisse Grenze hin. Hernach will ich Hingebung und Gefälligkeit.“

„Ich glaube nicht,“ sagte Paul spottend, „daß die Ideale der Frauencharaktere, die Du aufstellst, aus sehr lautrer Quelle geschöpft sind.“

„Du hast Recht; mit den Grundsätzen des Epikur ist man für die Frauen ein unschmackhafter Bissen. Doch bin

ich weit entfernt, selbstsüchtig zu sein. Ich habe alle Achtung für das Geschlecht. Du wirst mich nie schlecht von den Frauen sprechen hören. Ich verachte jene Witzlinge, die, weil sie selbst nur halbe Männer sind, eine Frau, die es ganz und vollständig ist, nie begreifen können."

„Bei allem Dem hab' ich noch nicht gesehen, daß Du Dich einer achtbaren Frau genähert hättest," bemerkte Paul.

„Wie gesagt," rief Elfried lachend, „ich hab' Etwas an mir, was diese achtbaren Frauen abschreckt und dafür die nicht achtbaren anzieht. Vielleicht haben die achtbaren Frauen dabei auch einiges Unrecht; sie sollten es einmal versuchen, sich zu einem Burschen, wie ich bin, herabzulassen, mich aus meiner Erniedrigung und aus dem Sumpfe, worin ich stecke, hervorzuziehen und, durchnäßt vom Sündenschlamm, wie ich bin, an die moralische Sonne zu setzen. Wer weiß, was geschähe. So aber gehn die rein Tugendhaften ihre Wege, und ich bleibe in meinem Pfuhl stecken. Die Lage der Dinge verändert sich um kein Haar; ich werde dabei von Tage zu Tage älter und immer weniger der Tugend und Ehrbarkeit zugänglich. Das gute Werk meiner Bekehrung wird zuletzt pur unmöglich."

Paul lachte und gab seinem Pferde die Sporen.

Elfried fuhr in seiner Rede fort: „Es klingt paradox, ist aber nichts desto weniger vollkommen wahr; die liebenswürdigen Frauen heutzutage sind nicht die jungen, sondern die alten. Die haben noch von der Schalkhaftigkeit und

Koketterie, von der Anmuth und Zuthunlichkeit etwas übrig, wie sie früher in der Mode war, und wie sie unsern glücklichen Vätern, diesen alten, ewig im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalieren, geboten wurde. Eine Frau Cigarre rauchen und sich auf ein Pferd schwingen zu sehen, das ist es nicht, was ich bei Weibern suche; sie machen Beides doch schlecht. Mit einem Wort, die Frauen haben jetzt tausend unbequeme Narrheiten angenommen, das macht denn, daß Käuze, wie ich einer bin, die nur nach dem täglichen Brot der Liebe ausgehen und keine gepfefferten Brühen verlangen, von den Salons sich hübsch fern halten und aus der Schenke sich ihre Bedürfnisse holen."

„Beim Licht besehen hast Du nicht Unrecht!" rief Paul, „und Du könntest mich verführen, zu Deinem Lebensplan zu schwören."

„Das darf nie geschehen," entgegnete der junge Offizier, indem er seinen Cameraden flüchtig und dabei drohend ansah. „Dein Lebensfaden ist aus anderem Garne gedreht. Bei Deiner Charakteranlage ist es auf etwas Romanhaftes, vielleicht sogar auf Großartigkeit und Würde abgesehen, und da dürfen die achtbaren Frauen nicht fehlen. Auch bist Du viel jünger, wie ich."

Sie erreichten die Stadt, wo sie sich trennten, nachdem sie verabredet hatten, in welcher Restauration sie sich für den Mittag wieder finden wollten. Paul warf sich in andere Kleider und langte etwas früher, als es die conventionelle

Besuchstunde gestattete, im Hause seiner Braut an. Er fand die beiden Schwestern allein. „Laß doch sehen," rief er bei sich, „ob ich mich nicht an meine Braut gewöhnen kann. Vielleicht ist sie gerade die von dem Schicksal mir bestimmte, und ich thue Unrecht, sie von mir zu weisen." Diese Gedanken und Betrachtungen brachten ihn schnell in seine leichtsinnige Laune; er trat heiter und lebhaft zu den Damen. Die Miene der Offenheit, die in seinem glücklichen Gesichte, wo eine so frische und gesunde Jugend blühte, eine unwiderstehliche Wirkung äußerte, machte, daß die kalte und theilnahmlose Miene Mélanie's, der ältern Schwester, in ein Lächeln überging, das zu sagen schien: Nun, ich will mich einmal herablassen und wie Wesen gewöhnlicher Art eine Stunde verplaudern. Sie legte das Buch bei Seite, reichte ihrem zukünftigen Schwager die Hand und gab ihm dabei einen Wink, daß er neben ihr auf dem Sopha Platz nehmen möchte. Franziska sah ihren Zukünftigen mit einem flüchtigen Blick an, der Paul auf den glücklichen Ausspruch brachte: „Sie liebt mich nicht." Er brachte, um seiner Sache noch gewisser zu werden, das Gespräch auf Glibbon, und es entging ihm nicht, daß Franziska mit Unwillen erröthete, während Mélanie mit ihrer kalten und harten Stimme sagte: „Dieser junge Mann, der sich unserer Familie anschließen wollte, ist nicht ganz ohne Gaben des Gemüths und Geistes, er hat unter andern ein leidliches Talent für Poesie, aber mein Vater hatte Recht, ihn abzuweisen. Ich

habe in die Familie schon einen armen Mann gebracht, und ich weiß, welche Mühe es mich kostete, die dadurch aufrührerischen Elemente in unserm Familienkreise zu beschwichtigen, obgleich das Motiv meiner Heirath ein edles war. Ich erkannte in meinem Mann eine edle Natur, die zu Großem berechtigt war, der aber, um sein Ziel zu erreichen, die besten Mittel fehlten; ich gab sie ihm, indem ich ihn heirathete; es war ein Almosen in der besten Form. Geliebt hab' ich ihn nicht, denn ich habe nie einen Mann geliebt. Als mein Zweck erreicht war, mein Mann die politische Stellung erreicht hatte, die ich ihm zugedacht, zog ich mich von ihm zurück, indem ich ihm zu verstehen gab, daß ich völlig frei für mich zu leben beabsichtigte. Wir sind getrennt, ebenfalls in bester Form. Ich zahle ihm ein Jahrgehalt, über dessen Anwendung er nie Rechenschaft abzustatten schuldig ist. Da mein Vater, der ein bewunderswürdiges Talent im „Arrangiren" besitzt, diese Angelegenheiten juristisch vollkommen fest geordnet hat, so bin ich einen lästigen Lebensgefährten los und habe einen geschickten politischen Agenten, der mir mit Treue dient, dafür eingehandelt."

Paul war empört über diese Mittheilung. Eine solche schneidende Kälte und ein so kolossaler Egoismus war ihm noch nie vorgekommen. Sein warmes Herz zuckte, als er die widernatürliche Knechtung eines Mannes durch eine geldstolze und verbildete Frau eine edle That nennen hörte. Er saß stumm da und spielte mit der Quaste seiner Säbelklinge.

Frau von Fliet fuhr fort, indem sie ihre Schwester flüchtig ansah: „Von Franziska konnte mein Vater mit Recht nicht dieselbe Energie erwarten —.“

„Und Glibbon,“ rief Paul lebhaft, „wäre auch nicht der Mann zu einem solchen Spiel gewesen.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Mélanie. „Das Almosen wäre an ihm verschwendet gewesen. Er hat keine Zukunft; er ist einer von jenen Männern, die nichts verstehen, als sich an unsern Frauenrock anzuklammern, uns mit ihrer Zärtlichkeit und Treue zu ennuyiren, denen wir Geld geben, damit sie uns dafür an die Alltäglichkeit und an die Kinderstube fesseln können. Mit meinem armen Mann wurde ich schnell fertig, Franziska wäre mit dem ihrigen nicht so schnell fertig geworden.“

Franziska sah mit einem Blick des Vorwurfs auf ihre Schwester, dann sagte sie leise: „Ich glaube, Du thust dem armen Glibbon Unrecht.“ Paul reichte seiner Braut die Hand über den Tisch hin. „Wenn ich nur wüßte, welch' eine Bewandtniß es mit dem Portrait hat,“ rief er bei sich selbst; „denn es ist sicher, sie liebt mich nicht.“

Der Graf trat herein, er blieb an der Thür stehen und sagte mit einem affectirten Lächeln: „Darf ich kommen? Störe ich nicht?“ Er trat vor, schüttelte Paul die Hand und wandte sich dann zu seiner ältern Tochter, indem er fragte: „Was sagst Du zu den spanischen Angelegenheiten? Das ist verwünscht, das wird die Papiere fallen machen; gieb Acht!“

Mélanie neigte das Haupt und sagte trocken: „Man muß die morgende Post abwarten. Gustav wird aus Paris mir schreiben; ich verlasse mich auf ihn.“

„Ich nicht ganz,“ entgegnete der Graf. „Die letztgemeldete Depesche war unrichtig und veranlaßte Trugschlüsse. Du mußt ihm schreiben, daß er sorgsamer sei; er hat die Entrée in die Salons aller Diplomaten; seine Schuld ist es, wenn er diese ausgezeichnete Stellung, die wir ihm verschafft, nicht benutzt.“ Er wandte sich rasch zu Paul und rief: „Wie haben Ihnen meine Verwandten gefallen? Nicht wahr, liebe, treffliche alte Herren und Damen? Wo ist Fräulein Romilly?“ fragte er die Töchter, ohne Pauls Antwort abzuwarten.

„Sie ist bei der armen Rosalie —,“ sagte Franziska und wollte noch etwas hinzusetzen, als der Graf sie schnell unterbrach, rufend: „Schon gut, schon gut; ich weiß genug.“

Die Schwestern entfernten sich, und Paul, dem nichts daran lag, ein tête à tête mit seinem künftigen Schwiegervater abzuhalten, verabschiedete sich, indem er Dienstgeschäfte vorschützte. Als er Elfried erblickte, warf er sich ihm an den Hals und rief mit fast vor Freude erstickter Stimme: „Sie ist ein vortreffliches Mädchen; denke Dir, Elfried, sie liebt mich nicht! Ist das nicht prächtig, ist das nicht excellent von dem Mädchen? Sie liebt mich nicht!“

„Nun! nun!“ rief Elfried. „Nicht so stürmisch; Du zer-

störst mir meine ganze Batterie von Austern, die ich hier aufgethürmt habe."

„O ich bin so glücklich!" rief Paul; „denn sieh nur, wenn sie mich geliebt hätte, mit dem Herzen eines Menschen überhaupt und eines Mädchens insbesondere ist nicht zu spaßen, sie hatte mein Wort, ich hätte es halten müssen."

Den andern Tag befand sich Paul wieder auf dem Wege zu dem Hause des Grafen, indem er zu sich selbst sprach: „Auf Ehre, ich geh' jetzt sehr gerne zu meiner Braut, da ich weiß, daß sie mich nicht liebt." Das Glück schien ihm anfangs günstig; er fand Franziska allein im Garten. Sie saß in derselben Laube, die einst in ihren Schatten den armen Lieutenant der Linientruppen aufgenommen hatte, schon wollte er auf sie zueilen und sie, die mit einem Buche beschäftigt war, überraschen, als er die kleine und zierliche Gestalt Mélanie's gewahrte, die in einem blüthenweißen Morgenkleide, wieder das verwünschte Zeitungsblatt in der Hand, den Gang herabkam. Sie sah so frisch und morgenschön aus, daß Paul mit einiger Anstrengung sich erinnern mußte, wie widrig sie ihm gestern erschienen war, um sie nicht heute unbeschreiblich reizend zu finden. Die Schwestern nahmen beide in der Laube Platz, und Paul verbarg sich — wir müssen leider bekennen — nicht in der lobenswerthesten Absicht, ein wenig tiefer in die blühenden Büsche. „Wo ist der Papa?" fragte Mélanie. „Ist er nicht oben?" — „Nein. Seit einiger Zeit verschwindet er mir gleichsam unter den

Händen. Er fährt nicht aus, er geht nicht aus und doch ist er nicht zu finden.“ Franziska's Stimme erwiderte: „Babet behauptete neulich, sie habe ihn auf dem Gange getroffen, der in das Eckstübchen zu Rosalie führt —.“ „Zu ihr ist er gewiß nicht gegangen,“ sagte Mélanie. „Du weißt, wie er den Anblick aller Kranken vermeidet, und vollends dieses blinde Kind ist ihm im höchsten Grade zuwider.“ „Es ist aber bei allem Dem die einzige Tochter seiner Schwester,“ bemerkte Franziska, „die er behauptet geliebt zu haben, und die ihm das Kind auf dem Todtenbette anvertraute.“ — „Was liegt daran,“ entgegnete die ältere Schwester; „wenn unsere Verwandten Mängel haben, so können sie uns doppelt zuwider werden, weil dann ihre lästigen Ansprüche doppelt schwer auf uns lasten.“ Nach dieser Bemerkung herrschte eine lange Pause, die endlich durch einen kleinen unwilligen Ausruf Mélanie's unterbrochen wurde, die ihrer Schwester zurief: „Aber welche Thorheit, ma chère! Schon wieder sehe ich Dich mit diesem Bilde beschäftigt!“ — „Findest Du's nun ähnlicher?“ fragte die Gescholtene. — „Ja, aber wozu soll das? Der Papa, wenn er das wüßte, würde zürnen.“ „Gewiß; aber ich hoffe, Du wirst mich nicht verrathen, Mélanie. Es ist genug geschehen, um mich und mein Glück zu unterdrücken, die Freude einsamer Erinnerung sollt ihr und dürft ihr mir nicht rauben. Jenes Bild hat mein Lehrer gemalt, dieses werde ich malen!“ Die Stille, die jetzt herrschte, wurde durch nichts unterbrochen, als durch das

Knittern und Rauschen der Zeitungsblätter. Paul, der seinem guten Stern dankte über die Aufschlüsse, die er ihm gewährt, verließ seinen gefährlichen Platz, lenkte in einen Baumgang ein und kam durch diesen in die Hauptallee, wodurch er den Damen wie ein eben Eintreffender erschien. Das Album wurde bei Seite geschafft. Hermance gesellte sich zu den Schwestern; man ging im Garten auf und ab. Die junge Elsässerin hing sich an den Arm Mélanie's, und Paul und Franziska blieben unwillkürlich etwas zurück. Paul sprach zum ersten Mal sehr herzlich und offen mit seiner Braut. Sie gefiel ihm ungemein. Er fand, indem sie mit einander gingen, daß sie einen sehr kleinen Fuß hatte, und daß sie ihn gerade so setzte, wie er wußte, daß Emil es bei den Damenfüßen liebte, denn der schwärmerische Poet hatte sich für Alles, was in das Capitel der Liebe und der Frauenschönheit schlug, Regeln und Grundsätze geformt. In den müßigen Stunden ihrer Fähndrichsexistenz hatte er unsern Helden mit seinen erotischen Meditationen unterhalten. An der Weise, wie Franziska einen kleinen Vers recitirte, merkte Paul, daß sie sich auch die Regeln seines Freundes in Betonung und melodischem Klang zu eigen gemacht hatte. „Wahrhaftig!" rief er, als er den Garten verließ, „sie gehört schon ganz Emil an; ich sehe sie schon an seiner Seite an einem unendlich langen Tapisseriestreifen sticken, während er ihr ein nicht minder langes und buntfarbiges Gedicht vorliest. Das giebt eine vortreffliche Ehe.

Paul ging jetzt ernstlich mit dem Vorsatz um, mit dem Grafen ein offenes Wort zu sprechen, er zauderte nur von Tag zu Tage, denn immer schien ihm bald seine eigene Stimmung und Laune, bald die Gelegenheit nicht günstig. So kam der Tag heran, an dem der Graf ein Fest gab. Es war diesmal keine Familienvereinigung, sondern ein glänzender Rout, zu dem der größte Theil der Gesellschaft gebeten war. Der Ball dauerte bis tief in die Nacht. Nach dem Souper war es Paul vorbehalten, eine seltsame Entdeckung zu machen. Er hatte sich in den Hof entfernt, um seinem Diener Befehle zu ertheilen, und jetzt, als er in die Gesellschaft zurückkehren wollte, verfehlte er den Eingang in der großen Galerie und bog seitwärts in einen ebenfalls erleuchteten Gang ab. Zerstreut und nicht wissend, was er that, öffnete er eine Thüre am Ende des Corridors und stand jetzt in einem matterleuchteten runden Eckzimmer, in dem eine tiefe Stille herrschte. Er wollte, sein Fehlgehen gewahrend, eben zurücktreten, als eine jungendliche weibliche Gestalt, die, im Dämmerlichte nur halb erkennbar, in einer tiefen Nische auf einer Couchette lag, seine Aufmerksamkeit mächtig an sich zog und seine Neugierde reizte. Er trat schüchtern einige Schritte näher, und eine sanfte wohlklingende Stimme that an ihn Frage: „Sind Sie es, Eduard?" Paul bemerkte jetzt an der Frage nicht sowohl, als an der ganzen Haltung der jungen Dame, die mit vorgestreckten Armen etwas tasten zu wollen schien, daß er die Erblindete vor sich habe, von der er die Schwestern neulich sprechen

hörte. Nahende Schritte hinter ihm bewogen ihn, sich zurückzuziehen, und er nahm nothgedrungen Platz hinter einem Schirm ein, der einen Theil der Thüre und die von der Couchette entlegenste Ecke des Zimmers bedeckte. Der Hereintretende war der Graf. Er brachte einen kleinen Teller mit Erfrischungen, den er auf ein Tischchen vor der Blinden hinsetzte. „Eduard!" rief diese leise.

„Ich bin es, mein Engel." Der Graf erhob sich leise und schloß die Thüre ab. Er kam wieder, nahm auf der Couchette Platz und bedeckte die zarten Hände der jungen Dame mit Küssen, indem er ihr die Betheuerungen seines Mißgeschicks gab, das ihn bis jetzt in der lästigen Gesellschaft von dem Gegenstande seiner Wünsche ferne gehalten habe.

Die Blinde schien diesen Worten mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Zärtlichkeit und Aufregung zu lauschen. Nach einer Pause nahm sie das Wort und sagte in einem von innerer Bewegung zitternden Tone: „Die letzten Tage, lieber Eduard, hab' ich Kummer gehabt. Bedenken Sie, theurer Freund, daß die Welt und ihre Verhältnisse mir nicht offen daliegen, wie es bei Ihnen der Fall sein muß, nehmen Sie daher meine kleinen Vorwürfe und Bedenklichkeiten nicht als Beleidigungen auf. Ums Himmelswillen, ich möchte Sie nicht kränken. Haben Sie mit meinem Oheim gesprochen, so wie wir's mit einander abgemacht? Haben Sie?"

Der Graf verdoppelte seine zärtlichen Liebkosungen, und Paul vernahm keine Antwort.

Die Blinde schob etwas unsanft die Hand, die die ihrige ergreifen wollte, von sich und sagte: „Mein theurer Freund, ich muß Gewißheit haben, meine Seele erträgt das Dunkel dieses Geheimnisses nicht. Sie fanden seit einigen Monaten Mittel und Wege mich zu sehen, mich heimlich zu sprechen, Sie haben das Geständniß meiner Liebe, meiner Schwachheit vernommen, jetzt ist's an Ihnen, Ihr Versprechen zu halten, bei meinem Oheim um meine Hand zu werben. Er wird sie Ihnen nicht versagen; doch ohne seine Einwilligung darf ich dies Haus, das er großmüthig der verlassenen Waise zur Zufluchtsstätte einräumte, nicht verlassen."

„Liebe Rosalie," hub der Graf an, „von diesen Wünschen und Hoffnungen wird sich noch in gelegener Stunde sprechen lassen."

Die Blinde erwiederte mit einer unbeschreiblichen Wehmuth in der Stimme: „So vertrösten Sie mich immer und Sie beachten es nicht, daß ich unendlichen Kummer leide. Es ist Ihnen gleichgültig, wenn ich Schmerzen empfinde, Sie achten's nicht, daß meine Nächte schlaflos unter Thränen und Seufzern verfließen. Ach, und ich hatte volle Zuversicht, meinen Glauben und meine Hoffnung einzig auf Sie gesetzt. Vielleicht that ich daran nicht recht, auch wenn Sie ein besserer Mann wären, als Sie sind; man soll seine Seele nie einem Menschen verschreiben, man soll Gott allein sie opfern. Aber Sie haben sich zwischen Gott und mich gestellt. Ihre Treulosigkeit macht, daß ich nicht mehr

beten kann, und so bin ich in der gräßlichen Nacht der Blindheit von Gott und Menschen auf gleiche Weise verlassen."

„Aber, liebes Mädchen," tröstete der Graf, „gehören solche Worte hierher? Sind sie passend angebracht in dem Lärm, in den Zerstreuungen eines Ballabends?

„Um mich ist Nacht," entgegnete sie mit einem unheimlichen Flüstertone; „in mein Auge fällt kein Strahl dieser Lichter, in meine Seele keine dieser einschmeichelnden Melodien. Ich bin allein mit meinem Elend."

Er wollte seinen Arm um ihre Taille legen, sie wand sich von ihm los, indem sie mit Heftigkeit rief: „Lassen sie mich. Wenn Sie mich aufs Aeußerste bedrängen, so werde ich Muth finden, den Beistand meines Oheims anzurufen."

„Ihres Oheims?" fragte der Graf, indem ein boshaftes Lächeln sein ganzes Gesicht verzerrte.

„Ja," rief sie, „des Mannes, den die Welt als selbstisch und kalt verschreit; aber er wird ein Herz für mich, für das verfolgte und gemißhandelte Mädchen haben, das er so sicher in seinem Schutze weiß, und das in seiner Nähe und fast unter seinen Augen einem Verführer zur Beute wird."

Der Graf lachte noch immer; nach einer Pause sagte er, indem seine Stimme ernst und trauervoll klang: „So verrathen Sie mich denn! Ich ergebe mich in mein Schicksal! Zerstören Sie mein Glück, gefährden Sie mein Leben!"

Die arme Blinde zitterte, als sie diese Worte hörte, sie konnte das Gesicht nicht sehen, mit dem sie gesprochen wurden, dies blieb in spottendem Hohn verzogen. Mit einem dumpfen Schmerzenslaut und indem Thränen ihre bleichen Wangen netzten, warf sie sich an die Brust des Mannes, der sie verrieth, und bat ihn, ihr zu verzeihen, den Ausbruch ihres Schmerzes nicht als ein Zeichen der Kälte ihres Herzens anzusehen. Der Graf ließ sich scheinbar erweichen und trösten, er drückte einen Kuß auf die Stirn seines unglücklichen Opfers und folgte dann dem Ruf einer Klingel, die anzeigte, daß eine der Prinzessinnen den Saal verließ, wo daher seine Gegenwart jetzt nothwendig war. Paul verließ gleich nach ihm das Zimmer, dessen Luft ihm zu brennen schien. Sein argloses Herz, noch nicht bekannt mit den geheimen Giftmorden, die sich im Schooß der Gesellschaft einige begünstigte und schlaue Mitglieder derselben gefahrlos erlauben, bebte, als er zum ersten Mal das Freimaurerzeichen der Sünde, die Mitwissenschaft, sich aufgedrückt fühlte, als ein hemmendes Siegel auf jedes seiner freien Worte und Bewegungen. Jetzt war er entschlossen, es koste was es wolle, die Bande zu sprengen, die sein Leichtsinn geknüpft hatte.

Am andern Morgen stand er im Cabinet des Grafen. Unser Held, wenn er sich entschlossen hatte, sein Unrecht einzugestehen und einen thörichten Streich wieder gut zu machen, war ungemein freundlich. Er kam daher dem Grafen, der nach ihm eintrat, mit einem fast unterwürfigen Gruße ent-

gegen. „Ich habe Sie etwas warten lassen,“ hub der Graf an, indem er mit einem flüchtigen Blicke seinen künftigen Schwiegersohn streifte; „entschuldigen Sie, da Sie aber in diesem Hause kein Fremder mehr sind, so muß Sie dergleichen nicht eben auffallend berühren.“

„Das thut's auch nicht,“ entgegnete Paul rasch; „ich wünschte, daß ich zu Ihnen recht offen und vertraulich sprechen könnte. Bei meiner Ehre, das ist mein Wunsch!“

Der Graf sah ihn nochmals an, blickte dann gleichgültig weg und trommelte auf den Fensterscheiben, indem er dabei ein Gähnen versteckte. Alles dies hätte unter andern Verhältnissen Paul's Stolz mächtig gereizt, jetzt aber blieb er freundlich und ruhig. „Mein theurer Graf,“ sagte er, „ich habe ein Bekenntniß auf dem Herzen.“

Der Graf fuhr in die Höhe und rief: „Sie tanzten gestern so wenig. Die Prinzessin hat sie auffordern lassen. Dies war eine Ehre, die sie selten Jemandem erweist. Sie sahen eben nicht sehr geschmeichelt aus, als Sie mit ihr tanzten.“

„Und sollt' ich denn geschmeichelt aussehen?“

„Ich denke, ja. Diese Prinzessin ist schön, sie ist geistreich, dabei launenhaft; man reißt sich nur um ihre Gunst.“

„Das ist mir lieb zu hören,“ entgegnete Paul äußerst freundlich. „Das nächste Mal, wenn sie mich auffordern läßt, werde ich Unwohlsein vorschützen.“

„Das ist eine Koketterie, die hier nicht an der Stelle ist," sagte der Graf kalt. „Um dergleichen zu wagen, muß man reich, vornehm und unabhängig sein."

„Ich wüßte nicht, daß eine dieser Eigenschaften mir abginge," entgegnete Paul rasch, aber mit der Miene der tiefsten Demuth und Unterwürfigkeit.

Der Graf sah ihn erstaunt an. Nach einer Pause sagte er: „Was haben Sie mir mitzutheilen?"

Paul ging auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte: „Aber Sie müssen mich anhören, wie ein guter Vater seinen Sohn anhört: Auge in Auge; ich kann zu Niemandem sprechen, der mir den Blick nicht zuwendet; ich versteh' es nicht, meine Worte einem Rockknopf oder dem Knoten einer Cravatte zuzuwenden."

Der Graf wandte sich vom Fenster ab und dem Jünglinge zu, indem er ein ungeduldiges „Nun?" ausstieß.

„Ich muß bekennen," hub Paul an, „daß ich in einer peinvollen Verlegenheit stecke."

„Meine Anzeichen haben mich also nicht irre geführt," sagte der Graf. „Sie sind ein Verschwender, mein lieber Sohn; Sie werfen Ihr Geld zum Fenster hinaus. Ein Wort im Vertrauen, junger Mann, machen Sie sich vom Spieltisch und von Ihren Freunden los. Es läßt sich dies mit guter Art jetzt thun. Sie heirathen; alle Welt weiß, daß dann die jungen Herren anfangen solid zu leben."

Paul fühlte bei diesen Worten das Blut ins Gesicht

steigen, er bezwang sich jedoch und sagte: „Von einem Geldbedürfniß ist hier nicht die Rede.“

„Nicht? Und in welcher Verlegenheit könnten Sie sich denn sonst befinden?“

Es verging eine Pause, dann sagte unser Held in einem sehr sanften Tone: „Ich habe die Thorheit begangen, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu werben, ohne gewiß zu sein, daß sie mich liebte; ich habe jetzt in Erfahrung gebracht, daß sie mich nicht liebt.“

„Was soll das?“ rief der Graf und sprang heftig auf.

Paul fuhr ruhig fort: „Dann hatte ich mich nicht geprüft, ob ich sie würde wieder lieben können; jetzt weiß ich’s, daß ich’s nicht kann.“

„Immer besser! Und wo will dies Alles hinaus?“

„Mein Leichtsinn,“ sagte Paul, „hat mich zu diesem Schritt geführt, aber es wäre ein Verbrechen, aus dem Vorsatz eine That machen zu wollen. Diese Ehe, wenn sie zu Stande käme, würde Ihre Fräulein Tochter und mich unglücklich machen. Ich trete zurück, indem ich vor der Welt die Schuld auf mich nehme; der Ruf Ihrer Fräulein Tochter wird ungefährdet bleiben.“ Er schwieg und setzte nach einer Pause hinzu: „Dies ist die Verlegenheit, in der ich mich befinde und aus der ein Wort von Ihnen mich sofort herausretten kann. Ich weiß es, daß ich schwer in Schuld bei Ihnen stehe, aber Offenheit und Vertrauen sind allein die Rettungsmittel für uns Beide.“

„Für uns Beide?“ rief der Graf. „Ich bin in keiner Gefahr.“

„Doch; in der Gefahr, ihr Kind unglücklich zu machen.“

Es wäre schwer zu beschreiben, welchem Wechsel von Eindrücken die Physiognomie des Grafen während der Rede Paul's unterworfen war. Als er die obigen Worte sprach, war sein Antlitz jedoch ruhig und nur ein Zug kalten Spottes hatte sich um den Mundwinkel gelagert. Er lehnte mit untergeschlagenen Armen an der Fensterbrüstung, und indem er den festen Blick auf Paul richtete, sagte er mit unbewegter Stimme: „Es bleibt dabei, Sie werden mein Schwiegersohn!“

„Dies kann unmöglich Ihre Entscheidung sein, nach dem, was ich Ihnen eben gesagt,“ rief Paul.

„Es i st meine Entscheidung.“

„Ich biete Ihnen einen Theil meines Vermögens als Entschädigung.“

„Ich nehme ihn nicht an.“

„Sie haben Recht!“ rief Paul rasch und bewegt. „Es war ein vorschnelles Wort. Wie kann Geld zwischen uns entscheiden. Ich vergaß mich; nur Ihr Herz, Ihr edler Wille kann es. Sie sehen in mir einen verzogenen, von Glück und Liebe verhätschelten Sohn, der es nicht gelernt hat, sich zu beugen; allein vor Ihnen thu' ich's. Meiner Schuld bewußt, stehe ich keinen Augenblick an, Sie zu bitten, mir zu vergeben. Ein älterer Mann kann einem jüngern

einen Fehler verzeihen, dem nur Leichtsinn, kein schlechtes Herz zu Grunde liegt. Doch nicht meine Person ist's, die hier in den Vorgrund tritt; wenn Sie mir zürnen, so tragen Sie diesen Zorn nicht auf Ihre unschuldige Tochter über, lassen Sie sie nicht büßen, was ich verbrochen. Ich bitte nicht für mich, ich bitte für das unglückliche Mädchen, das durch mich elend werden soll; dessen Herz nicht mehr frei ist, das einen Andern liebt. Können Sie das Band einer Ehe knüpfen wollen, die auf das Grausamste alle edlen Gefühle der Menschenbrust, Glück, Wahrheit, Frieden mit Füßen tritt?"

Der Graf sah mit einem kalten Blick den Jüngling an und sagte darauf: „Es giebt nur eine Bedingung, unter welcher ich Ihnen Ihr Wort zurückgebe."

„Und diese ist?" fragte Paul gespannt.

„Indem Sie mir eine schriftliche Erklärung in die Hände geben, worin Sie bezeugen, daß Sie „ehrlos' an mir gehandelt."

„Herr Graf!" rief Paul, und seine Augen blitzten Feuerflammen.

„Nicht anders!" entgegnete der Graf ruhig. „Ich kann mich auf das Spiel zweier unmündigen Kinder nicht einlassen, ich bin dazu zu alt und zu wenig kindlich gesinnt."

Paul stand wie niedergeschmettert; er hatte seine Fassung gänzlich verloren und war keines Wortes mächtig. Der Graf betrachtete ihn lächelnd. In dem Augenblicke öffnete

sich die Thür und Franziska stürzte herein und ihrem Vater zu Füßen. „Verzeihung! Verzeihung! mein Vater!“ rief sie. „Ich kann nicht des Barons Gattin werden, ich kann es nicht. Mein Herz ist nicht mehr frei; diese Ehe wäre mein Tod! O mein theurer Vater, Sie werden mich nicht morden wollen!“

Der Graf versuchte sie vom Boden aufzuheben, indem er vor sich hin murmelte: „Wie lächerlich ist das! Will man mit mir eine Scene spielen! Wie komm' ich dazu, die Hauptperson eines Melodrama's zu werden?“ Dann erhob er sein Haupt und sagte: „Meine Kinder, ich vergebe Euch; geht, beruhigt Euch! In den nächsten Tagen wollen wir von diesen Dingen bei Gelegenheit mehr sprechen.“

„Ich weiche nicht von diesem Platze!“ rief Franziska, indem Sie die Kniee ihres Vaters umschloß. Paul ergriff seine Hand und stammelte: „Herr Graf — mein Vater!“ — Der Graf machte sich von Beiden mit Heftigkeit los und rief: „Es ist genug. Du, Franziska, gehorchest ohne Widerrede, und Sie, Herr Baron, treten nur unter der angegebenen Bedingung zurück.“

Paul stand einen Augenblick in Nachdenken versenkt, während seine dunkeln Augen, vom Boden aufsehend, mit einem eigenthümlichen Ausdruck sich auf den Grafen hefteten, dann trat er auf ihn heran, zog ihn etwas tiefer in die Fensternische und sprach leise zu ihm. In seinen Zügen lag jene boshafte Freundlichkeit, die er anzunehmen pflegte,

wenn er innerlich auf's Höchste gereizt war. Der Graf veränderte den starren kalten Ausdruck seines Gesichts, er wurde bleich; sein Auge blickte verstört, wie von einer plötzlichen widrigen Erscheinung berührt. Er legte die Hand auf Paul's Arm, und mit einer Bewegung, als wollte er ihn von sich wegstoßen, sagte er: „Was soll das? Ich verstehe Sie nicht."

„Soll ich mich deutlicher erklären?" fragte Paul auf Franziska deutend.

Der Graf warf sich in einen Lehnsessel und winkte verneinend. „Geht! Verlaßt mich!" rief er. „Mir ist unwohl; der Lärm des gestrigen Tages hat mich erschöpft," und er setzte mit weicherer Stimme hinzu: „Geht, meine Kinder; ich bitte darum."

Franziska wollte sich ihm nähern, um seine Hand zu ergreifen, er wendete sich ab, und während er eine gleichgültige Miene erkünstelte, bemerkte Paul, daß seine Lippen zitterten und seine Hände die Seitenlehne krampfhaft umfaßten.

Paul wandte sich im Gehen um und sprach bei sich selbst: „So geht's, wenn man die verständlichste Sprache in den verständlichsten Ausdrücken redet." Er verließ mit Franziska das Zimmer. Sie begegneten im Vorgemach Mélanie, die abwechselnd mit bestürzter Miene ihn und dann ihre Schwester ansah.

„Ist Papa unwohl?" fragte sie die Letztere.

„Ein kleiner Anflug von Migräne," antwortete Paul. „Wir haben ihm die Arie aus der schönen Müllerin vorgesungen: ‚An allen meinen Leiden bist du, o Liebe, Schuld.' Er fand, daß unsere Kehlen rauh waren und daß wir ihm Kopfweh verursachten."

Mélanie ging ihrer Schwester nach, die das Tuch vor den Augen hatte, indessen Paul leichten Herzens die Treppe hinabstieg. Als er zu Hause anlangte, erhielt er ein Billet, das die wenigen Worte in sich faßte: „Ich geb' Ihnen Ihr Wort zurück. Graf F." „Noch nicht genug!" rief Paul, „bin ich so weit, so will ich noch weiter kommen." Er setzte sich hin und schrieb folgende Zeilen: „Herr Graf, indem ich aus dem engern Verband Ihrer Familie scheide, fühle ich mich gedrungen, Ihnen das Glück und die Befriedigung, die durch meine unberufene Einmischung in Ihre achtbaren Familienverhältnisse gestört worden, in doppeltem Maße zu ersetzen. Dies kann nur geschehen, indem ich Ihnen einen dankbaren, treuergebenen Sohn, Ihrer Fräulein Tochter einen Geliebten, Ihrer Familie ein ehrenhaftes Mitglied gebe in der Person meines Freundes Emil Glibbon. Sie haben gestern einen Blick in das Herz Ihrer Tochter gethan. Es hieße an Ihrer väterlichen edlen Gesinnung zweifeln, wenn ich hier noch besondere Ueberredungsgründe für nöthig achtete. Ihr Entschluß ist sicherlich schon gefaßt. Nebenbei werden Sie nicht zögern, das zarte Band des Geheimnisses, das uns Beide verknüpft, noch dadurch zu befestigen, indem

Sie durch eine Erfüllung meines Lieblingswunsches meiner vollen Dankbarkeit sich versichern. Ihr ergebener Paul von Brunswick."

Paul wartete die Entscheidung nicht ab, sondern eilte sogleich zu Emil. Er achtete nicht der finstern und erstaunten Miene, mit der der Poet ihn empfing. Mit wenigen, aber sehr ausdrucksvollen Worten erklärte er ihm den ganzen Zusammenhang und Hergang der Sache. Emil erbleichte und erröthete, er wußte nicht, sollte er seinem Freund um den Hals fallen oder mit neuen Schmähungen ihn überhäufen; endlich stammelte er: „O, wenn ich doch glücklich werden sollte! Aber weshalb hast Du mir das nicht Alles früher schon bekannt?"

„Weil Du Dich im Pistolenschießen üben wolltest und ich Dir Dein Ziel nicht rauben mochte!"

„Paul! Paul! Wie leichtsinnig und doch wie gut bist Du. Nun sage mir aber, wie Du's zu Stande gebracht, den Alten zu meinen Gunsten zu stimmen?"

„Mein guter Junge, das ist mein Geheimniß."

„Wird er mich für vollwichtig annehmen?" fragte Emil, indem er an den Knöpfen seiner Uniform spielte.

„Du mußt Dich selbst für vollwichtig geben," entgegnete Paul rasch. „Ich würde an Deiner Stelle, wenn ich mich zu leicht fühlte, zu dem Gewicht meines Selbstgefühls noch schnell ein paar Pfund zulegen. Laß nur um Gotteswillen den Poeten fürs Erste bei Seite und bring den kampflustigen

Jüngling hervor, der sich Glück, Liebe und Frieden mit fester, sicherer Hand erwerben soll."

„O laß mich nur machen. Wenn es gilt, kann auch ich handeln."

„Und hier gilt's!" entgegnete Paul, befriedigt von dem Feuer und der Thatkraft, die der Poet zeigte. „Vor allen Dingen muß die ganze Last des Bruchs auf mich gewälzt werden. Verstehst Du? Wir müssen die erbittertsten Feinde sein. Ich hab' ein Einverständniß zwischen Dir und meiner Braut zu entdecken geglaubt; es ist eine Scene zwischen uns vorgefallen; Franziska, über meine brutale Eifersucht empört, hat mir mein Wort zurückgegeben, darauf hat das Duell zwischen uns Beiden stattgefunden, und ich endlich als geschmähter und abandonnirter Liebhaber stürze in Verzweiflung fort und verlasse mit Postpferden und in Nacht und Nebel die Stadt. Vielleicht lasse ich am Ufer eines Stroms meine Kleider liegen, um einen hochtragischen Selbstmord zu fingiren."

„Du hast einige Erfindungsgabe," sagte Emil. „Aber was thu' ich nun unterdessen?"

„Du bemächtigst Dich der Festung. Die Gesetze der Convenienz werden Dir verbieten, sogleich und auf der Stelle nach meinem tödtlichen Hintritt glücklich zu sein; allein nach Verlauf eines Sommers und eines Winters geht Dein Frühling an."

„Um nie zu enden!" rief Emil und sank seinem Freunde an die Brust.

Sie schlossen sich in herzlicher Umarmung fest aneinander. Mit wenigen Veränderungen wurde dieser Plan durchgeführt. Es kostete noch einige Privataudienzen, die Paul sich beim Grafen erbat, um diesen zur Einwilligung zu stimmen. Als dies geschehen war, empfing unser Held den ersten innigen Kuß Franziska's. „Bleiben Sie immer mein Freund, mein Bruder!" sagte sie. „Das heißt im Geheimen," erwiderte Paul. „Vor der Welt sind wir Feinde."

Sechzehntes Capitel.

Die alte und die neue Zeit.

Wenige Wochen nach den obigen Ereignissen saßen Elfried und Paul in einem leichten Reisewagen und fuhren dem schlesischen Gebirge zu. In einem Augenblicke, wo Paul's Lebensgeister schläfrig zu werden begannen, zog sein Gefährte, um ihn zu ermuntern, einen Brief hervor und zeigte auf eine Stelle, indem er seinen Freund aufforderte, dieselbe zu lesen. „Es ist ein Schreiben meiner Tante, einer betagten Unvermählten, deren Seele ein weltliches Obergewand mit frommen Unterfutter trägt. Ich bin ihr Liebling, sie öffnet für mich ihr Herz und ihre Börse." Paul las: „Die Geschichte, in die Dein ehemaliger Freund, denn ich will keinen Augenblick zweifeln, daß er nach der Katastrophe

aufgehört hat, Dein Freund zu sein, eine Rolle spielt, macht hier Aufsehen. Jedermann wünscht dem Grafen Glück, einen so unbezähmbaren und bösartigen Wildfang mit guter Art losgeworden zu sein, und die arme Franziska wird auf Händen getragen, seitdem man weiß, wie schwer es ihr wurde, den Befehl ihres Vaters zu erfüllen und ein Ungeheuer von Eifersucht und brutaler Laune als ihren Herrn und Gemahl ansehen zu lernen, und wie sie dennoch diesem Befehl unbedingt Gehorsam gewährte. Man hat unterdessen hundert schlechte Eigenschaften an diesem Exbräutigam entdeckt — er spielte, er verschwendete, er hatte Schulden, er besuchte schlechte Gesellschaften — was wäre das Loos der armen Franziska an seiner Seite geworden? Und wie viel Bitteres hätte durch ihn der Himmel dem guten, edlen Grafen auferlegt, der seiner Familie ein Exempel der Tugend, des Edelmuths, der stillen und erhabenen Seelengröße ist. Man ist etwas angegriffen, aber man weiß sich zu fassen. Man sagt, daß der Graf großmüthig Schulden für jenen leichtfertigen Compagnon bezahlt hat, lediglich um nur seine Abreise aus der Stadt zu bewirken, damit er nicht als heruntergekommener Abenteurer zuletzt noch der schon ohnedies durch ihn gedemüthigten Familie zur Last falle. Ich schreibe Dir dies, lieber Neffe, damit Du siehst, wie die Namen der berühmtesten Geschlechter heutzutage nicht frei von Makel sind; wie man aber grade heutzutage, wo unsere Feinde und Widersacher unablässig uns im Auge haben ,auf seiner

Hut sein muß. Wenn Du in Bruchsdorff die Cousine siehst, so grüße sie von mir und sage ihr, daß die zwei „chaises longues“ und der Bettschirm mit „vieux lacques-Verzierungen“ im Magazin noch nicht fertig sind. Ich lege Dir eine neue Zeitschrift bei: „die Branntweinpest,“ vielleicht findest Du Gelegenheit, sie in Schlesien unter's Volk zu bringen. Ich habe mich auf das Journal abonnirt, weil ich seit einiger Zeit merke, daß mein Portier eine rothe Nase bekommt, und ich fast fürchte, daß er auf Abwege geräth. Ihm zu Liebe halte ich das Journal; meine zwei alten Bedienten sind, dem Himmel sei Dank, nur friedsame Wassertrinker.“

Paul faltete den Brief zusammen und gab ihm dem Freunde. „Nun, was sagst Du dazu?“ fragte dieser.

„Daß Deine Tante sehr gut unterrichtet ist,“ erwiderte Paul lachend.

„Wie, und Du willst all' diese Verleumdungen nicht widerlegen?“

„Nein, denn ich hab' sie selbst hervorgerufen.“

„Nicht in diesem Grade.“

„Etwas mehr oder weniger,“ entgegnete Paul, „was liegt daran? Die Sache ist abgethan; laß uns kein Wort weiter darüber verlieren. Was bedeutet diese alterthümliche Burg dort vor uns?“

Elfried bog sich aus dem Wagen und rief, indem er sein Glas vor die Augen brachte: „Sind wir schon so weit? Das ist die Erichsburg. So benamset nach einem ihrer

Erbauer, dem alten Erich von Erichshofen, einem biderben Kämpen, dem viel Land, Dörfer und sogar Städte in der Umgegend gehörten; sein Enkel, der jetzt in dem Neste hauset, besitzet dagegen nicht so viel, sich ein Paar seidene Halbstrümpfe zu kaufen, um auf einem Hofball in Breslau zu erscheinen."

„Gleichwohl ist er der Besitzer eines festen feudalen Schlosses mit Laufgräben und Zugbrücke."

„Ja wohl, und die letztere zieht er auf, wenn seine Gläubiger angerückt kommen."

„Also eine Art Don Quixote?"

„Durchaus nicht; er ist ein liebenswürdiger, gutmüthiger Schwätzer, der nur wider Willen den alten Ritter spielt. Die ganze Umgegend hat ihn gerne, und auf Schloß Bruchsdorff wirst Du ihn sehr oft sehen."

Paul lachte und erwiderte: „Ich freue mich darauf, seine Bekanntschaft zu machen."

„Wir haben in Schlesien viele wundersame Erscheinungen," fuhr Elfried fort, „von denen man sich in dem flachen und geistreich-geistlosen Berlin nichts träumen läßt Unser Adel ist reich und unabhängig und fragt nicht viel nach dem Hof und dessen Freuden. Wenn unsere grands Seigneurs nach Berlin müssen, so thun sie es mit einer gewissen schmollenden Miene und Achselzucken, wie die Schüler der ersten Classe, die mit der Herde der Quintaner und

Sextaner zusammen vor dem Chef der Schule erscheinen müssen."

„Ich habe so etwas schon bemerkt," entgegnete Paul. „Auch wir Westphalen sind nicht gut auf Berlin zu sprechen."

„Die berühmte Metropole macht es Keinem recht!" rief Elfried. „Und vielleicht ist dies auch gerade die Aufgabe einer modernen Hauptstadt, mit allen andern Städten in Opposition zu stehen. Indessen wollen wir uns hierüber nich den Kopf zerbrechen. Dort siehst Du schon die Zinnen vom Schloß Bruchsdorff."

„Statte mir nun gefälligst einen Bericht ab, welche Personen ich dort finde."

„Sehr gern. Erstens findest Du dort meine Frau Großmama; eine betagte Dame von unbeschreiblichem Anstand. Sie hält mit dem Zwinkern ihrer Augen und dem Manövriren ihrer geschminkten Augenbrauen das ganze Haus in ewiger Attention. Sie trägt den Anstand und die Würde aus den Zeiten der durchlauchtigsten Kaiserin Maria Theresia zur Schau. Ihr zur Seite steht ihr Bruder, mein Großoheim, der vor Zeiten Präsident des Reichskammergerichts zu Wetzlar gewesen und den Titel eines Reichsritters führt. Diese beiden Personnagen sind wie die Kartenkönige immerdar mit Scepter und Krone geschmückt. Da sie eine völlig verschiedene Lebensweise wie die übrigen Bewohner des Schlosses führen, so sieht man sie selten. Sie speissen an einem

besondern Tisch. Zwischen ihnen liegt „die Schildkröte,“ eine Tabaksdose meines Großoheims, aus der abwechselnd er und seine Schwester Prisen nehmen. Sie haben noch nie das Thurmgemach, in dem sie Beide wohnen, verlassen, und die einzige Reise, die ihnen bevorsteht, und die sie nicht füglich umgehen können, ist nach dem Erbbegräbniß, einige tausend Schritt vom Schloß entfernt. Diesen Dignitäten entgegen hält mein Schwager einen modernen Haushalt im Mittelgebäude, wo die elegante, vornehme Welt von Breslau einspricht. Der große Saal, der durch zwei Stockwerke geht, ist zu einer Reitbahn umgewandelt, und meine ewig theuere geliebte Schwester, die sich einbildet, eine geschickte Reiterin zu sein, macht dort ihren Cursus täglich ein Mal, von den Dandies von Breslau begleitet. Man hat da Cigarrendampf und Gelächter die Hülle und Fülle. Meine goldene unschätzbare Schwester hat österreichische Sympathien, und wenn sie das Geld und die Erlaubniß von ihrem Manne erhält, geht sie nach Wien, nicht nach Berlin, welches für sie der Sitz der Langweil und des albernsten Zwanges ist. Sie hat nicht ganz Unrecht. Mein Schwager ist ein guter Mann, der einen der genialsten Backen- und Kinnbärte trägt, den die Provinz aufzuweisen hat, auf welche Zierde er stolz ist, mehr als auf seine dreißigtausend Thaler Einkünfte. Dann findest Du eine Frau von Somsdorff da, nicht mehr jung, aber eine ganz passable Weltdame, die, was heutzutage eine so ungemeine Seltenheit ist, einen schlechten

Ruf hat. Und endlich findest Du — nun ich brauche Dir nicht zu sagen wen —"

„Hermance de Romilly —" entgegnete Paul.

„Errathen; ich glaube, daß Du lediglich ihretwegen nach Bruchsdorff kommst."

„Ich will nicht leugnen," sagte Paul, „daß dies wundersame, kalte und doch dabei interessante Wesen einen großen Antheil an meinem Entschluß, hier einen Besuch abzustatten, hat. Du weißt, daß ich ihr allein, und zwar mit großer Vorsicht meine Entdeckungen an jenem Ballabende mittheilte, und daß sie Mittel fand, das arme betrogene blinde Mädchen hierher in einen sichern Versteck zu schaffen. Die Art, wie sie mich anhörte, wie sie meine halben Worte verstand, die Beweglichkeit des Schmerzes, die edle Entrüstung und der unendlich rührende Kummer, der sich auf diesen Zügen lagerte, die ich für steinern gehalten, ließen mich in der Seele dieses ungewöhnlichen Mädchens lesen. Ich hab' bei dieser Gelegenheit bei ihr entdeckt, was ich nur bis jetzt an meiner Mutter gefunden, ein gewisses leichtes Zucken der Unterlippe bei einem rührenden oder schmerzlichen Eindruck. Da ich nun meine theure Mama für eine außerordentliche Frau halte, so habe ich mich schnell überredet, daß ein anderes weibliches Geschöpf, das mit ihr in irgend einem Dinge Aehnlichkeit hat, auch nicht ganz zu der alltäglichen Sorte der Kostgängerinnen unsers lieben Herrgotts gehören könne."

„Armer Paul!" rief Elfried, „der Du auf eines Weibes

Unterlippe Dein Schicksal bauest. Erinnere Dich, was der Psalmist sagt: Die Lippen der Frauen sind süße wie Honigseim, und ihre Kehle ist glätter denn Oel, aber hernach bitterer denn Wermuth, und scharf wie ein zweischneidiges Schwert."

Die Freunde traten, nachdem sie Toilette gemacht, in den Gartensaal ein, wo sich die Familie versammelt hatte. Man saß hier beisammen und langweilte sich; es war die lästige halbe Stunde, die unmittelbar einem copiösen Diner folgte, und wo noch dazu ein schwüler Sommernachmittag die Geister, wenn sie sich auch zu erheben Anstalt machten, gleichsam mit Gewalt niederdrückte. In dem großen luftigen Saal mit seinen nach dem Garten zu offen stehenden Thüren vertheilten sich die einzelnen Gruppen. Die Frauen saßen auf einer für die Anstrengungen, sich wach zu erhalten, etwas zu bequemen Couchette, in einer Ecke Frau von Somsdorff, eine Dame von nahe an vierzig Jahren, in sehr eleganter Toilette und mit dem schönsten Haar geschmückt, das sie in reicher Fülle und mit einiger Koketterie nachlässig geordnet hielt. Neben ihr, in die andere Ecke gelehnt, saß Elfried's Schwester, die nichts weniger als schön war, aber ebenso wie der Bruder Geist und Leben in ihren beweglichen Zügen durchblicken ließ. Beide Frauen sahen in die Gegend hinaus, und ihr Gespräch bestand in einzelnen halbvollendeten Sätzen, die man sich nicht die Mühe gab zu vollenden. Frau von Somsdorff hielt ein kleines Bouquet gelber Nelken in der Hand, und es zwischen

den Fingern drehend, zeigte sie die Fülle und Zierlichkeit einer wundersam schönen Hand. Vor der Gartenthür auf und ab schritten der Herr des Hauses mit einem Gaste, einem ältlichen Mann in Offizieroberrock. In einer Ecke des Saales, unter einer schlanken Cypresse, und halb verdeckt von dem vom Winde aufgebauschten Vorhang, saßen ein junger Mann und eine Dame am Schachbret; es war Hermance de Romilly. Draußen im Garten spielten einige junge Mädchen Fangball. Man sah die weißgekleideten schlanken Gestalten mit Grazie hin- und wiederfliegen und bald in die grünen Gebüsche sich verlieren, bald wieder aus ihren Schatten emportauchen. In der Saalecke, gegenüber den Schachspielern, saßen ein ältlicher Herr und eine Matrone, Beide nach ihrer einfachen Kleidung zu dem Hauspersonal des Schlosses gehörig. Der Herr hielt das sogenannte Eremitenspiel in der Hand und lös'te und befestigte die kleinen Stifte mit einem Eifer, der ihn verhinderte zu bemerken, was sonst im Saal sich ereignete. Seine Gesellschafterin, an einem endlosen Strumpfe strickend, warf von Zeit zu Zeit beobachtende Blicke auf die Damen auf dem Sopha. Sie stand auf, als Paul und sein Gefährte eintraten, allein ihre ceremonielle Verbeugung wurde nicht beachtet, ein Umstand, der sie weiter auch nicht zu kränken oder in Verwunderung zu setzen schien. In ihrem Leben hatte sie gewiß schon viele Verbeugungen wie diese unbeachtet verschwendet. Die Ankunft der beiden jungen Gäste brachte keinerlei Art von

Störung oder Aufregung im Saal hervor; man war in diesem Hause gewohnt, daß sich eine Art Völkerwanderung beständig durch die Säle hindurch bewegte; hätte man Alle, die da kamen und wieder gingen, weitläufig becomplimentiren wollen, man hätte keinen Augenblick der Ruhe und Muße für sich behalten. Uebrigens liegt es auch nicht in der modernen Gesellschaftsweise, eine große Masse unnöthiger Formen sich unbequemer Weise aufnöthigen zu lassen. Elfried erhielt von seiner Schwester, die aus ihrer Sophaecke nicht herauskam, ein kleines freundliches Kopfnicken und von seinem Schwager einen, mitten im Gespräch, das deswegen nicht abgebrochen wurde, abgestatteten Händedruck. Paul, der sich in den Kreisen von Berlin mit großer Zuvorkommenheit behandelt sah, weil man dort Reichthum, alten Adel und vor Allem Unabhängigkeit nicht so häufig sieht, erhielt hier nichts mehr und nichts weniger, als was man Jedem gab, der diese gastliche Schwelle überschritt. Das Element der ewigen Unruhe, erzeugt durch Millionen kleiner Rücksichten, durch die fortwährend thätigen Gegensätze der Parteien, durch das kleinliche Spiel des Hofs und den gemeinen Wettlauf des büreaukratischen Egoismus, mit den Interessen der goldgierigen Industrie — diese Unruhe fiel hier weg. Man lebte auf breiter sicherer Grundlage seine Tage hin. Dennoch werden wir sehen, daß sich in diesen friedlichen aristokratischen Park die Gestalten der Tagesgeschichte einzudrängen wußten. Wo gäbe es einen Fleck der Erde, der unberührt

bliebe von dem aus den tiefsten Boden aufgewirbelten Atomen der Geschichtsideen, man möchte sagen, das Insect auf seinem, auf schlankem Stiel geschaukelten Blatte, der Wurm, noch eingeschlossen in der Knospe der Rose, politisirt. Wir haben nur Frieden, um ungestört fortwährend im Kriege leben zu können.

Elfried entfernte sich bald und ließ seinen Freund allein. Nachdem er seiner Schwester gesagt hatte, daß sie die Zügel beim Umschwenken auf der Bahn straffer anhalten sollte, glaubte er den Zweck seines Besuches sowohl als Bruder, wie als geselliger Gast erreicht, und zog ab. Paul war in seiner eigenthümlichen Weise bald in der neuen Umgebung zu Hause. Es war etwas auf seinem Gesichte geschrieben, das Jeder lesen konnte und das Jedem gefiel. Glückliche Naturen; die einen so warmen, gesunden Hauch auf den Lippen tragen, die in Aug' und Mienen ein so unverstelltes und helles Licht zeigen, die ihre Fehler wie ihre Tugenden mit der Naivität ursprünglicher Naturen offen der Welt darlegen. Man konnte mit Paul zürnen, man konnte ihn bitter tadeln, aber man konnte ihn nicht verachten, ihn nicht verhöhnen. Es stand so unerschütterlich fest auf seiner Stirn gezeichnet, daß aus diesem reinen Gehäuse der ursprünglich edle Stoff nie verschwinden, daß nie die Bitterkeit und Säuerlichkeit der Welt ein so festes und in seiner Gesundheit so derbes Wesen angreifen werde. Auf wie wenigen Stirnen der Jugend stehen so goldene Worte und Verheißungen,

auf die meisten hat der Tod sein Siegel gedrückt, nicht der leibliche Tod, sondern der geistige, die Lüge.

Hermance de Romilly war die Einzige in dieser Umgebung, die Paul's geistige Jugend herauszufinden und gleichsam zu entdecken verstand; die Uebrigen sahen nur seine körperliche, und diese machte auf Frau von Claudwitz, Elfried's Schwester, einen besonders günstigen Eindruck. Sie zeichnete ihn unter der Zahl ihrer Gesellschafter bei den Spazierritten aus. Dies erweckte den Neid dieser jungen Elegants, und sie vergaben ihrem Rivalen erst dann, als sie bemerkt hatten, daß er bei einem Wettkampf bei der Flasche sie zu besiegen verstand. Die glückliche Provinz, in deren Schooß wir uns befinden, hat von jeher tüchtige Trinker erzeugt. Friedrich dem Großen, der Schlesien eroberte, gelang es nicht, diese Eroberungen auch auf das Gebiet der Mäßigkeit in den Tafelfreuden seiner neuen Unterthanen auszubreiten. Die siegenden Generale der Schlachten von Kulm und Kunnersdorf fanden, sobald sie die Salons von Breslau betraten, ihren Untergang unter den Tischen der alten lustigen Feudalherren Schlesiens. Jene „ewig gerötheten Nasen" wurden ihnen verderblicher als der blutrothe Schein, der im Innern einer feuersprühenden Wolke vor der Mündung einer Kanone spielt. Die Feinschmeckermahle Berlins sind kleine, unnütz gepfefferte und mit Reizmitteln überladene, übereilte verdorbene Essen gegen die saftige Fülle und den ursprünglichen Reichthum der Tafeln auf

den reichen Familiensitzen Schlesiens. Früher war das Land auch berühmt wegen seiner Liebeshändel und schönen Frauen; jetzt ist hier, wie überall, dies Concert der Nachtigallen im Garten Epicurs und Aspasiens verstummt. Da unser Gesellschaftszustand eine Ruine ist, so ist's auch ganz in der Ordnung, daß wir von Fledermäusen, Krähen und Dohlen umflattert werden, deren Gekrächz Tag und Nacht unsere Ohren zerreißt, uns mahnend, schnell die Ruine zu räumen, oder sie neu auszubauen.

Schon in den ersten Tagen von Paul's Ankunft fand folgendes Gespräch zwischen ihm und Lucie, Elfried's Schwester, statt. „Wie gefällt Ihnen Berlin?" fragte die junge Frau, indem sie von ihrem Pferde herab sich mit Lächeln zu ihrem Begleiter wandte. „Ich möchte dieselbe Frage erst an Sie wenden, ehe ich antworte," sagte Paul.

„Ich will Ihnen etwas sagen" — Frau von Claudwitz sprach mit vieler Grazie den Wienerischen Dialekt — „Berlin gefallt mir nit. Es ist mir eine gar zu respectable Stadt. Die Leut' sind da vor lauter Anstand und Erhabenheit unausstehlich langweilig. Wir Wiener gehen mit mehr Bequemlichkeit mit einander um. Aber ist das nicht in Berlin ein Geziere und Geäffe in Gesellschaften und sie bringen doch nix Rechts zu Stande. Die Hälfte der Salons will Paris vorstellen, die andere Hälfte London, und das, was übrig bleibt, spielt Petersburg. Sie verstehen aber von allem dem nit so viel als mein kleiner Finger. In Wien sind wir

viel zu bequem, um solch' Afferei zu treiben; da kümmert sich Niemand drum, daß er was Anders sein will, als was er ist. In Berlin arbeitet sich eine bürgerliche Frau zu Tode, um sich und ihre Töchter in die gute Gesellschaft zu bringen; in Wien weiß Jeder, wo er hingehört, und wo er gerade ist, da will er auch sein. Darum der lächerliche Adelstolz in Berlin, weil's da keinen Adel giebt, wie in Wien. Die alten Familien verlassen Berlin, weil sie nit mit Peter und Paul zusammenlaufen wollen. Wer seine Antipathien hat, will nit mit gewissen Gesichtern, die ihm unangenehm sind, zusammentreffen. In der Provinz bleiben wir unter uns. Das Bischen Glanz und Schimmer, was die Höfe heutzutage ausströmen, ist nit der Rede und Mühe werth; ich thu' wenigstens keinen Schritt deswegen. Als ich neulich in Berlin war, hab' ich's geschaut, was für curiose Figuren sich bei Hof präsentiren. Man kann mit bestem Willen nit reines Haus halten. Frauen, die aus der Bourgeoisie aufgestiegen sind und nun wie lebende Bijouterieläden herumwandeln, andere, die, der Himmel weiß wo, früher waren, ehe sie in die Salons gelangten, dann Advocaten- und Professorendamen mit maßlosem Dünkel — alles das will dem Adel auf die Füße treten und tritt auch, denn der Adel, den die Fürsten nicht mehr beschützen und der kein Geld hat, muß Alles hinnehmen, was man ihm bietet. Das geben Sie mir zu, daß das halt unangenehm ist. Man schwätzt davon, daß das neuer Ton ist; ich lieb'

aber diesen Ton nit, und da ich nit nöthig hab', mich in Berlin umzutreiben, bleib' ich hier oder geh' nach Wien, das ist gescheiter."

Paul sagte lächelnd: „Es giebt so viel geistreiche Frauen in Berlin."

Sie antwortete ihm: „Aber schauen's, ich will keine geistreiche Frau sein. Es ist mir gerade einerlei, was die Leut' von meinem Geist denken. Meinetwegen mögen sie mich für dumm halten. Wenn ich unter lauter gescheite Weiber gerathe, ist's ordentlich meine Passion, dumm zu sein. Alles Bestreben hilft ja doch nix; man kann es einer Berliner Jüdin doch nicht gleich machen; lieber fängt man's gar nit an."

Paul mußte laut auflachen, und Lucie sah ihn mit jenem schelmischen, gutmüthigen Blicke an, der ihr so viel Reiz verlieh, und in welchem ihre größte Aehnlichkeit mit dem Bruder bestand. Paul, um seine hübsche Gefährtin sprechen zu machen, brachte den Hof als Gegenstand auf, und sogleich rief sie:

„Schauen's, die Prinzen und Prinzessinnen sind ganz artige Leut', aber nixdestoweniger geniren sie mich. Sie sind durch das schlechte Volk verdorben worden, das sich an sie drängt, und verlangen von unser Einem ganz neue Manieren und Ansichten. Die Art von Schmeichelei und von Complimenten, wie sie ein geadelter Banquier, dem der Hof etwas Neues ist, vorbringt, liegt nit in unserer Art. Wir sind gewohnt, mit den Fürsten zu verkehren, wie mit

unsers Gleichen, das heißt, wir achten, ehren und lieben sie, aber besondere Umständ' machen wir nit. Dazu sind wir zu bequem. Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich's dulden, daß er sein Blut für den Fürsten hingäbe, aber ich würde es nicht dulden, daß er sich nur einen Zoll tiefer vor einem Prinzen bückt, als er es vor seinem Vater oder seinem Oheim thut. Ich hab's wohl geschaut, als ich in Berlin bei Hof war, daß ich den Leuten viel zu wenig Knixe machte, sowie daß ich ihnen viel zu wenig gescheit war. Ich konnte mit den Prinzen nit witzig sein und mit den Prinzessinnen nit von Literatur sprechen. Aus Zorn wurde ich ganz verstockt und that, als ob ich mein Lebtag nit die Nase in ein Buch gesteckt hätte, obgleich ich die Bücher alle recht gut kannte, von denen Jene sprachen; aber mich amüsirte es, daß die Leut' sagen sollten: Schauen's was das für'n Frau ist, das ist die dumme Schlesierin."

Lucie plauderte auf diese Weise noch eine Weile fort, bis die Reitstunde ihr Ende erreicht und sie sich entfernte, um ihre Toilette für den Mittag zu machen. Es waren wieder eine Menge Gäste angelangt. Paul begab sich die Terrasse hinab in den Garten, und als er eben eine beschnittene Taxuswand hinabwandelte, hörte er hinter derselben eine näselnde Stimme einen langen französischen Sermon halten. Am Schlusse jeder Phrase entstand ein Ton, wenig schwächer, als wenn eine kleine Kinderkanone abgefeuert würde. Paul suchte eine Lücke in dem grünen Blättergewebe, und

als er durchblicken konnte, gewahrte er auf einer Rasenbank ein seltsames Paar sitzen. Eine alte Dame in sehr steifer Haltung in einem weißen Mousseline-Reifrock, mit einem Gürtel geschmückt, auf dem Papageien gestickt waren, trug unbeweglich ein langhaariges Hündchen im Arme. Sie hielt den Blick starr vor sich hingerichtet und schien, wenn sie nicht schon schlief, in dem Uebergangszustand zwischen Schlaf und Wachen sich zu befinden. Der Herr neben ihr war eine lange, hagere Figur in einem sorgfältigen schwarzen Anzug, mit Kniehosen und Schnallen. Sein Haar lag in gepuderten Löckchen dicht an der Stirne und den Schläfen an. Er trug einen grünen Augenschirm, von einer so weitläufigen Dimension, daß von dem ganzen Gesicht durchaus nichts zu bemerken war. Aus dieser grünen trompetenartigen Wölbung drang jene näselnde Stimme hervor, die in Paul's Ohr mit so gehässigem Eindruck den Weg sich gebahnt hatte, und der lärmende Ton fand seine Erklärungen in der Weise, wie der alte Herr gleichsam, um einer Stelle den Nachdruck zu geben und zugleich beim Lesen eine Ruhepause zu machen, auf den Deckel seiner Tabaksdose schlug und sie dann langsam und mit vieler Grazie öffnete. Die Dame schien an diese kleinen Paukenschläge so sehr gewöhnt, daß sie nicht eine Miene ihres starren Antlitzes verzog; ebenso wenig wachte der Hund aus seinem Schlummer auf. Das Buch, aus dem der alte Herr las, war eine französische Bearbeitung der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Paul wußte

jetzt, daß er das alte Geschwisterpaar, von dem Elfried gesprochen, vor sich sah, und da es in seinem Charakter lag, jede neue Erscheinung, so viel wie irgend möglich, zu prüfen, beschloß er sogleich, den beiden Alten sich vorzustellen. Er lenkte also um und gelangte bald jenseits der Wand. Hier fand er aber eine Schildwache aufgestellt, bestehend in einem sehr finster schauenden Diener, der ihn zurückwies, indem er ihn auf seine Herrschaft aufmerksam machte, die nicht gestört werden dürfe. Paul wanderte unbekümmert weiter, der Diener eilig und zankend hinter ihm drein; der Lärm, den dieser Auftritt verursachte, machte, daß die beiden Alten langsam ihre Blicke dahin umwandten und die Dame mit zornigen Augen den Eindringling von Kopf bis zu den Füßen betrachtete. Ihr Gefährte schob den grünen Schirm wie ein Helmvisir in die Höhe, und sein Blick war nicht minder drohend und finster.

„Was soll das?" rief die Dame. „Die Promenade geht links. Dieser Gang ist nicht für das Publikum geöffnet. Georg, führ' Er den Herrn weg."

Paul nannte seinen Namen und machte eine zierliche Entschuldigung. Sein Französisch schien der alten Dame zu behagen, vielleicht auch sein offenes Gesicht, sein Blick, der ohne Furcht, aber auch ohne freche Dreistigkeit war. Sie winkte dem Diener zu gehen und sagte, zu ihrem Gefährten gewendet: „Du wirst Dich besinnen, daß man uns von diesem jungen Mann sprach. Jetzt ist er angekommen und steht vor uns."

„Es ist mir sehr lieb, seine Bekanntschaft zu machen," entgegnete der Reichsritter.

Paul setzte sich auf die gegenüberstehende Steinbank, einige Schritte von dem Paar entfernt, aber diesem gerade gegenüber. Er wurde scharf betrachtet, und Beide theilten sich ungezwungen ihre Bemerkungen über seine Physiognomie, seinen Wuchs und seine Haltung mit, etwa wie erwachsene Personen über Kinder sprechen, die sich ihrer Aufmerksamkeit darstellen.

„Hast Du nicht seine Mutter gekannt, Theodore?" fragte der Ritter.

„Ich habe sie gekannt, Clemens. Sie ist Eine von Wallendorff."

„Bitte um Entschuldigung!" rief Paul dazwischen: „meine Mutter ist eine Gräfin Roden."

Die alte Dame schien diesen Widerspruch nicht gehört zu haben oder nicht hören zu wollen, sie fuhr in ihrer Rede fort: „Das kleine Ding hieß Claudie von Wallendorff, und man sagte immer, daß sie von den sieben Töchtern die klügste sei. Man verheirathete sie, als das kleine Ding achtzehn Jahre alt war, an den Baron Brunswick. Ich seh' mit Verwunderung, daß dieses ganz junge Paar schon einen so großen Sohn hat."

„Du nennst diesen Herrn Brunswick, Theodore; er heißt eigentlich Braunwitz und die Familie stammt aus Franken."

„Bitte um Entschuldigung!“ rief Paul; „mein Name ist Brunswick.“

„Du kannst Recht haben, Clemens,“ sagte die alte Dame; „ich hab' mich geirrt; dieser junge Mann heißt Braunwitz.“

„Aber zum Teufel!“ brummte Paul; „auf diese Weise kenne ich also weder Vater noch Mutter.“

Das alte Paar sah sich zufrieden einander an und dann wieder auf Paul. Die Dame sagte: „Weißt Du, Clemens, an wen mich dieser junge Herr von Braunwitz erinnert?“

„An wen erinnert er Dich, Theodore?“

„An meinen Neffen Gabriel Fürchtegott —“

„Du hast's getroffen, Theodore. Er sieht dem Comthur ähnlich. Nur glaub' ich Dich auf die rechte Fährte zu leiten, wenn ich Dich darauf aufmerksam mache, daß der Comthur eine gerade Nase hat und der junge Herr von Braunwitz eine krumme.“

„Bitte um Entschuldigung!“ rief Paul diesmal so laut, als es irgend schicklich war, „ich hab' eine gerade Nase.“

„Ja, er hat eine krumme, Du hast auch diesmal vollkommen Recht, Clemens.“

Paul stand auf, denn er fürchtete, die beiden Alten möchten ihm noch seine ganze Existenz streitig machen, da sie schon damit anfingen, die Form seiner Nase anzutasten.

Er beurlaubte sich und folgte dem Diener, der erschienen war, um zu melden, daß die Gesellschaft im Speisesaal sich versammelt habe. Die beiden Alten hatten nach alter hergebrachter Weise ihr Mittagsmahl schon um zwölf Uhr eingenommen. Als er die Terrasse hinaufeilte, erblickte er halb in einem Bosquet verborgen Frau von Somsdorff in einem ziemlich heftigen Wortwechsel mit dem jungen Mann begriffen, den Paul damals bei seinem Eintritt in's Schloß mit Hermance schachspielend angetroffen. Die Augen der schönen Frau glühten in einem besonders lebhaften Feuer; sie sprach schnell und lebhaft, konnte es aber nicht erlangen, daß der, zu dem sie sprach, ihr seine Blicke zuwandte. Er stand von ihr abgewendet und riß die Blätter einer Blume aus. Die schönen Züge seines Gesichts waren von Trotz und Unwillen entstellt. Als Beide Paul gewahrten, änderte sich rasch die Gruppe. Sie gab ihm lächelnd den Arm, und indem sie sich die Treppe hinauf führen ließ, rief sie unserm Helden zu: „Nun, mein lieber Baron, wie gefällt Ihnen unser altes Paar? Ich hab' Sie unlängst mit demselben sprechen sehen. Interessante Figuren, nicht wahr?"

„Mir erscheinen sie wie ein altes Königspaar," sagte Paul. „Sie herrschen unumschränkt im Reiche ihrer Illusionen, während uns die bunte Welt durcheinander treibt, belustigt, aber auch quält."

„Sehr wahr," rief Anselm, dies war der Name des jungen Mannes. „Das Alter ist glücklich; es vermißt den

Mangel seiner Kraft nicht, da Niemand an diese Kraft mehr Ansprüche macht, indeß die Jugend im Besitz derselben keine Minute deren froh wird, weil fortwährend die Welt eine elende und jammervolle Sklaverei für sie bereit hält."

Paul war erstaunt über den Nachdruck in Miene und Ton, der auf diese Worte gelegt wurde, und er antwortete etwas unüberlegt schnell: „Das kann ich nicht zugeben. Wozu wäre uns die Kraft gegeben, wenn es doch einmal unabänderlich wäre, daß wir der Sklaverei unterlägen?"

„Jeder hört mit seinem Ohr, sieht mit seinem Auge," erwiederte der junge Mann. Das Gespräch wurde abgebrochen, denn man betrat die Schwelle des Speisesaals. Paul, der Hermance aufsuchte, fand an ihrer Seite, während des Lärms der Tafel, Gelegenheit, über Anselm, der ihn jetzt zu interessiren anfing, Nachricht zu erhalten. Das junge, geistvolle Mädchen gab mit ihrer gewohnten Ruhe ihm den nöthigen Bescheid. Nach ihren Mittheilungen war der junge Mann aus sehr guter Familie entsprossen, aber gänzlich unbemittelt. Er hatte Militärdienste genommen, war aber aus irgend einem unerklärlichen Grunde gezwungen worden, diese wieder zu verlassen, darauf hatte er eine bürgerliche Laufbahn eingeschlagen, allein der Büreauchef, unter dem er diente, hatte ebenfalls bald auf seine Entfernung angetragen. Man warf dem jungen Mann Leichtsinn, Stolz, Eigenwillen und eine maßlose Eitelkeit zu. An Geist, Talenten und körperlichen Eigenschaften, um sich in der Welt

Geltung zu verschaffen, fehlte es ihm durchaus nicht, allein es schien, daß seine Seele zerrüttet war und daß sein Geist mit sich selber im Kampfe lag.

Siebzehntes Capitel.

Paul geht in den Wald und wird Einsiedler.

Wenn die Gesellschaft im Schlosse zu zahlreich wurde, so zerfiel sie von selbst in kleine Partieen. Lucie, als Dame vom Hause, hatte, wohl oder übel, sich mit einer Menge Frauen zu beschäftigen, die ihr anheimfielen. Frau von Somsdorff, die ihr ihren Beistand zugesagt hatte war eine treulose Verbündete. Sie war eifersüchtig, immer auf den Gegenstand ihrer Neigung, oder vielmehr Verfolgung, wachsam und deshalb für alles Andere zerstreut und untheilnehmend. Einen treueren Bundesgenossen gab der alte Baron Erichshofen ab, der seine Erichsburg verlassen hatte, um sich in den Strudel der bunten, genußsüchtigen Gesellschaft zu stürzen, die ihn sehr dankbar für seine Bemühungen aufnahm. Da er ein Mann der alten Zeit war, wußte er noch die veralteten Gaben der Geselligkeit geltend zu machen, und Lucie, so wenig sie selbst Geschmack fand an den Eingebungen ihres alten Lieblings, fand ihn doch besonders brauchbar, um die älteren Landbaronessen zu zerstreuen und aus ihren gravitätischen Falten zu bringen. Sie eilte daher mit ihrem

alten Liebling bald in dieses Zimmer bald in jenes, und stiftete hier ein Pfänderspiel, dort eine scherzhafte Unterhaltung an. Es ist nicht zu sagen, welch' eine Heiterkeit gerade in dem Alter heutzutage sich erhalten hat; die Jugend hat mit ihm die Rollen getauscht, sie ist grämlich und untauglich zur Geselligkeit geworden, indeß das Alter scherzt und lacht. Die Nähe des Grabes erschreckt es nicht so sehr, als die Nähe irgend einer drohenden politischen Umwälzung, die uns Alle überraschen will, die Jugend erschreckt. Elfried's Schwager gehörte zu der neuen unerquicklichen Art der Gesellschafter; er rottete sich nämlich mit den Herren zusammen, indem er die Frauen und jungen Mädchen unbeschäftigt und müßig sich selbst überließ. Wenn man sich nach den Herren erkundigte, so erfuhr man, daß sie oben in einem großen sogenannten Rauchcabinet zusammensaßen und in eintönigem Geplauder die Stunden hinbrachten. Am Abend, nachdem sie nothgedrungen einige Augenblicke im Salon hatten erscheinen müssen, vereinigte die Flasche sie von Neuem im beliebten Rauchcabinet. Hermance und Paul, zuweilen auch Anselm und Frau von Somsdorff machten Spaziergänge in der Umgegend. Eine Anzahl junger Mädchen, die den Pfänderspielen entlief, schloß sich dieser Gruppe an, und man wanderte weit hin in die Felder, gelangte an den Fuß des Gebirges und kehrte, um zu rasten und Erfrischungen einzunehmen, in die Dörfer ein.

Auf einem dieser Streifzüge befanden sich Paul und

Hermance, abgesondert von der übrigen Gesellschaft, in einer romantischen Thalschlucht allein. Das Gebirge hatte hier einen ernsten und fast feierlichen Charakter. Die beiden schweigsam Wandelnden blieben stehen, und während sie in die Gegend hinausblickte, waren ihres Begleiters Blicke auf sie geheftet. Plötzlich faßte er ihre Hand, und mit der ganzen stürmischen Heftigkeit der Jugend rief er: „Hermance, ich bin nicht glücklich!"

Sie sah ihn an wie zerstreut und unwillig, und blickte dann wieder in die Gegend hinaus. Er erfaßte stärker ihre Hand und rief mit der Stimme eines eigensinnigen, tobenden Kindes: „Hören Sie mich, Hermance, ich bin nicht glücklich!"

Jetzt sah sie ihn lächelnd an, doch ohne etwas zu erwiedern.

Paul warf sich in's Gras hin, seine Wangen und seine Stirn glühten, seine Augen waren feucht von Thränen, so umschlang er die Knie des jungen Mädchens und barg sein Haupt in den Falten ihres Kleides.

„Was soll das? Stehen Sie auf!"

Paul ließ sie los und sank im Grase zusammen. „Stehen Sie auf!" rief sie nochmals. „Nein!" entgegnete er; „ich erhebe mich nicht wieder. Es ist einer jener Augenblicke gekommen, wo mich der Geist niederwirft, wo alle Hoffnung, alle Freude von mir weicht, wo ich mich demüthigen muß, damit man mich zu Gnaden wieder annehme."

„Wer soll Sie zu Gnaden annehmen?"

„Die Erde, die Luft, das Wasser, die Sterne —“

„Das ist ein wunderlicher Anfall. — Ich bitte Sie, stehen Sie auf — man kommt!“

Paul noch immer auf dem Boden liegend, sagte zu seiner erschreckten Gefährtin mit einer sanften und bittenden Stimme: „Gehen Sie, Hermance; Sie haben nicht den Muth, mit mir ein Kind zu sein. Gehen Sie, sagen Sie daheim, daß ich mich im Gebirge verloren habe; daß keine Spur von mir übrig; daß ich nie und nimmer zurückkehren werde. Ich bleibe dann hier liegen, und wenn es Nacht wird und die Sterne leuchten, dann steh' ich auf und flieg' in's Gebirge.“

„Dort kommen Leute! So stehen Sie doch endlich auf!“

„Es muß herrlich sein, den Menschen so spurlos zu entschlüpfen!“ rief Paul. „Auf eine Zeit lang Buße zu thun in Einsamkeit und Wald. Ich weiß eine Geschichte von einem frommen Mönch, der Kräuter suchen ging und tief im Walde dem Gesange eines wundersamen fremden Vogels lauschte; als er heimkehrte, war die Welt verändert. An der Stelle seines Klosters stand eine große Stadt; fremde Menschen in Trachten und Aufzügen, wie er sie nie geschaut, kamen ihm entgegen, und er selbst wurde von ihnen wie ein seltsames Wunder betrachtet. So hatte der, der nur eine Stunde vom Hause fort gewesen zu sein glaubte, ein Jahrhundert verträumt. So möchte auch ich einen Vogel finden, der mich über diese Zeit, über diese Menschen hinwegsingt.“

Hermance hatte einige Schritte vorwärts gethan, Paul

erhob sich, kam ihr nach, schlang seinen Arm um ihren Leib und sagte schmeichelnd: „Eure Gnaden, nicht böse sein!“ Sie sah ihm in seine dunklen Augen, an deren Wimpern noch Thränen hafteten. Eine glühende, frische, noch unentweihte Seele brach durch den dunkeln Schattenquell dieser schönen Augen. Sie zürnte ihm nicht; eine jungfräuliche Röthe überflog ihre Wangen. Indem sie sich von seinem Arm losmachte, sagte sie leise: „Was kann ich für Sie thun? Wie soll ich Sie trösten und beruhigen?“

„Sie sollen mit mir weinen und lachen, mit mir gut und böse sein.“

„Unser Wesen paßt nicht zusammen,“ sagte Hermance schüchtern.

„Ja, es paßt recht gut,“ erwiederte er heftig. „Ihre Kälte und ihre fremden Mienen schrecken mich nicht. Ich weiß doch, wie ich mit Ihnen daran bin, meine Prinzessin. Was tausend Andere abstößt, zieht mich an. Aber ich verspreche Ihnen, daß kein gewöhnliches Liebespaar aus uns werden soll; das wäre mein Tod. Ich verstehe nicht zu küssen und schön zu thun, noch weniger kann ich liebenswürdig sein, was die Welt so nennt. Ich werde Sie auch nicht auffordern, meine Frau zu werden, denn ich denke gar nicht an's Heirathen, aber Sie müssen mir erlauben, wenn mich der Unmuth plagt, daß ich kommen darf wie heute und mein Haupt zu Ihren Füßen niederlegen. Nicht wahr?“

„Wozu soll das?“

„Wenn man liebt, fragt man nicht so.“

„Aber lieb' ich Sie denn?“

„Wissen Sie das noch nicht? Wie können Sie darüber noch irgend in Zweifel sein?“

„Das ist in der That seltsam.“

„Durchaus nicht; wenn es anders wäre, als es ist, wäre es seltsam. Verstehen Sie mich nur recht, Hermance. Ich hab' Ihnen schon gesagt, lieben, was die Welt Liebe nennt, sollen und wollen wir einander nicht. Was ich aber Liebe nenne, das ist ein Band, welches uns schon verknüpfte, als wir uns erst wenig gesehen und noch weniger gesprochen hatten. Soll ich Ihnen sagen, wie ich mir meine Geliebte denke?“

„Sprechen Sie.“

„Zwei Frauen sind es,“ fuhr Paul fort, indem er einen wehmüthig lächelnden Blick auf seine Zuhörerin richtete, „die jedem Manne, wenn er das werden soll, wozu er bestimmt ist, nothwendig auf seinem Lebenswege zur Begleitung beigegeben werden müssen. Die eine ist die Mutter, die andere die Geliebte. Schwer, fast unmöglich scheint's mir, ohne diese Frauen gut und edel zu werden. In der Gestalt der Mutter tritt uns die personificirte Güte nah, in der Gestalt der Geliebten die personificirte Schönheit. Ich meine nicht hier körperliche Schönheit, nein die Schönheit, die unendlich viel reicher und vollendeter ist als der körperliche Reiz, die Schönheit der Seele, der bräutliche Kuß des Himmels, mit

dem er unsre in Staub gebornen Herzen zu edlen Thaten, zu reinen und untadelhaften Gesinnungen entflammt. Wir Männer mögen immerhin im Leben Großes empfinden, denken und leisten, die feineren Strömungen gehen doch von der Seele der Frau aus. Wer ohne Mutter bestimmt ist, seine Jugend zu verleben, kennt die unendliche Güte nicht, die über die weite Schöpfung ausgegossen ist. Das Mutterauge, das diese Güte vermittelt, erklärt und gleichsam für den Hausbedarf zurichtet, fehlt dem Armen. Keinem Geschöpf ist's gegeben, so grundgut zu sein, wie eine Mutter. Alle anderen Geschöpfe zertheilen ihr Wesen, eine Mutter faßt alle Strahlen ihrer Intelligenz, alle auseinandergehenden Kräfte ihrer Existenz in einen Strom zusammen und leitet diesen in unser Herz. Sie füllt es ganz mit der Güte. Dabei ist diese Güte einfach, unbewußt, ohne Stolz, ohne Eitelkeit, ohne Rangsucht. Sie will nichts *scheinen*, aber Alles *sein*; sie nährt und kräftigt die Seele wie die Milch der Mutter den Körper. Ruft man sie beim Namen, so verhüllt sie sich schamhaft, lobt man sie, so beleidigt und kränkt man sie. Es ist eben Alles an ihr eine süße Naturkraft, ein göttlicher Instinkt. Eine Mutter kann ihren Sohn nicht geistreich, nicht kenntnißvoll, nicht zum Helden, nicht zum Dichter machen, aber sie kann ihn gut machen, sie allein kann es, und die Güte, diesen Körper unserer männlichen moralischen Kraft beleben wir später durch die Seele großer Gedanken und Tugenden. Wo aber die Güte fehlt, ist jeder

Tugend eines Mannes der Grund- und Mutterboden genommen. So mein' ich's wenigstens."

„Nun die Geliebte?" fragte Hermance.

Paul erwiederte: „Wenn uns die Mutter verläßt, so sagt sie uns zuletzt: Ich hab' dich gelehrt „gütig" sein, nun sei aber auch „schön," denn durch Schönheit und Güte erwirbt man sich die Herzen der Menschen. Wer sagt mir aber, wie ich „schön" werden, wie ich jene Schönheit mir erwerben soll, die die Güte adelt, die dem Gedanken Klarheit, dem Worte Reiz, der Miene und der Bewegung Leichtigkeit und Fülle giebt? Hier tritt zum zweiten Mal eine Frau mir nah und zeigt mir jene Seelenanmuth und Schönheit, durch deren Mangel der kräftigste, männlichste Geist gebrochen und gebunden erscheint, die, wenn sie fehlt, allem Großen den Glanz und die Krone raubt. Wir können ohne Mutter und Geliebte wohl zu einer Größe erwachsen, die die Gesellschaft erschreckt und zermalmt, aber nicht zu der Größe, die sie beglückt, beseeligt und erhebt."

Hermance hatte ihn ruhig sprechen lassen, jetzt, da er eine Pause machte und sie fragend ansah, drückte sie ihm die Hand und sagte: „Nun? und weiter?"

„Hiermit ist meine Weisheit zu Ende," sagte Paul. „Ich hab's mir so ausgedacht, daß es so mit mir sein könnte, aber es fehlt viel, daß es auch so ist."

„Haben Sie sich über ihre Mutter zu beschweren?" fragte Hermance.

„O nein," entgegnete Paul. „Die gute Frau hat das Ihrige redlich geleistet, aber Sie, Hermance, nun kommt es auf Sie an, ob Sie Ihre Pflichten erfüllen werden." Er faßte ihre Hand und sagte mit großer Innigkeit: „Zeige mir, Mädchen, die Schönheit des Lebens; ich habe bis jetzt wahrlich nur seine Häßlichkeit geschaut. Bring' mir den ewigen Lichtstrahl näher, ich weiß, in Deine Seele ist er gedrungen. Verschließ mir nicht Deine Empfindungen und Bilder. Laß mich die Mondnacht Deines Gemüths in ihrer schönen traumhaften Beleuchtung sehen. Rette, o rette mich von diesem trüben Dunst und Duft, der Menschen und Dinge einhüllt, rette meine junge Seele vor dem Mord, den Leerheit und Langweile der Welt an mir vollführen wollen."

Hermance blickte ihn fragend an und sagte dann nach einer Pause: „Sie sind sehr offenherzig und vertrauend. Fürchten Sie nicht in mir sich getäuscht zu finden? Wie, wenn ich Sie nun zurückwiese? Wenn mir nicht nur die Liebe zu Ihnen, ja sogar jene allgemeine und unbewußte Güte fehlte, die Sie als in jedem Herzen thronend anzunehmen scheinen?"

„Das ist nicht möglich," sagte Paul. „Sie können nicht kalt und empfindungslos sein."

„Weshalb sollt' ich's nicht sein können? Und wenn ich es auch gegen alle Welt nicht wäre, warum könnt' ich's nicht gegen Sie sein, wenn Ihr Wesen mir nun einmal nicht gefällt, ich keine Sympathie zu Ihnen empfinde?"

Paul sah sie mit weitgeöffneten Augen und sprachlos an.

„Es scheint Sie in Verwunderung zu setzen,“ sagte Hermance, „daß ich Sie nicht gläubig anhöre, daß ich Ihnen nicht mit Bewunderung entgegenkomme, daß ich mich nicht sogleich und ohne Verzug Ihnen füge?“

„O nein!“ entgegnete Paul, „das ist's nicht.“

„Doch ist's gerade dies,“ rief sie mit scharfem Tone. „Es scheint Ihnen ein Ding der Unmöglichkeit, daß eine Frau gefunden werde, die Sie nicht liebt und bewundert.“

„Sollt' ich wirklich ein so eitler Thor sein?“ sagte Paul, und eine Schaamröthe deckte seine Wangen.

„Sie sind's.“

„Wenn Sie es sagen, Hermance, so will und darf ich Ihnen nicht widersprechen, aber um so mehr sollten Sie sich daran machen, mich zu erziehen. Das ist's, warum ich Sie bitte. Kann es Hochmuth, kann es geckenhafter Stolz sein, wenn man es eingesteht, daß man sich unvollkommen und lehrbedürftig fühlt?“

„Dieses Bekenntniß kommt Ihnen nicht aus dem Herzen.“

„Kennen Sie mein Herz so genau?“

„Es ist stolz und eigenwillig.“

„So lehren Sie es demüthig sein.“

„Das kann ich nicht; dazu bin ich zu schwach. Wenn ich's vermöchte, vielleicht besiegte ich dann das Hinderniß, das hemmend jetzt zwischen uns steht. Lassen Sie diese Stunde ohne Entscheidung dahin gehen; eine andere wird

kommen, wo wir uns besser verstehen. Dieses Begegniß wird für uns Beide nicht umsonst gewesen sein; dies sei Ihr und mein Trost."

„Sie bedürfen keines Trostes."

„O doch. Es ist mir schmerzlich gewesen, Ihnen das zu sagen, was ich Ihnen gesagt habe. Geben Sie mir die Hand zum Zeichen, daß Sie mir nicht böse sind."

Paul verweigerte ihr die Hand. Er ging einige Schritte vorwärts, setzte sich auf einen am Wege liegenden Baumstamm, und indem er sein Haupt auf beide Arme stützte, verhüllte er sein Antlitz mit den Händen. Er konnte sich nicht entschließen, wieder aufzusehen; er hörte die Gesellschaft nachkommen, Stimmen wurden laut, Gelächter, scherzhafte Fragen und Reden. Er stand auf, ging den Pfad hinab, gelangte hinter eine Baumgruppe, und als er sich hier nicht mehr im Bereich der Blicke sah, setzte er seinen Weg eilig fort. Es war ein Waldweg, der immer tiefer in die Wildniß lenkte. Bald hörte er nur Baumgipfel über seinem Haupte rauschen und Quellen zu seinen Füßen rieseln. Er lief immer weiter, das Abendroth brach durch die Baumstämme, und unser Freund, indem er die glühenden Lichter über seinen Pfad hingleiten sah, wiederholte beständig die wenigen Worte: „Und ich war so offen gegen sie! Ich hab' ihr mein Herz ganz und völlig hingegeben! Hab' ich verdient, was mir geschehen ist?" In diesen schmerzlichen Aeußerungen lag das Bewußtsein, zum ersten Mal gekränkt

und zurückgestoßen zu sein, ein Bewußtsein, das schwer zu tragen für ein so jugendliches, keckes und stolzes Gemüth, wie es in der Brust unseres noch wenig geprüften Helden schlug. Zum ersten Mal, neben dem zu Boden getretenen Stolze, meldete sich jener Schmerz in seinem Herzen, der der Vorläufer der wahren und echten Liebe zu sein pflegt. Er konnte Hermance's Bild nicht aus seinen aufgeregten und streitenden Sinnen vertilgen. Der Stolz, der sich wieder aufrafft, hieß ihn diesen ganzen flüchtig vorüber gegangenen Auftritt als eine der Launen und Spielereien des geselligen Verkehrs betrachten, es sollte nichts als ein alltäglicher Streit gewesen sein, ein spielendes Wortgefecht, nichts sollte darin wichtig, nichts bedeutungsvoll sein. Der Stolz rieth ihm an, sofort umzukehren und sich wieder an die Gesellschaft anzuschließen. Er war bereit, diesem Befehle zu folgen, als er seine Schritte durch eine andere Stimme in seiner Brust gehemmt fühlte. Diese Stimme rief ihm zu, daß weder er noch Hermance das eben Geschehene und Gesprochene leicht und scherzhaft gedeutet hätten, daß er den Druck ihrer Hand gefühlt, daß er in ihren Augen Thränen bemerkt habe, und daß es darum besser sei, nicht die Wellen der Alltäglichkeit über dieses kleine, wundersam plötzlich aufgestiegene grüne Eiland wieder hinrauschen zu lassen. „Gut!" rief er entschlossen. „Ich sehe diese Menschen für's Erste nicht wieder, ich bleibe im Walde."

Er drang nun tiefer in's Gebüsch, und wie alle Entschlüsse,

die er im raschen Unmuth faßte, wurde auch dieser mit eiserner Beharrlichkeit ausgeführt. Die Nacht fand ihn, leicht bekleidet wie er war, unter einem Baumstamme liegend. Er fand eine Freude daran, den eleganten Anzug zu verderben und zu Grunde zu richten, den zierlichen Stock zerbrach er, den feinen glänzenden Hut ballte er zusammen und schob ihn unters Haupt, seine Weste riß er auf, um der Nachtluft Zugang zu seiner Brust zu lassen. Er fühlte sich so wundersam aufgeregt in der Waldstille um ihn her; obgleich er als Knabe oft in Wäldern geruht, so dünkte ihm doch jetzt plötzlich Alles fremd und neu. Er hörte das Picken seiner Uhr, er zog sie hervor, doch das zierliche mit Gold und Email überladene Zifferblatt gab dem Blick keinen Ausweis. „So ist unser künstliches Leben," rief Paul; „in Nacht und Zweifel verläßt es uns, und bleibt auf die einfachste Frage die Antwort schuldig. Vor lauter Gold und Zierrath erfahren wir nicht, welche Stunde für uns geschlagen hat. Von der kleinen Uhr, die er unwillig in die Tasche schob, lenkten sich seine Blicke auf die ewigen Sterne, die durch das Laubdach seines luftigen Schlafgemachs funkelten. „Wer nur auf diesem großen Zifferblatte zu lesen verstünde" — murrte unser Wandrer. „So lieg' ich unbelehrt zwischen zwei Lehrmeistern. Der Eine fängt zwar an, sich als untüchtig auszuweisen, aber der Andere spricht noch eine viel zu erhabene Sprache, als daß ich ihn verstünde. So sind mir Beide nichts nutze."

Gegen Morgen sank Paul in einen festen Schlaf. Als er aufwachte, schüttelte ein heftiger Frost seine Glieder. Als er so durch das Dickicht mehr dahinflog als lief, schlugen die nassen Blätter an seine Wangen und der Chor der Waldvögel stimmte die Morgenhymnen an. „Wahrhaftig!“ rief er; „ich hab' eine Nacht im Walde zugebracht, und es ging ganz gut.“ Als er so sprach, hörte er Stimmen in einiger Entfernung; es waren Leute, die vom Schloß ausgesendet waren, ihn zu suchen. „So schnell mach' ich euch noch nicht die Freude, mich zu finden,“ rief der Flüchtling und drang in eine tiefe Schlucht ein, die die Grenze des höher und einsamer gelegenen Gebirges bezeichnete. Er hörte die Rufe und Stimmen nicht mehr, und bald war er in die dichteste Wildniß ohne Pfad und Steg eingeschlossen. Seine Kleider waren von Dornen zerrissen, seine Hände blutig. Gegen die Mittagsstunde meldete sich Hunger und Durst. Unser rasender Roland mußte daran denken, sich irgendwie ein Mittagsmahl zu verschaffen. Er suchte nun eine menschliche Wohnung, aber er fand keine. Ueberall die pfadlose Waldeinöde. Er sah das Eichkätzchen den Stamm erklettern, den Grünspecht an die Rinde picken, er hörte die Walddrossel ihre Stimme aussenden, um ihre Brut zur Aetzung herbeizulocken, für ihn deckte sich keine Tafel. „Ich werde hungern,“ rief er; „es wird auch gehen. Ich werde in zwei, drei, ich werde in fünf Tagen nichts essen; alsdann werde ich sagen, daß ich im Hungern etwas geleistet habe!“ Das

Schicksal erließ ihm die Realisirung dieses gefährlichen Plans; er entdeckte, als es schon gegen Abend ging, die Lichter eines kleinen Gebirgsdorfes, und hielt daselbst seinen Einzug, nachdem er durch einen Waldbach, dessen Brücke er vergeblich suchte, gewatet war. Durchnäßt, zerrissen, ohne Hut, aber bei sehr guter Laune trat er in die erste beste Hütte und in eine ärmliche Stube, wo er die Familie gerade beim Abendbrod beisammen fand. Er fiel diesen guten Leuten gleichsam in die Suppenschüssel. Sie machten große Augen, als sie ihn hereintreten sahen, denn da sich das Dorf so entlegen und tief im Gebirge befand, mochte es wohl selten Gäste in seinem Bezirke erschauen. Aber vielleicht gerade deshalb zeigten sich die Bewohner menschlicher, gütiger und gastfreundlicher gestimmt, als es ihre entlegenen Nachbarn waren, die, an zugänglicher Straße wohnend, ihre Gaben besser als für einen nackten Dank des Empfängers zu verwerthen gelernt hatten. Diese armen Leute waren scheu, sie waren roh und in ihren Sitten öfters abschreckend, aber sie waren vom Schmutz des civilisirten Eigennutzes noch nicht befleckt; diese Bemerkung machte Paul sogleich mit großer Freude. Er nahm auf einem Bänkchen im Kreise der Essenden Platz und that das Seinige, einen großen Topf mit unappetitlicher Brühe zu leeren. Das Mahl schmeckte ihm köstlich. Der magere, dünnleibige Greis, der der Präses der Familie zu sein schien, stellte einige Fragen an ihn, und Paul, der sich für einen wandernden Handwerks-

burschen ausgab, wußte über allerlei Dinge genügenden Bescheid zu geben. Die Frauen, deren vier an der Zahl waren, drei junge und eine alte, entdeckten die goldene Kette unsers Flüchtlings und theilten sich darüber ihre Glossen mit, bis die jüngste endlich mit der naiven Frage hervorrückte: ob er die Kette gestohlen habe, und wo? Er sollte es nur sagen, man würde ihn nicht verrathen. Paul zeigte Uhr und Kette vor und erklärte Beides für das Pathengeschenk eines reichen Krämers. Der älteste Sohn, der bis jetzt träge und untheilnehmend auf einer Bank am Ofen gelegen hatte, kam herbei und betrachtete sich die Uhr genau. „Ignaz," sagte der Alte, „ein solches Spielzeug hättest Du auch haben können, wenn Du Deinen Pathen in der Stadt öfters besuchtest und höflicher thätest." „Vater," entgegnete der junge Mensch mit barscher Stimme, „ich mag keine Uhr, wenn ich sie einem Schufte aus der Tasche schmeicheln soll, und mein Pathe ist ein Schuft, der seinen Lüsten lebt und der Armuth, die ihn darum angeht, das Stück Brod versagt, während seine feilen Dirnen schmausen und zechen."

„Schon gut!" sagte der Alte. „Du bist aller Welt Lehrmeister und wirst einmal nicht so viel haben, um Deinen Hunger mit einer trocknen Brodrinde zu stillen. Wer der Welt Brod essen will, muß nach ihrer Pfeife tanzen."

Der junge Mensch antwortete auf diesen weltlichen Erfahrungssatz nichts, er streckte sich wieder auf die Bank hin,

und Paul murmelte vor sich hin: „Hier ist La Rochefucault in der Bauerhütte.“ Im Laufe des Gesprächs erfuhr er, daß sein Wirth Leinweber war und für eine Fabrik, die sehr weit entfernt im nächsten Dorfe sich befand, arbeitete. Im Nebenzimmer standen zwei Webestühle. „Ich hatte zwei Söhne,“ sagte der Alte, „der Eine saß am Webstuhl Tag und Nacht; er wurde immer dünner, schlanker, bis er zuletzt, gleichsam selber nur ein Faden, seine Fäden lenkte und zusammenhielt. Gott nahm ihn zu sich. Jener große, starke, der selten am Webstuhl sitzt, ist mir geblieben. Die drei Mädchen sind aus meiner ersten Ehe und jene Alte ist meine zweite Frau. Ich hab' sie noch höher aus dem Gebirge gebracht, und ihre ganze Verwandtschaft lebt oben, das halbe Jahr im Schnee versteckt. Es ist ein weiter Weg bis hinauf. Wir werden uns in diesem Leben wohl nicht wieder sehen.“

„Und ein künftiges giebt es nicht,“ sagte der Sohn. „Ihr seht Euch also nie wieder.“

Paul erschrak über diese trostlose Bemerkung, die kalt und gleichgültig hingeworfen und von Niemandem weiter beachtet wurde.

Als es Abend wurde und die Einwohnerschaft der kleinen Stube sich anschickte, die Ruhe zu suchen, wählte sich Paul eine Bank, die in einer abgesonderten Kammer stand. Das harte Lager und die dumpfe Luft im engen Raume bewirkten, daß der Schlaf ihn floh, zudem hielt ihn ein eigen-

thümliches Geräusch wach, das im Weberzimmer hörbar wurde. Er stand auf, öffnete ein wenig die Thür und sah den jungen Weber am Stuhle sitzen und fleißig arbeiten. Die kleine Oellampe warf ihr Licht auf die scharfen, aber dabei jugendlich schönen Züge des Jünglings. Seine Stirn war gesenkt, halb beschattet von den vollen, unordentlich übereinander geworfenen Locken des dunkeln Haars, das Auge war auf die Arbeit geheftet, die vollen Lippen des Munds eingekniffen. Er saß unbeweglich und ließ das Schifflein unermüdlich hin und her gleiten. Der Mond, der im Gebirge aufging, sah durch das kleine offen stehende Fenster hinein und überleuchtete mit seinem Silberglanz die röthliche Lampenbeleuchtung. Paul trat in das Zimmer und grüßte den jungen Menschen, der ihm kurz dankte und weiter fortarbeitete. „Du bist also doch nicht so träge, als wie Dein Vater Dich verklagt hat," hub Paul an.

„Alte Leute sind immer unzufrieden," sagte der Jüngling kurz. „Du arbeitest sogar in der Nacht," setzte Paul seinen frühern Worten hinzu. „Ja," erwiederte Jener; „aber ich bitt' Euch, nichts davon dem Vater zu sagen. Was ich hier schaffe, davon bekommt er doch nichts zu sehen." — „Weshalb nicht?" — „Weil ich nicht für unsere Kasse arbeite. Das Stück gehört dem armen Simon, der nicht mehr arbeiten kann, und den das Elend und der Hunger Herz und Kehle zuschnürt." — „Wer ist dieser Simon?" — „Ich sagt's Euch ja eben, ein armer Weber, der so herunterge-

kommen ist, weil er ein solcher Narr war, auf Gott zu vertrauen." — „Aber Ignaz, was sagst Du da!" — „Die Wahrheit," entgegnete der Jüngling, indem er sich etwas in seinem Sitze erhob. „Gott ist groß — denn er macht die Reichen groß; Gott ist gütig, denn er speis't die Reichen; Gott ist barmherzig, denn er belohnt die Reichen für ihre Laster durch Wohlleben und Glück. Für uns, die wir nicht in Palästen wohnen, hat derselbe große, gütige und barmherzige Gott nichts als einen Schluck faules Wasser, eine Brodrinde. Gift für unsern Körper, einen Strohsack für unser Lager und ein Bret für unsern Sarg." Indem er dies sagte, schickte er sein Webeschifflein nicht im Geringsten schneller oder unruhiger hin und her. Man sah ihm an, er war keineswegs aufgeregt, er sagte das Empörende, was ihm über die Lippen glitt, mit Ruhe, wie man die kalten, nichtssagenden prosaischen Floskeln des Alltaglebens ausspricht. Welch' eine Revolution mußte in diesem jungen Herzen vorgegangen sein, wie früh mußte diese Lava schon geglüht haben, daß sie Zeit gewann, eine so starre Rinde anzusetzen. Paul ging schweigend in seine Kammer zurück, setzte sich auf sein Lager und sann den Bildern und Gedanken nach, die in Nacht und Einsamkeit in ihm aufstiegen. Das monotone Klappen und Scharren des Webestuhls gab die eintönige Melodie zu dem Text dieser Gedanken. Aber diese Melodie, wenn man an den Componisten dachte, der sie eben spielte, hatte etwas Grausenvolles, Erschütterndes.

„Ich muß diese Menschen näher kennen lernen; ich muß einige Zeit in ihrer Nähe bleiben," sagte er zu sich selbst.

Er fand einen Boten, den er aussandte, um im Schloß heimlich seinem Kammerdiener die Weisung zu ertheilen, zu ihm in's Gebirge zu kommen und das Nöthigste an Kleidern, Wäsche und Geld mitzubringen. Der elegante Diener, als er in's Dorf gewandert kam, erregte allgemeines Aufsehen. Man hielt ihn für den neuen Fabrikherrn, der sich kürzlich ein Schloß in der Nähe gebaut, Andere für einen königlichen Beamten, Einige sogar für den König selbst. Paul that sein Möglichstes, um diesen unnöthigen und störenden Glanz so bald als möglich wieder verschwinden zu machen. Bertram mußte, wie sein Herr, das unscheinbarste Kleid anlegen. Ein Häuschen wurde gemiethet, und Herr und Diener richteten sich so gut es gehen wollte zu einem längern Aufenthalte ein. Paul bewohnte ein Stübchen, vor dessen Fenster der Wald rauschte und sich regte und eine grüne, lichtfunkelnde Dämmerung verbreitete. Das Erste, was er in seiner neuen Wohnung unternahm, war, einen Brief an Elfried zu schreiben, den wir im folgenden Capitel dem Leser mittheilen wollen.

Achtzehntes Capitel.

Zeigt dem Leser einen modernen Philosophen im Leinwandkittel.

„Lieber Elfried! ich bin aus Verdruß über ein kaltes und kokettes Weib in den Wald gelaufen und schreibe Dir aus einer Einsiedlerklause. Für's Erste bleib' ich hier und beabsichtige nicht so bald wieder unter Menschen zu gehen. Ich habe hier zwei Dinge kennen gelernt, die ich noch nicht kannte, nämlich Hunger und Bettelngehen, und dann, welch' ein Glück! ich habe zerrissene Kleider am Leibe. Wenn es so fortgeht mit mir, kann ich noch am Ende so glücklich sein, etwas von der Nachtseite der Civilisation an mir zu erleben. Schon jetzt, ich existire erst wenige Stunden hier, bin ich einer wundersamen Erscheinung auf die Spur gekommen. Denke Dir einen Voltaire in der Blouse, einen Voltaire in der Leinwandjacke eines armen schlesischen Webers. Ist das nicht um die Phantasie taumelnd zu machen? Also bis hierher sind die Ideen auf ihrer Wanderung gerathen! — Denke Dir einen jungen Menschen, von noch nicht voll zwanzig Jahren, mit den blutigen und zerfleischenden Sarkasmen des ‚Candide,‘ mit den gotteslästerlichen und muthwilligen Scherzen der ‚Pucelle‘ auf der Lippe. Ein Freigeist im Bauerkittel, das achtzehnte Jahrhundert auf der Bretter-

bank eines schlesischen Webestuhls! Kann man sich etwas im Reiche der Ideen Abenteuerlicheres denken? Und doch ahnet mir schon, daß, wenn ich in dieser wahrhaft heiligen Einsamkeit mehr und zusammenhängender über diese und allerlei andere Dinge nachdenken und träumen werde, ein sehr natürlicher und einfacher Zusammenhang sich mir aufschließen wird. Ich sage, mir ahnet es, denn in der That, wirklich und sicher weiß ich noch nichts. Ich weiß nur so viel, daß ich mein Leben bisher unwürdig hingebracht."

„Ich werde täglich mit meinem jungen Freigeist zusammen sein, und ich theile Dir dann mit, was ich in ihm und mit ihm entdecke. Ich werde zum Scherz auf einige Zeit meine Religion, meine Erziehung, meine Liebe, meine Freundschaft — Alles ablegen, um moralisch entblößt in's Bad dieser Naturkräfte zu steigen. Ach, da die Welt mich nicht nöthig hat, was kann ich Besseres thun, als hier in der Wildniß umherirren? Mein Diener hat auf meinen Befeh im Schlosse verbreitet, daß ich der großen Jagdpartie mich zugesellt habe, die weiter hin im Gebirge sich gebildet hat. Das war auch meine Absicht."

„Schicke mir meine Bücher, besonders diejenigen, die im Schranke hinter den andern stehen. Ich hab' sie als langweilig zurückgeschoben, aber mir ahnet, daß ich gerade jetzt sie brauchen kann."

„Schreibe mir um's Himmelswillen nichts von unserm Handwerke, nichts vom Soldatenwesen, auch keine Liebes-

geschichten, Schulden und Duelle; ich lebe jetzt in einer völlig andern Welt. Das verteufelte Weibstück, das mich hierher verschlagen hat, that mir unbewußt Gutes. Wenn ich so in stiller Nacht den Wald rauschen höre, gehen wundersame Offenbarungen in mir vor. Ich stehe lange, die Hände im Schooß gekreuzt, und lausche und spüre mit andern Sinnen als den körperlichen."

„Dein Schwager wird Dir geschrieben haben, daß ich ein gutes Reitpferd für Dich erstanden; nimm es an, lieber Bruder, als ein Geschenk von Deinem gutgewillten (dies Wort hab' ich noch von meinem Vater adoptirt, der es oft im Munde führte) Cameraden. Wer weiß, wann es der Himmel wieder fügt, daß wir mit einander die Sandsteppen um Berlin im märkischen Nebel durchjagen. Es versteht sich von selbst, daß Du Niemandem entdeckst, wo ich hingerathen bin. Die Herren Cameraden, die mir bisher die Ehre erzeigten, aus meinem Beutel zu leben, können einige Fastentage halten; dies wird ihnen nur gut thun; die Wenigen aber, die meiner Hülfe wirklich bedürftig sind, finden nach wie vor ihre Summen bei meinem Banquier. Sage dem jungen S—, der, wie ich gehört habe, in seiner Bedrängniß sich an den Prinzen wenden will, sage ihm, daß ich existire und daß ich eine Passion habe für derlei Geldgeschäfte. Der arme Junge, kann er dafür, daß sein Vater sich mit einer schmutzigen, betrügerischen Judenseele einließ? Soll er unter dem ehernen Fußtritt der Armuth für fremde Thorheiten

Bd. I

leiden? Aber Du sollst leiden, und Niemand soll Dich retten, für die Thorheit, mein Freund sein und heißen zu wollen. Darum empfängst Du diesen Brief, und darum lege ich Dir die Pflicht auf, ihn sobald als möglich zu beantworten.

Dein Paul.“

Als Paul dieses Schreiben abgesendet hatte, folgte er seinem neuerworbenen Genossen, dem jungen Ignaz, der ihn zu jenem gänzlich verarmten Weber, Namens Glaser, führte. Sie traten in eine Stube ein, die wenig größer und nur um ein Geringes heller war, als die hohen Steinkamine, die man in den alten Schlössern findet. In diesem engen und düstern Raume drängte sich eine Anzahl zerlumpter, hungernder und durch Elend und Verwahrlosung fast zum Blödsinn herabgewürdigter Kinder um das Siechbett eines ältlichen Mannes, dessen Züge und Haar, seltsam gefurcht und gebleicht, ihm kein ehrwürdiges, sondern schreckhaftes Ansehen gaben. In seinem starren Auge saß der Wahnsinn, und zwar jener stille brütende Wahnsinn, der ungleich heftiger unsre Sinne erschüttert und unser Mitgefühl martert, als die offne Tobsucht.

Paul und Ignaz setzten sich am Bette dieses Armen nieder. Der Letztere fragte: „Wirst Du morgen im Stande sein, zu dem Fabrikherrn zu gehen und das Stück Gespinnst, das ich Dir hier mitgebracht habe, feil zu bieten?“

„Gott wird mir Kräfte verleihen,“ sagte der Alte kaum hörbar.“

„Gott?“ entgegnete der Jüngling mit einem widrigen Lächeln. „Nun, wie Du meinst. Diesmal ist's jedoch nicht Gott, sondern ich bin es, der das Gespinnst gefertigt hat und es Dir hier übergiebt.“ Der Alte ließ sich das Stück Leinwand geben, befühlte es prüfend, neigte wohlgefällig sein Haupt und murmelte dann dumpf vor sich hin: „Wenn es doch schon Brod wäre!“

„Hier hast Du welches,“ rief Ignaz, und brachte ein Stück schwarzes Brod und etwas in Papier eingeschlagene Butter aus der Tasche. Der Schwarm der Kinder fiel sogleich über diese dürftigen Schätze her. Einige Minuten hindurch konnte man vor Geschrei und Lärm nicht ein Wort sprechen. Der Alte benutzte diese Zeit, um leise, gegen die Wand gewendet, und sorgsam bemüht, daß sein junger Gefährte nichts davon gewahr werde, ein Gebet zu stammeln. Seine Züge wurden wieder menschlich und belebt.

„Wie war die Geschichte mit Deinem jüngsten Kinde, Vater Glaser?“ hub Ignaz in einem kalten und scharfen Tone an. „Wie kam es um's Leben? Erzähle den Vorfall diesem Fremden, der in's Gebirge gekommen ist, um etwas von unserm Thun und Treiben zu erfahren. Erzähle ihm die Geschichte.“

„Ich erzähle diese Geschichte nicht,“ sagte der Alte dumpf.

„So wird der fremde Herr sie aus meinem Munde hören," nahm Ignaz rasch das Wort. „Sie ist in Kurzem diese: Gott, der in seiner ewigen Weisheit und Güte immer das Beste thut, hat diesem armen Manne, der sie nicht zu ernähren vermag, zehn Kinder gegeben, während er dem reichen Manne dort auf dem Schlosse in der Nachbarschaft nur eins gab. Das ist ohne Zweifel sehr weise, denn er wollte, daß jene zehn Kinder frühzeitig zu Geißeln und Zuchtruthen ihrer Mitbrüder heranwachsen sollten, er erzog sich mit Willen Geschöpfe, die in ihrem Elend ihm fluchten, durch ihre Verbrechen ihn lästerten. Unsere Weisheit hätte anders gehandelt, aber unsere Weisheit, wie der Spruch lautet, ist Thorheit vor seinen Augen."

„Er lästert Gott!" stöhnte der Alte. Der junge Weber fuhr fort: „Nun denn, diese unerforschliche Weisheit fand in dem Vater Glaser keinen rechten anerkannten Verehrer. Als ihm von dem gütigen Himmel das eilfte Kind geschenkt wurde, faßte er den Entschluß, es frühzeitig dahin zu bringen, wo aller Kummer und alles Leid ein Ende haben. Das Kind wurde krank, oder vielmehr, es war nie gesund gewesen. Der gütige und allweise Gott hatte es mit dem Körper der Armuth ausgestattet, mit jenem elenden, fadenscheinigen Körper, der seine Existenz nur durch Schmerzen bekundet und an dem nichts dauernd ist, als das Gift, das das dünne jämmerliche Blut der Eltern dem Wurme in die Adern geflößt hat. Als das Kind nun sterbend lag, machte

sich der Alte noch einmal auf den Weg, um an die Herzen der Reichen, der Lieblinge des gütigen und weisen Gottes zu klopfen. Wie schon neun und neunzig Mal, so fand er auch jetzt zum hundertsten Male besagte Herzen verschlossen. Die Lieblinge Gottes theilten mit diesem Gotte die Kälte und die Theilnahmlosigkeit für das Elend. Da kam der Alte nach Hause, und er und sein Weib standen in Mitternacht rathschlagend beisammen. Sie beschlossen, das Kind nicht zu tödten, dazu waren sie zu fromm und gottesfürchtig, aber sie beschlossen, ihm keinerlei Art von Hülfe angedeihen zu lassen. So hörten sie denn, wie das sterbende Kind rief, und blieben still in ihrer Kammer. Nach und nach wurde die rufende Stimme schwächer und endlich — war es still. Jetzt gingen sie hinein, schlossen die starren Augen und kleideten die Leiche in ein paar Lumpen. Nachts trugen sie sie hinaus und stimmten an seinem kleinen Grabe ein Loblied an für den, der alle seine Geschöpfe erhält und ernährt — einige wenige ausgenommen, die er Hungers sterben läßt."

Paul verhüllte sein Antlitz, als er diese Erzählung vernommen hatte, und ging hinaus vor die Hütte. Die Kinder des Armen saßen dort auf der Schwelle zusammengekauert, und das bleiche Mondlicht warf einen Leichenschein auf ihre magern Gesichter, auf ihre starren, lichtlosen Augen. Als Beide wieder zusammen heimgingen, sagte er zu seinem Gefährten: „Ignaz! Ignaz! was wird aus Dir werden!"

„Kein Bösewicht, das glaubt mir," entgegnete der Jüngling. Wenn es auch geschehen sollte, daß diese Hand mordete, sie wird dennoch mehr Segen schaffen, als die Hände, die heutzutage segnen. Ein kalter spottender Segen ist ein Fluch, und vielleicht der ärgste, der jemals ausgesprochen ward."

„Du willst also dereinst morden?"

„Es könnte sein, daß es dazu kommt."

„Entsetzlich! Hat man Dir nicht gesagt, daß Mord ein Verbrechen ist?"

„Man sagte es mir, allein die, die es sagten, mordeten selbst. Sie thaten es nur auf ihre Weise, nämlich so geschickt, daß keine Strafe sie ereilen konnte, und ihre That nicht den Namen führte, den sie verdiente. Meint Ihr, daß die, die jenes armen Mannes Kind sterben ließen, nicht auch Mörder waren? Eine Hälfte der Menschen, so wie sie jetzt leben, ist in immerwährendem Morden der andern Hälfte begriffen; oder vielmehr, es giebt eine kleine Gesellschaft privilegirter Mörder, die fortwährend in die große, wehrlose Masse hineinwüthet."

„Ignaz, es hat zu allen Zeiten Elend und Verbrechen gegeben."

„Aber auch in allen Zeiten Aufstand und Empörung," rief der Jüngling heftig. „Und zu unsern Zeiten wird diese Empörung allgemein werden."

„Warum gerade zu unsern Zeiten?"

Der junge Mann blieb stehen, richtete sich höher auf und sagte mit einem Lächeln des triumphirenden Stolzes, der siegreichen Freude: „Weil wir nicht mehr an Gott glauben!"

Paul sah ihn wild und drohend an; Jener fuhr jedoch — ohne sich hierdurch verwirren zu lassen — ruhig fort: „Wir sind endlich hinter das geheimnißvolle Mittel gekommen, dessen sich die Reichen und Mächtigen dieser Erde bedient haben, um uns zu knechten. Sie befahlen uns, an Gott zu glauben, während Sie selbst nicht an ihn glaubten. Dieser Gott mußte auf ihr Geheiß uns den Himmel versprechen, damit sie ungestört und ungefährdet im Besitze dieser Erde blieben. Dieser weise und allgütige Gott, dieser Gott der Reichen, dieser gefällige, liebenswürdige Gott, der immer im Interesse und auf Befehl der Mächtigen einen Fußtritt für uns Arme in Bereitschaft hielt, hat seine Rolle ausgespielt. Wie ich's jetzt einsam und im Waldesdunkel zu Euch sage, werden es bald öffentlich laute Stimmen verkündigen."

„Und welchen Gott wollt Ihr statt des entthronten erheben?" fragte Paul.

„Wir brauchen keinen; wir sind uns selbst Gott genug," entgegnete Ignaz. „Wir werden uns in Besitz der Erde setzen, wir werden lachen, wir werden singen, wir werden schmausen, wir werden glücklich sein, und nachdem wir die süße Rache genossen haben, unsere ehemaligen Feinde auf den Platz gesetzt zu sehen, den wir verlassen, werden wir sterben,

das heißt, dahinfahren in die vier Winde, zerstreut und aufgelöst werden in Wasser, Erde, Licht und Luft.“

„Und für diese liederliche Existenz, für dieses leichtfertige Leben und noch leichtfertigern Tod willst Du die Religion aufgeben, die Dich glauben, lieben und für das Jenseits hoffen lehrt?“

„Es geht nicht mehr; wahrhaftig, es geht nicht mehr.“

„Und weshalb nicht, Ignaz?“

„Die Mächtigen und Reichen haben zu arg auf unsern Glauben losgearbeitet, sie haben zu frechen Spott mit unserm bäuerischen einfältigen Vertrauen getrieben. Sie haben uns zu lange und zu grausam hungern und darben lassen. Es geht nicht mehr. Wir wollen Erd' und Himmel gleich getheilt haben, nicht der ungewisse Himmel ganz für uns, während die gewisse Erde ganz Jenen zum Eigenthum fällt.“

„Die Priester werden Dich belehren, welchen Antheil Jeder von uns am Himmel hat.“

„Wir glauben Ihnen nicht, sie sind von den Reichen erkauft.“

„So frage die Stimme Deiner eignen Vernunft, sie wird Dir sagen, daß unmöglich alle Menschen gleiches Ansehen, gleiche Macht, gleiche Einsichten haben können.“

„Aber gleichen Antheil an der Erde; doch darum ist's uns jetzt nicht zu thun. Wir wollen keine gleiche Vertheilung, wir wollen die als Bettler vor unsern Thüren sehen, die so lange ungerührt uns vor ihren Thüren haben stehen

sehen. Wenn einmal Ungleichheit auf unserer Erde als Gesetz herrschen soll, warum sollen wir denn nicht die Gebietenden sein?"

„Ihr werdet die Gebietenden sein, wenn Ihr klüger, besser und weiser zu sein trachtet, als Eure Brüder."

„Nein, wir werden trachten, goldene Gefäße auf unsere Tafeln zu setzen, Wein in unsere Keller zu füllen, treffliche Speisen und schöne Frauen uns anzuschaffen."

„Und darin, meint Ihr, liege das Glück des Lebens?"

„Ja, darin allein; einzig darin."

„Ignaz, Du irrst."

„Beweist's mir. Zeigt mir einen Reichen und Mächtigen heutzutage, der sich seines Reichthums und seiner Macht freiwillig entäußerte und, um uns durch die That, nicht durch schöne Worte zu zeigen, daß es etwas Höheres giebt, als Gold und Wohlleben, zu uns herniederstiege, mit uns darbte und die Lehre der Geduld, des Gottvertrauens und der Demuth, die sich so bequem auf seidenen Polstern predigen läßt, werkthätig unter uns ausübte. Ich kenne einen solchen Prediger in der Wüste nicht, und es wird wahrscheinlich auch nie einen solchen geben."

Paul stutzte, als er diese Worte hörte, und er vermochte nichts darauf zu erwidern. Nach einer langen Pause sagte er: „Du vergißt, Ignaz, daß die Reichen von ihrem Besitz willig den Armen abgeben."

„Das sind die Almosen," rief Ignaz verächtlich.

„Freilich; doch wie soll der Reiche das anders machen, um Euch zu helfen?“

„Er soll selbst zu uns herüberkommen; nicht sein Geld, sondern seine Person uns geben. Er soll uns sein Herz, sein Glück, seinen Gott bringen. Er soll zeigen, daß die Religion, die ihm genügte, als er ihre Dienste und Tröstungen mit Gold aufwog, ihn nicht verläßt, wenn er seine Lumpen in die Waagschale wirft. Es ist gut Geld zu geben, aber was für alle andern Zeiten genügte, genügt jetzt nicht, da der Arme stolz, mißtrauisch und unternehmend geworden ist. Mit Geld kauft man sich nicht mehr von uns los; denn dieses Geld in Euren Taschen betrachten wir schon längst als unser rechtmäßiges Eigenthum. Wir lassen es nur noch in Eurer Tasche, bis der Tag kommt, wo wir es Euch öffentlich abnehmen.“

„Wo Ihr also Alle zu Dieben werden wollt?“

„Ein paar Millionen Diebe sind keine Diebe mehr.“

Paul brach dieses seltsame Gespräch kurz ab; er fühlte sich wie erschöpft und taumelnd. Immer noch glaubte er den festen und ruhigen Schritt seines Begleiters neben sich zu hören, als dieser schon längst ihn verlassen hatte. In der Einsamkeit seines Stübchens warf sich Paul auf's Lager, und sein Blick, die tiefe Waldnacht durchdringend, hing am wechselvollen Spiel der Lichter und Schatten, wie sie die Zweige der alten Eiche durchzuckten. Alles in seiner Seele war Sturm und Bewegung. Des jungen Webers Worte hatten

ihn einen Blick thun lassen in die tiefe Verderbniß, in die trostlose, aufrührerische Stimmung desjenigen Theils der Bevölkerung, der bestimmt ist, die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung zu bilden. Er hatte wohl schon früher, während seines zerstreuten und sorglosen Lebens, von dieser Stimmung der arbeitenden Classen gehört, allein sie war ihm übertrieben und fast unmöglich erschienen. Jetzt trat sie ihm in ihrer wildesten und überwältigendsten Gestalt entgegen. Ein Jüngling, nicht durch Welt und Erziehung gebildet, einzig sich selbst und seinem grübelnden Geiste hingegeben, durch Einsamkeit gereift, brachte ihn durch die scharfe Logik seines Hasses, die angelernten Begriffe und die gewohnten Tugenden zum Wanken. Paul mußte sich nach diesem merkwürdigen Gespräch besinnen, wo er sei, welche Stellung er in der Welt einnehme. Wo er ausgelassen und willkürlich zu herrschen sich gewähnt hatte, sah er plötzlich sich von einem eisernen und stolzen Gedanken geknechtet, der sein Haupt plötzlich drohend dicht neben ihm aus der Erde emporhob. In der jugendlichen Seele unsers Helden lebte Furcht, aber es waltete auch nicht Frechheit und Uebermuth darin. Er sah sich zum Kampf herausgefordert, und dieser Kampf, obgleich sein Gegner in Lumpen vor ihm stand, schien ihm nicht minder ehrenwerth, als wenn ein ebenbürtiger Gegner ihm gestanden. Aber die Waffen, die hier gebraucht werden sollten, waren ihm neu. Es waren die Waffen, die dieser unheilvolle Frieden, der jetzt über Europa brütet, schmiedet;

es waren die Waffen, die die Civilisation schärft, die die zahme Lüge vergiftet und die in der Hand der scheinbaren verrätherischen Ruhe doppelt gefährlich werden. Paul war für den Krieg erzogen und gebildet, aber nicht für diesen Krieg. Im Arsenal gab es Waffen von Erz und Stahl, aber sie vermochten nichts in dem Kampf, der hier gekämpft werden sollte, die stolzen Fahnen und Siegeszeichen, die in den Zeughäusern über Gruppen erbeuteter Waffen prangten, diese glänzenden Trophäen, die meist über den Häuptern im Tumult blutiger Stürme dahingesunkener Geschlechter geweht hatten, sie ruhten jetzt, keine Hand griff nach ihnen. In dem heimtückischen, unter der Maske des Friedens mordenden Kriege unserer Tage nutzten diese schönen Zeichen nichts. Die Lorbeeren für die Helden unserer Tage wachsen auf einem andern Felde.

Paul hielt sich drei Tage lang eingeschlossen. Er sah Niemanden, er machte nur verstohlen, wenn die Nacht sich über die Erde ausbreitete, Ausflüge in den Wald. Dort lag er, am Fuße einer Eiche, und träumte. Am Morgen des vierten Tages war es ihm Bedürfniß, um dem Treiben und Drängen der Geister der Einsamkeit zu entfliehen, wieder die Menschen seiner frühern Umgebung aufzusuchen. Zugleich wollte er sich seinen Rückzug freihalten und wo möglich nicht erkannt sein. Er zog den Leinkittel eines Bauern an und streifte in dieser Kleidung um's Schloß her. Er sah Lucie, gefolgt von ihren Rittern, ausreiten.

In der kühlen Frische des schönen Herbstmorgens nahm sich die reizende junge Frau besonders blühend und anmuthig aus. Sie betrachtete den jungen Bauer nicht, der am Wege stand, und Paul konnte, ohne zu fürchten, erkannt zu werden, seine Blicke an der stolzen Reiterin weiden. Als der Zug vorüber war, trat er durch ein ihm wohlbekanntes Pförtchen in die innere Umfriedung des Parks. Drinnen war Alles noch still und wie im sonntäglichen Frieden. Auf einer Bank lag ein Buch und ein buntfarbiger Shawl. Er wollte sich eben diesem Plätzchen nähern, denn es dünkte ihn, als müßte Hermance hier geweilt haben, als er in geringer Entfernung Stimmen hörte. Es waren Anselm und Hermance, die den Gang vom Schloß herab kamen. Er war lebhaft um sie beschäftigt, sie hörte ihn nach ihrer Weise an, doch schien Paul ihr Gesicht diesmal nicht von so kaltem Ausdruck, wie gewöhnlich, es schien belebt und sogar durch einen Anflug von Leidenschaftlichkeit erregt. Er blieb ruhig am Wege stehen, mit einigen Sträuchern beschäftigt, als gehörte er zu den Gehülfen des Gärtners. Nach einer Weile kam Frau von Somsdorff von einer andern Gegend her; ihr Gang war eilig, ihr Antlitz lebhaft gefärbt, ihr unruhiger Blick voll Feuer und spähender Aufmerksamkeit. Als sie die Beiden erblickt hatte, blieb sie in einiger Entfernung stehen und beobachtete aus dem Versteck hervor die Sprechenden, die auf der Bank Platz genommen hatten. Obgleich sie regungslos dastand, so entgingen die

Zeichen ihres eifersüchtigen Grimmes dem scharfen Auge Paul's nicht; er sah, oder er glaubte zu sehen, wie ihr Busen flog, wie sie ihre Hand krampfhaft ballte, wie sie die Lippen einkniff und die dunkeln Brauen über den scharfen brennenden Augen zusammenzog. Sie zerriß einige Blumen, die sie in der Hand hielt, und streute sie achtlos umher. Wie Anselm Hermance's Hand faßte, um sie an die Lippen zu drücken, gewann die Statue Leben, und mit raschen Schritten trat sie aus dem Seitengange hervor. Sie lächelte anmuthig, indem sie die Beiden begrüßte. Paul erschrak fast über dieses Lächeln, das auf einem so giftigen Boden so blitzschnell emporwuchs, er hatte in dem Treiben der großen Welt, in der er aufgewachsen, noch nie das Maskenspiel, das hier Jedem zur Pflicht gemacht wird, so rasch wechselnd und so in der Nähe gesehen. Nach einem kurzen Gespräch über gleichgültige Dinge nahm Frau von Somsdorff Anselm's Arm und schlug mit ihm den Weg zu einem der Tempel ein. Es war der Tempel der Eintracht mit dem Symbole dieser sanften und liebenswürdigen Gottheit geschmückt. Auf dem Portal umarmten sich versöhnt Amor und Psyche, und gerade dieses Plätzchen hatten die Liebenden zu ihrem Streit sich ausgewählt. Paul, ihnen nachgehend, vernahm die leidenschaftliche Stimme der Frau von Somsdorff, die ausrief: „Sie werden mir Rechenschaft geben, mein Herr, warum Sie immer wieder die Gelegenheit suchen, mich zu beleidigen." — „Sie zu beleidigen?" entgegnete der junge Mann in

einem Tone voll kalten und erkünstelten Erstaunens. „Wann wäre mir dies jemals in den Sinn gekommen?“ — „Keine Ausflüchte! Sie wissen, daß ich Ihnen verboten habe, mit Fräulein von Romilly ein tête a tête zu suchen.“ — „Verboten? gnädige Frau!“ — „Verboten, ja. O es ist traurig, es ist entwürdigend, daß ich in diesem Tone mit Ihnen sprechen muß. Anselm, fühlen Sie nicht, was ich leide?“ — „Ich fühle nur, daß Sie mich kränken, absichtlich mich beleidigen wollen, gnädige Frau.“ — „So, mein Herr; also sind Sie es, der sich zu beklagen hat? Ich müßte Ihnen demnach Abbitte thun, daß Sie gegen meine Befehle handeln, daß Sie mein Herz, meinen Stolz mit Füßen treten?“ — „Den meinigen haben Sie schon längst mit Füßen getreten.“ — „In wie fern, mein Herr? Erklären Sie sich, wenn's beliebt.“ — „Sie behandeln mich wie ihren Sklaven; Sie setzen mich in den Augen der Welt herab zu den geringsten Ihrer Diener. Ich darf nichts thun, nichts sagen, ohne von Ihrem Blick, Ihrer Miene gehofmeistert zu werden. Ich bin Ihnen gehorsam, aber dieser Gehorsam, so unterwürfig er ist, ist Ihnen nicht genug. Wie Sie damit begonnen haben, mich unglücklich zu machen, wollen Sie damit endigen, mich vor der Welt mit Schmach zu bedecken. Ich werde durch diese Liebe, von der ich mir den Himmel versprach, zu Grunde gerichtet.“ Frau von Somsdorff hatte ihn angehört, indem Rührung und Liebesglut mit ihrem Stolz und ihrer Herrschsucht kämpften; aber die zärtliche

Regung gewann den Sieg. Sie konnte nicht sehen, daß ihr Liebling sich in Schmerz und Unwillen von ihr abwandte, und daß seine Seufzer sie der Grausamkeit anklagten. Mit einem Ausbruch der Leidenschaft stürzte sie an seinen Hals und bedeckte ihn mit ihren Küssen. „Anselm! Anselm!" rief sie. „Fühlen Sie, was ich leide! Geliebter — ach, zürne mir nicht. Weißt Du nicht, daß ich von dem Lächeln dieser Augen lebe, die meine Glückssterne sind? O vergieb mir, Theurer. Der Unmuth, der mich zu Vorwürfen hinriß, hat doch nur einzig das Gefühl grenzenloser Zärtlichkeit zur Quelle." Der junge Mann sah sie mit einem kalten, mißvergnügten Blicke an und sagte dann: „Gnädige Frau, geben Sie mir meine Freiheit wieder." — „Was sagst Du?" rief sie, und ihr Auge blitzte Feuerflammen. „Also doch! Dein Herz gehört mir nicht mehr? Du hast's gewagt, meiner zu spotten, mir untreu zu sein?" — Er stampfte auf den Boden und rief, außer sich vor Zorn: „Dieses Leben ist Höllenfolter! Ich kann es — nein, ich kann es nicht mehr ertragen!" — „Was soll das?" fragte Sie mit zitternder Stimme; „was willst Du thun?" — Er murmelte vor sich hin: „Dieser Qual entfliehen; sei es auf welchem Wege es wolle." — „Ich höre nicht; was sagtest Du eben?" — „Still, mein Entschluß ist gefaßt." — Sie warf sich ihm nochmals in die Arme, er drängte sie mit sanfter Gewalt zurück und wollte enteilen. Sie hing sich an seinen Arm und ließ sich von ihm eine kleine Strecke Weges auf dem

Sandkies des Weges fortschleifen: „Bleibe! Bleibe!“ rief sie. „Du bist rasch, Du bist wild, Du bist tollkühn; Du könntest Dein — mein Leben in Gefahr setzen. Bleibe! Es sei Alles vergessen und vergeben. Ich will Dich nie wieder durch Eifersucht quälen! Ich will mein Herz bezähmen, es soll Dir gehorsam und unterwürfig sein; nur verlaß mich nicht, bleibe!“ — Er ließ sich von ihren Bitten rühren und blieb. Sie setzten sich auf die Steinbank am Tempel, und die versöhnte Gruppe unten, und die versöhnte Gruppe oben, gaben ein hübsches Doppelbild, das Paul lächelnd und mit großem Wohlgefallen betrachtete. Dann machte er einen, wiewohl vergeblichen Versuch, Hermance, die in's Schloß zurückgegangen war, noch einmal zu sehen. Er schloß eben die Parkthüre hinter sich zu, den Waldpfad einschlagend, als er eilige Schritte in einiger Entfernung hörte. Es war Anselm, der, ohne auf ihn zu achten, an ihm vorbeistürmte und dem Dickicht, jenseit der Landstraße, zueilte. Paul, der ihn nicht aus den Augen verlieren wollte, änderte seinen Weg und gesellte sich zu dem Flüchtling, der auf einem einsamen Platze sich auf's Gras niederwarf und lange Zeit, das Antlitz in's Moos gedrückt, unbeweglich liegen blieb. Dann fuhr er in die Höhe, seine Züge, eben noch von einem, wenn auch erzwungenen, Lächeln der Liebe und Zärtlichkeit verklärt, hatten einen dämonischen Charakter angenommen; Verzweiflung und Hohn drückten sich gleich stark auf ihnen aus. Die Hand, die in die Brust fuhr, zitterte, und der

Gegenstand, den sie zögernd hervorbrachte, rechtfertigte dieses Zittern, es war ein kleines Taschenpistol. Er sah mit halbgeschlossenen, blinzelnden Augen die Mordwaffe an, eine Todtenblässe bedeckte das Gesicht; er zog ein Tuch hervor, um sich die Stirn zu trocknen. Dreimal hub er krampfhaft das Pistol, und dreimal ließ er's wieder in den Schooß sinken. Paul war in die nächste Nähe herangeschlichen, ohne daß der Unglückliche etwas hörte und merkte, jetzt, da er, den Mund weit öffnend, den tödtenden Lauf ansetzen wollte, war Paul's Hand zur rechten Zeit da, um den Todesstreich zu verhüten. Anselm sprang auf, aber er konnte sich nicht auf den Füßen erhalten, er taumelte, und mit einigen unverständlich hingestöhnten Worten sank er ohnmächtig seinem Retter in die Arme. Dieser ließ ihn sanft an den Stamm eines nahen Baumes hingleiten. Tiefe Stille herrschte. Der warme Sonnenglanz, der durch's Grün funkelte, der Gesang der Vögel und das melodische Rauschen eines Bergwassers von ferne bildete einen schneidenden Contrast zu dem düstern Bilde, das ein so lachender Rahmen einschloß. Paul kniete noch immer ihm zur Seite, als Anselm die Augen öffnete und einen matten Blick auf seine Umgebung gleiten ließ. Er richtete sich langsam auf, blieb noch eine Weile an den Stamm gelehnt, und sein Auge schien im Grase einen Gegenstand zu suchen; als er das fortgeschleuderte Pistol erblickte, zuckte ein widriges Lächeln um seine Lippen. Er zeigte mit der Hand befehlend an den Ort hin und sagte zu

seinem Begleiter: „Gebt mir das Ding wieder!“ Als Paul zögerte, setzte er hinzu: „Ihr meint wohl, guter Freund, daß ich mir habe ein Leids zufügen wollen; doch Ihr seid im Irrthum. Es war ein Scherz.“ Paul sah den Wankenden, auf diese Worte hin, scharf an, und plötzlich schrie Anselm: „Sie sind's, Baron Brunswick! Auf Ehre! Was soll ich von diesem tollen Spuk, der um mich her vorgeht, glauben? Träum' ich oder wach' ich?“

„Das Schicksal will, daß wir Vertraute sein sollen,“ sagte Paul mit großer Wärme. „Es hat uns zusammengeführt in einer Lebensstellung, die die Gleichgültigkeit ausschließt.“

„In der That, so scheint's“ — stammelte Anselm. „Doch wiederhole ich auch gegen Sie, Herr Baron, daß es mir nicht Ernst war — daß ein augenblicklicher barocker Einfall, erzeugt durch einen Verdruß, mich so gefährlich spielen ließ.“

Paul blickte ihn an, ohne etwas zu erwiedern. Es ärgerte ihn, daß man ihn belügen wollte, dennoch mochte er in diesem Moment kein beleidigendes Wort über die Lippe bringen.

Beide schwiegen.

„Ich hab' Sie doch nicht gekränkt?“ hub Anselm endlich zögernd an. „Sie erwarten vielleicht meinen Dank; es wäre möglich, daß ich Ihnen einst auch dankte, jetzt aber kann ich's nicht.“

„Weder Sie noch irgend Jemand soll in Zukunft ein Wort über diesen Vorfall von mir vernehmen," sagte Paul mit einiger Kälte, und indem er sich zum Gehen wandte, setzte er hinzu: „Leben Sie wohl!"

„Noch Eins!" rief Anselm. „Wo kann ich Sie finden, wenn ich Ihnen etwas zu sagen wünsche? Wie ich sehe, ist man im Schloß über Ihren wahren Aufenthalt falsch berichtet. Welche Gründe Sie auch haben mögen, sich Ihren Freunden zu entziehen, ich achte Ihre Beschlüsse; aber wenn Sie irgend Gewicht auf die Bedeutung dieser Stunde legen, so versagen Sie mir eine Zusammenkunft nicht. Ich bitte darum."

Paul gab ihm einen genauen Nachweis zu seiner Waldwohnung. Beide trennten sich.

Neunzehntes Capitel.

Paul giebt gute Lehren und empfängt welche.

Es war um die Mittagsstunde des folgenden Tages, als unser Einsiedler Besuch in seiner Klause erhielt. Anselm trat herein, als Paul eben die von Berlin eingelaufene Bücherkiste auspackte. Er warf die Bücher bei Seite und lief dem Eintretenden entgegen, ihm mit großer Herzlichkeit die Hand entgegenhaltend. Dieser Empfang machte auf den

düstern Gast einen sehr wohlthätigen Eindruck. „Sie wohnen hier recht hübsch, Herr Baron.“

„Ja wohl,“ rief Paul; „wenn man die Menschen nicht nöthig hat, wohnt man immer hübsch.“

„Sie können dies wohl sagen,“ entgegnete Anselm. „Ihre Lebensstellung ist so, daß Sie eine Meinung haben dürfen.“

„Wie, und welchem Menschen wäre es verboten, eine zu haben?“

„Dem Armen. Er muß sich fügen. Wer eine Meinung hat, herrscht; der Arme muß dienen; er hat demnach keine Meinung. Für das Mittagsessen, das man ihm auftischt, nimmt man ihm das, was ihn zum freien selbstständigen Manne macht, die Meinung.“

„Ich höre Sie zum ersten Mal so ernst sprechen.“

„Ich denke zum ersten Mal so ernst; das Wort richtet sich nach dem Seelenzustand. Sollen wir einen Gang durch den Wald machen, Herr Baron?“ — Paul faßte den Arm seines Gastes, und beide Jünglinge traten in die kühle Walddämmerung hinaus. Anselm's Brust hob sich stolzer und freier, als sie den würzigen Duft und den belebenden Athem der milden kräftigen Natur einsog. Seine Züge belebten sich, sein Auge gewann Feuer, er schritt muthig dahin, dann plötzlich, als übermanne ihn der düstre und schwere Charakter der Mittheilungen, die er eben zu machen im Begriff stand, mäßigte er seinen Schritt, ließ das Haupt auf die Brust fallen und einen schweren Seufzer den Lippen

entströmen. Nach einer Weile begann er: „Sie haben die Frau gesehen, die mich in unwürdigen Banden hält. Ich liebe sie nicht, ich habe sie nie geliebt; im Gegentheil, ich hasse sie, ich zerriß ihretwegen ein Band, das mich an ein armes aber tugendhaftes Mädchen knüpfte, dessen Liebe ich erwiederte. Sie ist mein böser Dämon, der mich dem Unglück, der Schande — dem Tode entgegenführte."

Paul war zweifelhaft, was er auf diese Worte erwidern sollte. Er wollte bedachtsam zu Werke gehen; er fühlte, daß zum ersten Mal in seinem Leben ein Wesen Stütze und Trost bei ihm suchte; das Gewicht einer moralischen Verbindlichkeit überkam ihn und machte ihn für den Augenblick verwirrt und unentschieden. Er wollte verständig, ja sogar weise sprechen, aber als er seine Rede begann, fühlte er sogleich, daß er sie nicht würde fortsetzen und endigen können; in die gewohnte Leidenschaftlichkeit übergehend, rief er daher, sich selbst unterbrechend, rasch und heftig: „Ach, das ist nichts; ich will predigen, und das versteh' ich nicht. Ich will Ihnen kurz sagen: „So hätt' ich's nicht gemacht."

„Das ist freilich schnell gesagt," bemerkte Anselm mit einem düstern Lächeln.

„Ja wohl; aber ich hätt's auch schnell gethan."

„Freilich," sagte Anselm bitter; „wenn man reich ist, so ist man auch rechtschaffen. Geld giebt nicht allein physische Glückseligkeit, sondern auch moralische Vollkommenheit."

Paul sah mit seinen klaren frischen Blicken den Gefährten an, schüttelte dann das Haupt und sagte leise: „Nein."

„Hören Sie mich weiter an," fuhr Jener fort. „Ich merke, daß ich Ihnen Alles sagen kann und muß. Als ich meine Laufbahn betrat, fand ich mich ausgerüstet mit allen den Gaben, die der Gesellschaft dienen können; ich hatte auch den guten Willen und die Ehrlichkeit, diese Dienste meinen Nebenmenschen anzubieten. Ich arbeitete die ersten fünf Jahre treu und fleißig. Die Handlangerdienste nahm man an, ich fühlte aber, daß ich Höheres leisten konnte, ich versuchte es, und man wies mich zurück. Geist, Talente gestand man der Armuth nicht zu, noch weniger eine eigene Meinung. Ich sah, daß diese Gaben für den Armen nur da sind, um sein Leben zu unterwühlen, es noch um Vieles schmerzvoller und elender zu machen. Ich sagte mir, Du hast nur Geist, um zu sehen, wie glücklich in der Welt die Dummen sind. Der gekränkte Stolz macht unliebenswürdig, der einsame Hochmuth mit Armuth gepaart ist das trübselige Gespenst, dessen Anblick die Welt am ärgsten fürchtet. Ich merkte bald, daß ich mit meinen Sarkasmen allein bleiben würde, und ich wollte nicht allein sein. „Erobre dir die Welt! rief ich mir zu. Es giebt dazu zwei Wege: Gewalt und Verachtung. Durch Gewalt, das heißt durch Geld, kannst du nicht siegen, denn der Himmel hat diesen gelben Koth nicht in deine Wiege fallen lassen, also durch Verachtung siege. Zuerst fange damit an, dich selbst gründlich zu

verachten. Erkenne, daß du nur geschaffen bist, das Unwürdige, Gemeine, Niedrige in dir auszubilden, nicht, wie du früher irrig gemeint hast, das Edle und Göttliche. Gelingt es dir, in deiner eigenen Seele Alles zu ertödten, was höherer Anspruch heißt, hast du den letzten Funken edlen Stolzes in dir unterdrückt, bist du sicher, daß du nie und nimmer dein himmlisches Erbe mehr in Anspruch nehmen willst, dann tritt in die Welt und krieche und schmeichle, um, wenn du genug gekrochen und geschmeichelt hast, dahin zu gelangen, daß du den Fuß triumphirend auf den Nacken der Dummheit setzen kannst."

„Ach!" rief Paul freudig; „Sie konnten das nicht durchführen! Sie wollten sich das Leben nehmen! Bei Gott, das ist herrlich!"

Anselm erwiderte mit düsterer Miene: „Ich bin noch jung. Der Anfall wäre wohl vorübergegangen, die That nicht vollführt worden; ich wäre alt geworden und mein System hätte sich bewährt."

„Nein, es hätte sich nicht bewährt! Zum Tausend Teufel, nein!" Paul befand sich in einer außerordentlichen Aufregung. Sein Gefährte fuhr in seinem gewohnten kalten leidenschaftslosen Tone fort: „Als ich erkannt hatte, daß ich mich demüthigen müsse, um zu herrschen, das heißt um zu leben, denn dienen und entbehren heißt nicht leben, fing ich damit an, mir Freunde zu machen, auf deren Kosten ich

lebte. Das war meine erste Kniebeugung vor der Dummheit und der Schwäche, denn meine Freunde waren reiche Gimpel. Ich lernte, was es heißt, seinen Charakter mit eiserner Hand so lange heimlich zu beugen und systematisch unwahr und heuchlerisch zu machen, bis er geschickt wird, wie ein Pudel über jeden ihm hingehaltenen Stock zu springen. Es ist ein grausames Geschäft der Selbstvernichtung dies! Aber ich erreichte, was ich wollte, mein Leichtsinn füllte die Lücke aus, die die Ehrlichkeit leer gelassen hatte. Ich war jung, ich wollte vor allen Dingen genießen. Als Offizier im Regiment gab ich mich dem Spiel hin und gewann die Summen, die ich brauchte. Eine Anklage auf falsches Spiel bewirkte mein Ausscheiden aus dem Dienst. Meine Ehre wurde zwar wieder hergestellt, denn der, der mich angeklagt hatte, widerrief öffentlich, aber man betrachtete mich von jetzt an als einen jungen Mann von freien Grundsätzen. Die Väter warnten ihre Söhne vor meinem Umgange. Mir galt es gleich; ich trachtete nur nach Lebensgenuß. Auf wenige Augenblicke trat die Liebe in mein Leben, aber sie kam mit leeren Händen, und ich wollte Gold. Ich lernte Frau von Somsdorff kennen — das Uebrige wissen Sie, oder können es wenigstens errathen."

Paul schwieg still und sagte dann endlich nach einer langen Pause: „Die Pistole macht Alles wieder gut."

Anselm sah ihn rasch und verwundert an und rief: „Ja, und sie bleibt mir noch."

Beide Wanderer waren auf einem lichten Platze im Walde angelangt. Paul lehnte an einem Baumstamm; sein Antlitz war bleich, sein Herz that ihm unendlich weh, es war ihm, als arbeitete etwas in seiner Brust und könnte nicht hervor. Er wollte sprechen, er wollte den unglücklichen Jüngling umarmen und trösten, aber ein fröstelndes Gefühl von unsäglichem Unbehagen hielt ihn davon ab und an seinen Platz gebannt.

Anselm sah ihn mit seinem scharfen, kalten, durchbohrenden Blicke an und sagte: „Nun gestehen Sie, daß Sie in alle diese Lagen und Verhältnisse nicht kommen können, daß Sie also tugendhaft, ehrlich und liebenswerth sind mit der Kraft ihres angeerbten Goldes. Oder wollen Sie die Anmaßung und den Hochmuth so weit treiben, zu behaupten, daß Sie die Kraft gehabt hätten, ein Leben voll Armuth, Noth, Entbehrung und Hohn zu führen? Freilich die Reichen können Alles, sie können sich auch den edlen Stolz der Armuth anlügen. Es ist eine poetische Situation, man sagt sich, indem man sich behaglich auf den Polstern ausstreckt, wie interessant müßte es für dich sein, auf ein oder zwei Tage nichts zu essen zu haben, wie anmuthig würdest du ein Gewand von Lumpen tragen, welch eine Theilnahme würde dann deine bloße Miene erzeugen, wie würdest du im Entbehren groß und edel sein, du würdest alle Herzen erobern, auch wenn du nichts hättest, als diese hohe edle Gestalt, die dir Gott gegeben hat, und die viel zu wenig Wirkung

im Kostüm des Reichthums und des angeborenen Ranges macht. O freilich, die Geißel, deren eiserne Nägelspitzen den Rücken der Hälfte der Menschheit blutig peitscht, in der zierlichen, von parfümirten Manschetten umspielten Hand des Reichen wird auch sie zur Zierde, zum anmuthigen Schmuck."

Paul, dem die Brust bis zum Zerspringen weh that, konnte es nicht länger aushalten; mit einem wilden Sprunge setzte er ins nächste Gebüsch und nun rasch weiter in den Wald hinein. Er hielt erst an, als ihm der Athem fehlte, und lag dann erschöpft und mit überströmenden Augen am Fuße eines Baumes. „So ist's denn wahr!" rief er und rang die Hände; diese Welt ist fürchterlich, sie ist eine Hölle, ein Aufenthalt des Entsetzens! Ich hab' es nicht gewußt, nicht geahnt, wie gräßlich sie ist! O und ich lebe; und ich soll lange, lange vielleicht noch leben! Werde ich's können? Ewige Allmacht, dieser Augenblick ist entsetzlich!"

Als er sich krampfhaft zur Erde niederbeugte, sah er dicht neben sich die Lieblingsblume seiner Mutter blühen, eine kleine weiße schimmernde Glockenblume. Er pflückte sie, brachte den zierlichen Stengel dicht an seine Lippen, und während er ihn küßte, läuteten die kleinen weißen Glocken alle zusammen, wie zu einem Frühgottesdienst. Paul legte die Blume still und behutsam wieder ins Gras zurück, indem er vor sich hinsprach: „Jetzt bin ich nicht würdig Deiner; jetzt nicht." Er stand auf und suchte den Platz, wo er An=

selm zurückgelassen. Er konnte weder den Ort noch den Mann finden und ging trübselig in seine Wohnung zurück. Hier kam ihm sein Diener entgegen und berichtete, daß der fremde Herr gegen Abend wieder kommen wolle. Paul schrieb ihm dagegen, daß er ihn diesen Abend nicht sehen könne, daß er ihn aber bäte, um zwölf Uhr in der nächstfolgenden Mitternacht sich in seiner Hütte einzufinden. Dieselbe Aufforderung ließ er an Ignaz ergehen. Er schickte sich an, Beiden eine Antwort auf ihre Zweifel und Fragen zu geben, eine Antwort, die, wie er hoffte, ihnen genügen sollte. Bis zu jener Stunde wollte er in vollkommener Einsamkeit weilen, er wollte keinen Schlaf über sich kommen lassen, er wollte keine Nahrung zu sich nehmen. Den Diener hatte er entfernt, auf hundert Schritt in der Runde war kein menschliches Wesen in seiner Nähe, er ganz allein in dem Häuschen, dessen Eingänge er sorgsam verschloß. Nur das Fenster, dem Walde zu, blieb offen, und hier herein drang Rauschen und Waldesdunkel.

Als die Stunden der Nacht herankamen, nahm er ein Blatt Papier hervor und setzte folgende Zeilen an seine Mutter auf:

„Herzliebe Mutter, bete für Deinen Sohn. In ihm und mit ihm geht eine große Veränderung vor. Nicht genug, daß Du mich mit Schmerzen geboren hast, es steht Dir nun auch noch bevor, daß Du mich mit Schmerzen verlierest. Ich geh' in den Kampf. Ich kann Dir wahrlich nicht sagen,

ob ich siegen werde, aber wenn Muth und Freudigkeit Hülfe verleihen, so hab' ich Hoffnung, daß ich nicht untergehen werde. Nochmals, bete für Deinen Sohn. Schlage in unsern heiligen Büchern die Geschichte des Tobias nach und suche Dich so musterhaft zu betragen, als sich die Mutter des Tobias betrug, die nicht weinte und klagte, sondern getrost war, als ihr Sohn unbekannten Fährlichkeiten entgegenging. Wenn Du bei dieser Angelegenheit Dich vernünftig zeigst, so werde ich Dich noch ferner lieb haben; handelst Du aber unweise, so werde ich mir ein anderes Weib suchen und dieses in mein Herz schließen. Bis jetzt hast Du allein darin gethront. Zu welchem Entschluß ich eigentlich gekommen bin, und in welchem Kampf ich mich einzulassen gedenke, sag' ich Dir jetzt noch nicht; Du erfährst es später, und zwar erst dann, wenn nichts mehr in der Sache zu ändern ist. Also beliebt es mir zu thun. Es soll Niemand Ja und Niemand Nein sagen zu dem, was ich ausführe, Beifall und Tadel werden meine Seele nicht antasten, die das, was sie innerlich erschaut, mit großem Feuer und starker Gewalt ins Leben tragen will. O, meine Mutter, ich habe endlich einmal eine Fülle großer und schöner Gedanken in meiner Seele; etwas von dem Geiste jener Unsterblichen, die dem Auge der Sehnsucht ewig theuer, durch die Flammen der Morgenröthe wandeln, ist in mein armes Herz hineingezogen. Ich ruhe wie unter Palmen. Wenn ich aufschaue, hör' ich's rauschen über mir, und weiche

Flügelschläge tragen unbekannte Wonnen in mein Inneres. So muß es sein, wenn der Geist spricht. Ich fühle, daß ich jung bin, und ich danke Gott dafür; meine kommenden Tage grüßen mich wie Jugendfreunde, es geht durch all' meine Zukunft ein süßes Singen und ein helles Licht. Eben noch jammervoll elend, bin ich jetzt getröstet und erbaut. Mutter, Mutter! kein Kummer, keine Sorge! Um mich nicht. Geh' mit dem, was ich Dir hier schreibe, zu keiner geschwätzigen Zunge und zu keinem leeren Hirn, laß meine Worte in Dein Mutterherz gebettet sein und lege ein Schloß davor. Du kannst schweigen, ich weiß es. Anders wie andere Frauen, bist Du auch hierin anders. In den Kämpfen, die ich zu Hause mit dem Vater und den Oheimen führte, hast Du tapfer zu meiner Fahne gehalten, und ich habe mit Beifall Deine Anstrengung bemerkt, mir zu dienen. Fahre also fort, und es soll Dir mein allerhöchstes Wohlwollen nicht entgehen. O Mutter, ich lege mein Haupt in Deinen Schooß, lege Du Deine Hände segnend auf das Haupt Deines — Paul."

Als er diesen Brief geendet hatte, fing er einen zweiten an Elfried an, allein er konnte den passenden Ton nicht finden und zerriß darum mehrere schon beschriebene Blätter. Die Stimmung, die ihm den Brief an die Mutter eingegeben, war so still, so ernst, so wohlthuend, daß es ihm Bedürfniß war, sie in seinem erregten Herzen fortklingen zu lassen und das Hinzutreten fremder Gestalten und Gefühle

zu hindern. Die Stunden der Nacht gingen wie in einem wundersamen Rausche der Seele dahin. Er glaubte gegen Morgen Jemand leise an die äußere Thür klopfen zu hören, da er aber nicht öffnete, verlor sich das Geräusch wieder, und es blieb ungewiß, ob es nicht überhaupt eine Täuschung gewesen. Er setzte jetzt mehrere Erklärungen und Gesuche auf, Eingaben an die Gerichte, und auch an diesen änderte und besserte er. Endlich brachte er ein Schreiben an den Chef seines Regiments zu Stande, das ihm gelungen schien, und das er in eine reinliche Abschrift brachte. Als der Morgen anbrach und er die Lampe auslöschte, lag eine Anzahl gesiegelter und mit Aufschriften versehener Briefe fertig auf dem Tisch. Er verschloß sie sorgfältig. Beim Grauen der Tagesfrühe schüttelte ihn ein leichter Frost; es übte auch an ihm jene feindliche Stunde ihre Gewalt, die, indem sie die Seele ernüchtert, mit kalter und zerstörender Hand an die warmen und großen Entschlüsse des vorhergehenden Tages und Abends tastet. Diese skeptische Stunde suchte unser Freund zu überwältigen, indem er zu seinen Büchern griff. Er hatte kein Frühstück bestellt, er fastete. Der Mittag kam heran, er saß immer noch bei seinen Büchern; aber man hätte der Sprungkraft seines Geistes Unrecht gethan, wenn man geglaubt, daß die Ideen, die in den Büchern enthalten waren, wesentlich beitrugen, seinen Sinn zu erwärmen und zu heben, dieser war warm und hochgespannt, durch eigene Fülle und Thätigkeit. Es sollte

ein großer Entschluß gefaßt werden, und zwar war die Stunde nicht mehr fern, wo dieser Entschluß fast unabänderlich, gesetzgebend für ein ganzes Leben sollte ausgesprochen werden. In solchen Stimmungen bedarf der Geist keiner fremden Einflüsse, er bettelt keine Almosen fremder Kraft, er nimmt von der äußern Welt nur gerade so viel, als zum nothwendigen Träger der innern Entscheidung ihm dienlich scheint. So konnten die Sprüche der Weisesten der Weisen unsern Freund in diesem Augenblick nichts geben, was er nicht schon hatte. Im Moment der Inspiration wissen und können wir Alles; es wird der Grundgedanke alles Geschaffenen in uns klar, und nach ihm richten und ordnen sich unsere irdischen, nachschaffenden Gedanken.

Als die zweite Mitternacht erschienen war, öffnete er die Thür, und Ignaz und Anselm traten ein. Es stand ein Tisch in der Mitte des Zimmers, auf ihm brannten zwei hohe Kerzen, und ein Silberpokal, gefüllt bis an den Rand mit Wein, glänzte inmitten der Lichter. Neben dem Pokal stand ein kleiner Becher von Holz, gefüllt mit Wasser und daran lehnend eine Rinde grobes Brod. Alles dies war mit einer gewissen Zierlichkeit geordnet und verfehlte nicht, die Wirkung des Feierlichen zu machen. Ohne Zweifel beabsichtigte diese auch der Wirth; seine Gäste waren aber wenig in der Stimmung, auf seine Absichten ohne Weiteres einzugehen. Anselm war verwundert, sich mit einem Leinweberburschen zusammen zu finden, und der Letztere sah mit

seiner trotzigsten Miene die beiden jungen vornehmen Herren an, die er nicht grüßte. Paul bat Beide, am Tische Platz zu nehmen, indem er sich selbst vor den silbernen Pokal in die Mitte setzte. Anselm sah ihn fragend an und rief dann auf Französisch: „Was soll das? Warum ist jener Bauerjunge da? Soll etwas Unpassendes vorgehen, so erlauben Sie, daß ich mich entferne; ich bin zum Scherz nicht aufgelegt.“ Er wollte sich erheben, Paul zog ihn jedoch wieder auf den Stuhl nieder, indem er mit scharfem Tone sagte: „Es ist eine Gerichtssitzung, Sie müssen bleiben.“

„Wer sind der Angeklagte und die Kläger?“ fragte Ignaz.

„Ich bin der Angeklagte und Ihr seid die Kläger.“

„Wir?“ rief Ignaz. „Ich habe nichts gegen Sie.“

„O doch, Ignaz; besinne Dich. Du hast Etwas gegen mich. Hast Du nicht neulich die Reichen und Vornehmen angeklagt —?“

„Allerdings; aber was geht das Sie an?“

„Ich bin reich, ich bin vornehm.“

Der junge Weber sah unsern Freund mit Staunen, dann mit Unwillen und Verachtung an; endlich sagte er, indem er seinen Hut nahm und sich zum Gehen anschickte: „So haben Sie mich betrogen; Sie haben es gemacht, wie diese elenden Reichen es alle machen. Wir sind nur da, um das Spielwerk in ihren Händen zu sein. Doch das Blatt wird sich wenden. Uebrigens sein Sie wer und was Sie wollen, ich rathe Ihnen, die Hütte meines Vaters nicht mehr zu

betreten. Wenn Sie es dennoch wagen, so werden diese Fäuste Sie bewillkommen.“ Er ballte hiemit die Hand gegen die am Tische Sitzenden und ergriff das Schloß der Thüre.

„Du willst also die Vertheidigung des Angeklagten nicht hören? Du willst nicht dabei sein, wie er seine Strafe erhält?

„Seine Strafe — o ja, da möcht' ich dabei sein.“

„So bleib', setze Dich dorthin und höre mich ruhig an. Sie, Anselm, haben eine ähnliche Klage erhoben. Hört mich ruhig an. Wahrlich, diese Stunde ist von Wichtigkeit. Denkt Euch, daß Tausende von Menschen, von unsern Mitbrüdern, von unsern Mitlebenden, von unsern Zeitgenossen draußen auf dem Platz vor der Hütte stehn, daß sie Alle der Entscheidung lauschen, die wir Drei hier fassen. Bedenkt, daß das, wovon wir hier sprechen, gegenwärtig als eine große gewaltige Frage durch Aller Sinn und Geist geht. Das alte Europa wird erschüttert von dem, was jetzt als leichter Hauch über unsere Lippen gehen wird. Bedenkt das, meine Freunde. In stiller Mitternacht sitzen wir beisammen und uns kränkt das alte Leid der Menschheit, die uralte Gebrechlichkeit aller Erscheinung. Das ist wunderbar. Wir sind jung — aber wir sitzen im Rath der ältesten Weisen aller Zeiten und Geschlechter.“

„Wo soll das hinaus? fragten beide Zuhörer unsers Redners zu gleicher Zeit.

„Hört mich an. Ihr habt Euren Zorn gegen den Besitzenden gewendet. Es scheint Euch grausam und ungerecht, daß es einen Besitz giebt, der nicht erworben, der als freie Gabe des Himmels dem Glücklichen in den Schooß gelegt wird. Aus dieser Tyrannei und Ungerechtigkeit des Geschicks leitet Ihr alle Uebel her, unter denen Ihr gegenwärtig leidet. Ihr fordert also einen solchen Reichen, einen solchen Besitzenden vor die Schranken. Hier steht er — er ist auf Eure Vorladung erschienen. Ich bin's. Ich bin reich, ich bin besitzend, ich habe eine achtbare Stellung unter den Mächtigen, und alles dies hab' ich mir nicht erworben, es ist mir geschenkt worden. Nennt nun diesen Schenkenden Geschick, Zufall, nennt ihn Gott — gleichviel; ich hab's erhalten, Ihr nicht, und es ist kein Grund abzusehen, warum ich es erhielt und Ihr es nicht erhieltet. So stehen für's Erste die Sachen. Nun hört mich weiter. Ihr seid in Haß und Zorn gegen den Besitzenden, Ihr seid neidisch auf ihn, Ihr mißgönnt ihm, was er hat, Ihr traut ihm weder Tugend, Großmuth noch irgend ein edles und erweichbares Herz zu. Alles das thut Ihr. Ferner glaubt Ihr, daß dieser Besitzende ewig schwelge, daß er nie trübe und unglückliche Stunden habe, daß er nichts thue, als genieße und Eurer spotte, die er zu seinen Knechten vom Schicksal selbst gedungen sieht. Dieser Leichtsinn und dieser Hohn bei dem Reichen ist Euch vollends entsetzlich und es faßt Euch Grausen und Abscheu, wenn Ihr denkt, daß es

überhaupt eine solche Herzenshärtigkeit giebt, wie Ihr sie dort zu finden glaubt. Ueberdies seid Ihr der Meinung, daß die Reichen jede mögliche Art von Laster und Verbrechen ungestraft ausüben können. Mit einem Wort, Ihr seht in ihnen Ungeheuer, die, viel gräßlicher als die wilden Thiere des Waldes, Euch überfallen, Euch bis auf den Tod peinigen, Euer Blut saugen und Euch die Sicherheit der Gesetze und den Trost der Religion rauben."

„So ist's!" rief Ignaz, indem er sich trotzig auf den Tisch stützte; „zeigt mir einen Eures Gelichters, der anders denkt und anders handelt." Anselm schwieg, aber er sah mit einem finstern Blicke forschend Paul ins Auge. Paul erhob mit einer freudigen Aufregung, und indem ihm jugendliches Feuer aus dem Auge blitzte, die Stimme: „Ich kann Euch Einen zeigen, der anders denkt, Einen, der anders handelt. Ja, lieben Freunde, ich kann es. Wahrhaftig, ich bitte Euch, glaubt mir aufs Wort, wenn ich Euch sage, ich kann Euch Einen zeigen, der anders denkt — Himmel tausend Sacrament — und dieser Eine bin ich!"

Er holte Athem, als er dies gesagt hatte, und sah mit einem freudig erstaunten Blicke um sich, als wollte er sagen: es ist wirklich erstaunlich, daß ich Ursache hab', mich über mich selbst zu freuen. Er war so offen und natürlich, er war so jung und kühn, daß selbst der skeptische und finstre Geist Anselm's auf einen Augenblick entwaffnet und

zerstreut wurde. Dann aber murmelte er, in seine düstere Laune zurückfallend: „Was soll das?“

„Was es soll, Freunde!“ rief Paul immer freudiger und strahlender. „Ich will's nun aussprechen. Ich werde arm, ich werde ein Bettler; ich lege mein Vermögen, meinen Rang, meine Ansprüche von mir. Ich will in der untersten Classe der Gesellschaft anfangen, mit Noth und Mühe will ich mir das Brod meiner Tage schaffen. Ich will Euch zeigen, daß Gold nichts ist, daß das Herz, die Gesinnung Alles ist — Seid Ihr nun zufrieden?“

Eine lange Pause herrschte, während der verschiedenartigste Ausdruck in Gesicht und Stellung der beiden Zuhörer sichtbar wurde. Anselm lehnte sich zurück, die Arme über die Brust verschränkt, ein spöttisches Lächeln auf Wange und Lippe. Ignaz dagegen sprang auf und machte die Miene, als wollte er Paul um den Hals fallen, er ließ aber auf halbem Wege die Arme wieder sinken, und indem er sich auf den Stuhl zurückwarf, sagte er mit dem Tone verbissenen Ingrimms: „Nichts als Lüge, nichts als Puppenspiel!“

Paul, von der ganzen Kraft seines Entschlusses durchdrungen und die Tage seiner neuen Zukunft mit einem raschen feurigen Blick überschauend, stand stumm da, die Arme weit ausgebreitet, als wolle er alle Geschlechter der Menschen, die lebenden, so wie die, die einst lebten und leben werden, an sein Herz ziehen. Eine solche überströmende Innigkeit und Hoheit lag in seinem Wesen.

„Nun, Freunde! was sagt Ihr?"

Eine tiefe Stille herrschte.

Paul ergriff den silbernen Pokal und, indem er die Blicke auf dessen zierliche Ausschmückung richtete und zugleich auf die purpurne Fülle, die in ihm schwankte, sagte er in feierlichen Tönen: „So nehme ich denn Abschied von dir, du altes Erbstück meines Hauses, du prangendes Gefäß, Sinnbild des Reichthums und des irdischen Wohlergehens. Das Glück hat mir dich gegeben, der freie Entschluß des freien Mannes stößt dich zurück. Zum letzten Male werden meine Lippen deinen Rand berühren, zum letzten Male will ich einen vollen Zug aus dem Quell des Reichthums, des irdischen Glanzes thun — zum letzten Mal!" Er trank und setzte den Pokal hin, dann griff er nach dem Becher von Holz und nach der Brodrinde, indem er sagte: „Fortan sei dies mein Trank und meine Speise!" Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Und diesen meinen Entschluß will ich halten, so wahr ich hoffe, einst vor Gott und Menschen bestehen zu können."

Ignaz sprang auf und rief: „Das ist zu viel! Wenn man uns belügen will, so braucht es all' dieses Wesens nicht! Ist's aber Wahrheit — wo dann hinaus mit mir? Ach, es wird mir ganz dunkel vor den Augen! Was soll das? Ihr sagt, daß Ihr Alles von Euch werfen wollt Reichthum, Rang — um — hab' ich recht gehört — um uns Armen zu zeigen, daß man arm und doch rechtlich,

gutgesinnt, voll Hoffnung und Liebe und Glauben sein kann — ohne Neid? Gut, Ihr werdet es nicht durchführen können, aber schon der Entschluß — ich will nicht lebend hier vor Euch stehen, wenn dieser Entschluß mir nicht köstlich erscheint. Aber es ist nichts damit! Sagt geschwind, daß es nichts damit ist, denn es kann ja nicht sein!"

„Wenn Du meinen Worten nicht glaubst, so sieh hier die Briefe, die ich bereits geschrieben habe," erwiederte Paul sehr ernst. „Sie enthalten gerichtliche Anweisungen an meinen Geschäftsführer, wie bei der Abtretung meines Vermögens verfahren werden soll. Innerhalb weniger Wochen wird Alles entschieden sein, und ich werde nichts mehr besitzen, als den Rock, den ich auf dem Leibe habe."

Ignaz sah sich die Briefe an, seine Augen wurden feucht, seine Hände zitterten. Er näherte sich Paul, blieb bleich und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stehen, dann machte er eine Bewegung, als wollte er vor ihm auf die Kniee fallen, hielt sich jedoch an der Tischecke und faßte endlich rasch den Holzbecher, und ihn an die Lippen setzend murmelte er: „Auf Dein Wohlergehn, Bruder!"

„Dank, von ganzem Herzen!" entgegnete Paul. Er wollte den Jüngling umarmen, doch dieser stürzte mit einer raschen Bewegung aus der Stube, indem der Nachtwind die Thür mit Geräusch wieder hinter ihm zuwarf. Paul und Anselm blieben allein. Der Letztere sagte: „Ich kann an der Ehrlichkeit und dem Ernst Ihres Entschlusses, so

bizarr und fast unglaublich er auch erscheint, nicht zweifeln. Doch haben Sie auch bedacht, mit welchem Feinde Sie anbinden?"

„Ihre unglücklichen Geständnisse von gestern Morgen haben ihn mir in seiner ganzen Größe und Macht gezeigt."

Und Sie hoffen ihn zu besiegen?"

„Ich hoffe es."

„Ich wünsche Ihnen Glück," sagte Anselm. „Wenn Sie mich durch die That, nicht durch schöne Worte beschämen, so will ich Ihnen den Zoll der Achtung nicht verweigern, den ein solches Werk verdient; bis es jedoch so weit ist, erlauben Sie mir zu zweifeln. Ich kenne die Welt ein wenig besser, als jener Bauertölpel, der uns eben verlassen hat."

Er ging, und Paul blieb mit seinen zwei Bechern und dem ganzen mystischen Apparat am Tische allein. Er stützte das Haupt in beide Hände, und Gedanken der quälendsten und dann wieder der beseligendsten Art trieben mit unruhigem und stürmischem Zuge durch Sinn und Geist. Endlich rief er, aufspringend: „Es ist geschehen!" Durch den Stoß, den er dem Tisch bei der heftigen Bewegung gab, stürzte der Pokal um, und die rothe Fluth überdeckte einen Theil des Fußbodens. „So recht!" rief er; „ströme hin, eitler, prunkender Saft! Blut der Sünde, das die Herzen und die Gewissen freier Männer bindet! — Aber bist du nicht zugleich der Trank der Dichter? Soll mein Leben jetzt ohne Poesie sein, da es nicht mehr mit dem Golde sich paart? Nein!

nein! Es giebt noch eine Poesie, die von der buhlerischen Leier Anakreon's sich wegwendet, die die lächelnden Hymnen, wie sie innerhalb der goldenen Wände der Paläste tönen, mit ihrer einfachen und starken Melodie übertönt! Ich werde nicht ohne Poesie sein; denn die strengste Männertugend verliert ihren Reiz, wenn sie sich ohne die Anmuth und den Schmuck schöner Formen zeigt."

Er nahm den früher angefangenen Brief an Elfried hervor, strich die wenigen Worte aus, die schon auf dem Papiere standen, und theilte ihm in wenigen Worten seinen Entschluß mit. „Glaube nicht," setzte er hinzu, „daß ich plötzlich und über Nacht zu derlei Gedanken und Meinungen komme, sie haben im Grund meiner Seele schon lange geschlummert, und ich sah sie, wenn ich zwischendurch in mein thörichtes Leben Blicke hinein that, blinken und räthselhaft schimmern. Jetzt hol' ich sie mit rascher Hand hervor. Ich habe die trostlose Leere eines Lebens, wie ich es zu führen bestimmt war, durchschaut, ich hab' gesehen, mit welchen hohlen Larven ich zu verkehren verurtheilt war, ich hab' endlich die Trockenheit und die Enge unserer Zeit, wo der Jugend und dem Enthusiasmus kein Ziel würdiger Bewegung gesteckt ist, durchschaut, alles das immer mit dem dunkeln Bewußtsein, daß ich es anders machen müßte, um zu dem Preise zu kommen, nach dem die Mannesehre jeder Zeit streben soll. Ob ich das Rechte gewählt, wird die Zeit lehren. Meine Meinung ist, daß der Adel aber gerade

wie früher, so auch jetzt ein rechtlich und edel Beispiel geben soll. Früher forderte man von uns Tapferkeit und Muth, jetzt im Frieden fordert man, so scheint es mir, von uns edle Aufopferung für das Gemeinwohl, für die Interessen des Volks. Und zwar sollen wir mit unserer Person herhalten, nicht mit dem Almosen unseres Geldes. Wie's in alten guten Zeiten dem Ritter schimpflich dünkte, daheimzubleiben, während die gläubigen Schaaren auszogen, das Grab des Herrn zu erobern, so ist jetzt ein neuer Kreuzzug gepredigt, und schimpflich wär's, wenn der Adel sich nicht das Kreuz auf den Mantel heften ließe und mit der Schaar auszöge, sich der Menge unterordnend und als gemeiner Krieger, wenn's sein soll, mitfechtend. Dadurch, dünkt mich, unterscheiden wir uns von den bloßen Geldpilzen — die nichts Anderes haben, als ihre Geldsäcke — wir aber haben den Stolz unserer Väter, der darin bestand, nicht unnütz gelebt, die Welt mit ihrem Ruhm und ihrer Ehre erfüllt zu haben. So hab' ich denn, einem modernen Ordensritter gleich, das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt. Ich will arm sein, weil es, da Tausende Hunger leiden, nicht mehr Ehre bringt, reich zu sein, ich will keusch sein, weil der frivole Dienst der Frauen mich von meinem Ziele ablenken würde, und endlich will ich gehorsam sein dem demüthigen und starken Geiste, der nie befürchtet zu entbehren, um Beispiel und Ermuthigung für meine Brüder zu sein. Da hast Du mein Glaubensbekenntniß,

und als ich es zuerst bei mir selbst heimlich aussprach, fiel wie ein staubiger schwerer Mantel das todte, leere Leben mit seiner fürchterlichen Langweile wie es bis jetzt auf meinen Schultern gelastet hatte, von mir. Ich war wieder frisch und muthig.

Besorge die beiliegenden Papiere an unsern Chef. Ich nehme natürlich meinen Abschied. In unserer elenden Welt, in der nichts Großes sich ereignet, bin ich überzeugt, macht mein Entschluß einiges, wenn auch geringes Aufsehen. Ich werde mit der Freimüthigkeit, die Du an mir kennst, dem Gerede Trotz bieten. Daher erlaube ich Dir, kein Geheimniß aus dem Gegenstand dieses Briefs zu machen, doch freilich muß ich Dich auch bitten, nicht unnütz damit an die große Glocke zu schlagen. Um eine Antwort von Dir und eine von meinem Geschäftsführer zu erwarten, bleibe ich noch einige Tage hier. Es wird mir lieb sein, wenn ich nicht nöthig habe, nach Berlin zu kommen. Es grüßt Dich, Du treuer Kamerad und Bruder,

Dein Paul."

Elfried's Antwort lautete in kurzen Worten: „Ich glaube, Du bist nicht recht bei Sinnen. Deine Papiere geb' ich nicht ab und thue überhaupt keinen Schritt in Deiner Angelegenheit, bis ich Dich selbst gesprochen habe.

Elfried."

Paul nahm von seiner Einsiedelei Abschied. Er hatte seinen Diener mit dem wenigen Gepäck vorausgeschickt und

bestieg ein Pferd, um den verstecktesten und einsamsten Pfad durchs Gebirge zu wählen. Die ersten Herbststürme fingen schon an, das Laub von den Bäumen zu schütteln. Die einsame Höhe des Gebirges machte schon einen vollkommen winterlichen Eindruck. Es wurde Abend, und frühe Dunkelheit hatte sich verbreitet, ehe es dem einsamen Reiter gelang, das Städtchen zu erreichen, das er sich zu seinem Nachtquartier ausersehen hatte. Als er durch ein dichtes Gehölz ritt, bemerkte er an der Felsenwand, zehn Schritte von sich entfernt, einen riesenhohen, aufrecht wandelnden Schatten hingleiten. Er hielt sein Pferd an, um dem Gebilde, dessen Entstehung ihm unerklärlich war, eine schärfere Aufmerksamkeit zu widmen. Der Schatten schritt an der Wand hin und zeigte die Gestalt eines Jägers, auf dessen Hut eine unendlich lange Feder schwankte. Die Umrisse waren verschwimmend und undeutlich, doch überlief Paul ein leises Frösteln, als der kolossale, massenhafte, in menschliche Gestalt zusammengeballte Nebel den einen Arm aufhob und ihm einen Gruß zuwinkte. Er sah staunend dem Spiel zu, und seine Blicke waren noch starr auf die Wand geheftet, als schon längst nichts mehr als die graue ausdruckslose Fläche zu erschauen war. Bald darauf sah er in der Niederung ein Licht auftauchen, und er gewahrte Bauern, die an dem Ufer eines kleinen Gebirgswassers fischten. Einer darunter trug einen Hut mit einer Geierfeder. Als er der Flamme vorüberschritt, wurde wieder ein flüchtiger Schatten zu Paul's

Füßen sichtbar. Unser Held ward fast unwillig. Da er einen bedeutenden Lebensmoment feierte, glaubte er annehmen zu dürfen, daß die Geisterwelt sich mit ihm beschäftige, und er hatte nichts Geringeres als die Erscheinung Rübezahls, des Bergesfürsten, in dem wandelnden Riesenschatten vermuthet, der ihm seinen Geistersegen auf die neue Laufbahn zuwinkte.

Unmuthig gab er seinem Pferd die Sporen und rückte in tiefer Nachtstunde im Städtchen ein.

Zwanzigstes Capitel.

In welchem ein Minister und eine verschleierte Dame auftreten.

Je näher unser Held der Stadt kam, wo er seine glänzenden und prunkenden Tage verlebt hatte, wo man ihm gehuldigt hatte, wie man immer dem Reichthum huldigt, wo er seine flüchtigen und unartigen Launen nicht allein geduldet, sondern sie als Gesetze betrachtet sah, denen pünktliche Folge zu leisten Pflicht war, um so gewichtiger schien ihm seine jetzige Umwandlung. Er bereuete seinen Entschluß nicht, aber er fühlte erst jetzt dessen ganze Bedeutsamkeit und Schwere. Ihm war nicht wohl zu Muthe, als er die beiden Thürme des Gensd'armes-Markts sah, diese schlanken und zierlichen Thürme, mit ihren in der Abendsonne funkelnden Kuppeln. Er gedachte seines ersten

Einzugs in diese Stadt, und verglich damit diesen zweiten. So schnell hatte der Ruhm sich abgenutzt, so rasch war die Hoffnung erbleicht. Er hatte jetzt nichts mehr zu suchen auf den Treppenstufen dieser glänzenden Paläste, es blühte für ihn kein Glück mehr hinter den rothen Damastdraperien dieser festlich erleuchteten Fenster. Er war arm, die Welt hatte ein kaltes fremdes Ansehen angenommen; es war ungewiß, wie sie den verlorenen Sohn aufnehmen würde. Vielleicht war diese Welt, die man so oft und so ungerecht schmäht, doch nicht so schlimm; vielleicht hatte sie Gefühl für Größe; vielleicht hatte ihr Antlitz ein Lächeln für den Muth und die Keckheit einer jugendlichen edlen Uneigennützigkeit. Sie war vielleicht nicht so grausam und egoistisch, als sie einige kranke Menschenhasser und übelgeleitete Philosophen schildern. Vielleicht—! — O in diesem „vielleicht" lag Paul's Trost. Obgleich er Muth in seiner Seele fühlte, mit der ganzen Welt anzubinden, so wäre es ihm doch lieber gewesen, wenn es der ganzen Welt hätte gefallen wollen, mit ihm einerlei Meinung zu sein.

Er gab Befehl, zum Hause seines Banquiers zu lenken. Während der Wagen nun um die Ecke bog, traf er auf eine Reihe eleganter Kutschen, die sich vor dem Portal des Palastes eines Prinzen aufgestellt hatten, und erwarteten, daß die Reihe an sie komme, vorzufahren. Auch Paul's Wagen mußte halten; es geschah dies gerade vor dem Eingang der Wohnung eines Ministers. Sich herauslehnend, hörte

Paul folgendes Gespräch an. Ein ältlicher Mann in dürftiger, aber anständiger Kleidung näherte sich dem Portier, der auf dem Treppenvorsprung stand und in müßiger Neugier dem Drängen der Equipagen zusah. Er war unwillig, daß ihn der Gruß des Ankömmlings in seinen Beobachtungen störte. „Ich möchte zu Sr. Excellenz, dem Minister; wollen Sie die Güte haben, mich einzulassen, damit ich bei einem der Diener mich melden lassen kann?" — „So spät kommt man nicht zum Minister." — „Er ist zu Hause." — „Das ist möglich." — „Wollen Sie also?" — „Nein." Und mit diesen Worten pflanzte sich das dicke Ungeheuer wie der Koloß von Rhodus mit weit auseinandergespreizten feuerfarbenen Beinen vor den Eingang, und der dünne schwarze Schatten suchte vergeblich eine Spalte, um in das Heiligthum zu schlüpfen; er jammerte: „Ich komme schon den ganzen Monat über, täglich zwei Mal, und nie kann ich Einlaß gewinnen. Ich muß Se. Excellenz heute Abend sprechen, oder es geschieht mir ein großes Unglück." Der dicke Machthaber an der Thür hatte eben jetzt ein interessantes Peitschenduell zwischen zwei Kutschern zu beobachten, die Einer dem Andern den Vorrang abgewinnen wollten, er beugte sich daher vor, und diesen Moment wollte der magre Schwarze benutzen, um in die Thür zu schlüpfen; aber das schwierige Manöver mißlang. Der Portier wandte sich rasch, und mit einem gutgezielten Stoß seiner breiten Schultern flog der arme Schatten die Stufen hinab und stieß hart an die Räder des

nächstens Wagens. Als Paul ihn an sich vorübergleiten sah, schimmerte ihm durch die Dunkelheit ein blasses Gesicht entgegen, in das der Kummer tiefe Furchen gezogen. „Das ist ein echt städtischer Anblick,“ sagte unser Reisender bei sich. „In meinem Gebirge sah ich dergleichen nicht.“

Der Banquier, dessen Bekanntschaft der Leser schon flüchtig gemacht hat, kam unserm Helden mit Geschäftsfreundlichkeit entgegen, die zu nichts verbindet, nicht einmal zu einer gleichen oder ähnlichen Miene. Er war festlich gekleidet und eben im Begriff in eine Gesellschaft zu fahren; Paul, immer noch im Besitz der Anmaßung, die sein Reichthum und sein Stand ihm in der Welt gaben, fiel es nicht ein, seine Entschuldigung wegen der späten Stunde zu machen, oder eine andere, günstigere in Vorschlag zu bringen. Er nahm auf dem Sopha Platz, und sein Wirth ihm gegenüber auf einem Stuhl, das blasse Gesicht mit der zierlichen Brille, der glatt anschließenden schwarzen Perrücke ihm mit dem Ausdruck der fadesten, nichtssagendsten Glätte zugewendet.

„Sie haben meinen Brief erhalten,“ hub Paul an.

„Ja, Herr Baron.“

„Was sagen Sie zu meinem Entschluß?“

„Ich hab' über diese Dinge keine Meinung, Herr Baron; oder richtiger gesagt: ich will keine haben.“

Paul fühlte sich durch diese Antwort beleidigt und sagte stolz: „Sie haben Recht; es kann für Sie kein Interesse haben, einem rein geistigen und moralischen Motiv nachzuspüren.

Für Sie ist das Geld eine Waare, durch deren Umsatz Sie leben."

Der Banquier machte eine leichte bejahende Neigung des Kopfes.

„Auch hab' ich die obige Frage zu allgemein gestellt," fuhr Paul fort. „Ich meine, ob die beabsichtigte Abtretung und Schenkung der Gelder und Grundstücke keine Schwierigkeiten hat?"

„Durchaus keine. Der Gerichtsanwalt, den ich auf Ihre Aufforderung zur Berathung gezogen, wird sich Ihnen morgen präsentiren und die Vollmachten mitbringen. Sie müssen nur genau angeben, wem Sie Ihr Besitzthum schenken wollen. Ohne Zweifel werden Sie sich eine Jahresrente vorbehalten."

„Meinen Sie, daß dies nöthig sei?"

„Ob ich es meine? — Herr Baron, ich habe hier, wie gesagt, keine Meinung."

„Wenn ich keine Rente nehme, so hab' ich gar nichts," sagte Paul.

Der Banquier neigte wieder leise das Haupt und erwiederte: „Nein, alsdann hätten Sie gar nichts."

Paul rief mit schlecht verhaltenem Verdruß: „Sie würden das sicherlich sehr unklug gehandelt nennen, wenn ich mir keine Rente vorbehielte?"

Der Banquier zuckte die Achseln, sah starr durch seine leuchtenden Brillengläser Paul an und sagte endlich: „Wann

wünschen Sie, daß ich Ihnen den Advocaten morgen zusende?“

„Um zehn Uhr, wenn's beliebt.“

„Gut.“

Paul erhob sich rasch, machte eine flüchtige Verbeugung und lehnte die Begleitung seines Wirths ab, der ihm zur Treppe nachfolgte. Eine artige, tiefe Verbeugung von Seiten des Banquiers machte den Schluß dieses Besuches, der unsern Helden in üble Stimmung versetzte, ohne daß er sich einen ausreichenden Grund für sein Mißbehagen anzugeben wußte. Welch' einen andern Empfang hätte er erwarten dürfen? Aber es war so viel stürmende Jugend, so viel Zukunft, so viel zum Himmel aufjubelnder Enthusiasmus in der Seele unsers armen Paul, daß er wider Willen empfindlich und übertrieben reizbar wurde.

Er wollte nun zu Elfried, aber mitten auf dem Wege faßte er einen Entschluß, ließ umkehren und nahm ein Zimmer im Gasthof; seine eigene Wohnung wollte er nicht betreten; zugleich fiel es ihm ein, daß sein Freund unfehlbar auf dem Balle beim Prinzen sei. Er brachte einen einsamen Abend zu. Das Zimmer war herbstlich kalt. Im Gasthofe gab es ein Hin- und Herlaufen. Fröstelnd warf er sich in seinen Offiziersmantel gehüllt auf das Sopha und suchte, wenn auch nicht zu schlafen, doch sich in Träume zu wiegen. Beides vergeblich. Der Lärm um ihn her, die kalte, starre, fremde Umgebung, seine eigene Unruhe — Alles hielt ihn

wach und der gegenwärtigen Stunde zugewendet. Er mußte hören, wie auf dem Gange, dicht vor seiner Thür nach einer „Portion Thee" geschrieen wurde, wie Köchin und Kellner sich zankten, und wie schreiende Kinder über den Gang geschleppt wurden, in weiter Entfernung Thüren, vom Zugwind geschlagen, zufielen. Die Stille seiner Waldklause war ihm jetzt ein Gegenstand der größten Sehnsucht. Thor! rief er bei sich selbst; könntest du denn nicht ewig im Walde bleiben? — Nein! entgegnete eine andere Stimme in ihm. Ins Leben hinaus! Auf Straße und Markt — da ist dein Platz!

Es war ihm gelungen, in einen Halbschlummer zu fallen, als Worte, dicht an seinem Ohr, ihn wieder aufweckten. Eine Hand hatte die seinige gefaßt, und eine Stimme rief: „Ich will ihm an den Puls fühlen. Es muß sich zeigen, ob er im Fieber liegt, oder ob seine Verstandeskräfte alle beisammen sind. In der That, der Puls ist der eines vernünftigen Menschen! Eins — Zwei — Drei — Vier! Ganz in der Ordnung. Hm!"

Paul strengte sich an, beim Dämmerschein, den das herabgebrannte Licht im Zimmer verbreitete, den Mann zu erkennen, der sich über ihn gebeugt hatte, um medizinische Untersuchungen mit ihm anzustellen. „Wie!" rief er, „Du bist's, Elfried! Wie hast Du mich finden können?"

„Fünf — Sechs — Sieben — Acht! Ganz in der Ordnung! Wie ich gesagt habe! Hm!"

„Was sollen die Possen; laß mich in Ruhe. Antworte mir. Wo kommst Du her und wer sagte Dir, daß ich hier sei?"

„Philipps. Er hat Dich im Wagen sitzen sehen, ist Dir bis hieher gefolgt, und als ich nach Hause kam, benachrichtigte er mich pflichtschuldigst von dem Ereigniß." Mit diesen Worten nahm der junge Offizier einen Stuhl und setzte sich dicht Paul gegenüber, indem er ihn mit einer halb niedergeschlagenen, halb spöttischen Miene betrachtete.

Paul konnte diesen Blick nicht ertragen und wandte unwillig sein Antlitz weg. Elfried kümmerte sich hierum wenig und sagte in einem strengen Tone: „Ich habe wenig Ehre mit Dir eingelegt, mein Freund. Ich brachte Dich zu meiner Schwester, in der Voraussetzung, Du würdest ihr den Hof machen und dort ruhig sitzen bleiben, statt dessen läufst Du ohne Abschied fort, und die guten Leute sind um Dich nicht wenig bekümmert."

„Ich muß Dir gestehen, Elfried, daß mich das vollkommen gleichgültig läßt."

„Das glaub' ich. Es ist einer von Deinen gewöhnlichen Streichen gewesen. Uebrigens muß ich Dir sagen, meine Schwester hat Gefallen an Dir gefunden; sie schreibt mir, daß Du ein Mensch seist, gerade auf die gewisse Weise unerträglich, wie sie die Leute gern hat. Sie hatte Großes mit Dir vor; sie wollte Dich in die Geheimnisse des Triktrak und des Dominospiels einweihen, und Du solltest die langen

Herbstabende ihr verkürzen helfen. Das sind nun untergegangene und zertrümmerte Lustschlösser. Ich bedaure es weiter nicht, und meine Schwester wird sich zu trösten wissen. Es fragt sich, ob eine gewisse andere Dame sich so schnell mit dieser Umwandlung der Scene wird vertraut machen können."

„Ja, das ist die Frage," sagte Paul zerstreut und ohne auf die Worte des Freundes zu hören.

„Ich will Dir nun einige Veränderungen mittheilen," fuhr Elfried schwatzhaft fort, „die sich während Deiner Abwesenheit beim Regiment zugetragen haben. Vor allen Dingen mußt Du erfahren, daß Dein Freund und Schützling Emil jetzt in unserm Corps dient. Der Schwiegervater hat es nicht ziemlich gefunden, daß sein Eidam ferner bei den Linientruppen verbleibe. Man verwendet dies gefällige Individuum zu allerlei Hausdiensten. Er geht in die Kaufläden und sammelt Battistproben ein, auch zieht man ihn zu Rathe, wenn eine neue Krystallvase angeschafft werden soll. Er paßt auf diese Weise vortrefflich in diese Familie. Der Papa hat sich auch mittlerweile mit ihm ausgesöhnt und giebt ihm ein Ansehnliches an Taschengeld, dagegen hat der Sohn geloben müssen, nicht zu spielen, nicht Tabak zu rauchen und keine Verse zu machen. Im Uebrigen haben wir einen neuen Brigadechef erhalten, einen interessanten, alten Haudegen, der schon mein ganzes Herz gewonnen hat. Man sagt, daß das nächste große Manöver in der Nähe von Merseburg stattfinden, und daß dabei das zweite und

dritte Armeecorps betheiligt sein soll. Aber Du schläfst, mein Herz."

Paul sprang auf und rief heftig: „Aber ist es möglich, mir einen solchen Schnickschnack vorzureden, während es sich um Jemandes Leben, Glück und Zukunft handelt!"

„Wer ist dieser Jemand?" fragte Elfried spöttisch lachend.

„Mensch! ich könnte Dich ermorden! Du bist in Deiner nichtswürdigsten, feigesten, erbärmlichsten Laune — und ich — komme mit einem ganzen dämmernden Morgenhimmel in der Brust zu Dir, voll Liebes- und Zukunftsrosen. O Gott!"

Elfried reichte ihm die Hand, er stieß sie von sich und rief: „Laß mich! Auch Du verstehst mich nicht! Auch Du hast kein Wort für mich! Es ist entsetzlich! Ist denn Alles umgewandelt, oder bin ich über Nacht toll geworden!"

„Das Letztere fürchte ich."

„Elfried."

„Nun?"

„Sieh, um wenig Stunden erwarte ich den Anwalt; ich werde in seine Hand die nöthigsten gerichtlichen Papiere niederlegen. Ich will keinen Moment mit der Verwirklichung meines Entschlusses zögern, und während diese letzten Augenblicke verrinnen, wo ich noch Euch und meinen alten Verhältnissen angehöre, hast Du kein Wort des Ernstes, kein Zeichen der Vernunft und Liebe für mich. Ist das nicht entsetzlich!"

„Sei ruhig. Ich hab' Dir schon gesagt, daß ich für romanhafte Ideen keinen Sinn habe, daß ich eine praktische prosaische Natur bin. Wenn ich Dir die Wahrheit gestehen soll, so glaub' ich nicht, daß der Anwalt vor der Thür ist, ich glaube nicht, daß Schloß Brunswick in andere Hände übergeht, und endlich glaub' ich nicht, daß Du heute irgendwo anders, als bei mir zu Mittag speisen wirst, wo ich mit einigen Kameraden Deine Ankunft feiern will. Ich sage Dir, Fanny hat sich aufs Kochen gelegt und hat ein deliciöses Compot erfunden. Sie wäre im Stande, heute ihre Erfindung zum ersten Mal öffentlich auszustellen, lediglich um Dir eine Ehre zu erweisen."

„Es thut mir leid," entgegnete Paul, „ich kann diese Einladung nicht annehmen. Ich verlasse noch heute Abend Berlin, um, wie die gerichtlichen Ceremonien es erheischen, mit dem Anwalt und dem Geschäftsträger nach Schloß Brunswick abzureisen."

„Das geht nicht; Du mußt Dich melden."

„Verwünschte Sklaverei! — Doch, ich werde mich aus ihr lösen! Es ist das letzte Mal!"

Elfried zog die Klingel und bestellte eine Flasche Wein. Er ließ sie drei bis vier Mal umtauschen, weil es nicht die rechte Qualität und Sorte war, indem er vor sich hinmurmelte: „Die verdammten Weinverfälscher! Wenn ich dazu bestellt wäre, die Gasthäuser zu revidiren, so würde ich an jede Thür den Inhaber des Gasthauses auf gut Türkisch

mit den Ohren annageln lassen. Man würde dann zwar nach wie vor immer verfälschten Wein trinken, denn diesem Unglück entgeht die Welt nun einmal nicht, ebensowenig wie, so lange Ehen existiren, die Ehemänner nicht dem Unglück entgehen werden, betrogen zu werden; aber es würde für gläubige Seelen doch ein angenehmes Schauspiel sein, einige dieser Raubvogel bestraft zu sehen, wie sie's verdienen."

Paul hatte das Haupt auf die Hand gestützt und sagte mit schwermüthigem Tone und bewegter Stimme: „Ich hab' es nicht bedacht, daß ich Schloß Brunswick weggeben soll. Ich werde die Stätte meiner Jugend, die Plätze, wo ich harmlos glücklich war, nicht mehr mein nennen dürfen. Das ist etwas, was mir durchs Herz schneidet."

Elfried hielt das Glas gegen das Licht und sagte: „Dieses Roth ist falsch, wie das auf der Wange eines gefallenen Engels."

Paul sprang auf, faßte wüthend den Freund an Hals und Schultern, und ihn heftig schüttelnd schrie er: „Deine letzte Stunde hat geschlagen, unnützer, erbärmlicher Mensch! Zieh' den Säbel, vertheidige Dich; sage, warum Du ein so gefühlloser Klotz bist!"

Elfried füllte ruhig das Glas von neuem, dessen Inhalt auf dem Boden verschüttet worden war, dann stand er auf und faßte nochmals Paul's Hand; aber die höhnende Miene und das spottende Lächeln schwand aus seinem Gesicht, als er den Freund zuckend und im Fieber liegend, sich winden

sah. Die Aufregung und die innere verhaltene Leidenschaftlichkeit Paul's hatte den höchsten Grad erreicht und brach nun durch die Schranken. Er warf sich mit dem Oberleib auf den Tisch, drückte seine Stirn an die Tischplatte und stieß, halb zwischen Weinen und Klagen, tiefe und durchdringende Schmerzenslaute aus. Sogleich war Elfried in seinem ganzen Wesen verändert. Mit der liebevollsten Sanftheit und Zartheit umschloß er den unglücklichen Jüngling, und indem er mit einer Grazie und Innigkeit, wie man sie bei dem starken und trotzigen Wildfang nie vermuthet hätte, den Kopf des Trauernden aus seiner gebeugten Lage aufzurichten strebte, zog er ihn schmeichelnd an sich und brachte ihn an seine Brust zu liegen, wo er dann sanft und kaum merklich seine Wange an die von Thränen feuchte des Freundes legte. „Mein guter Junge," sagte er, Paul's Hände fassend und sie zwischen den seinen haltend, „Du bist wirklich jämmerlich herunter. Vergieb mir, ich hab' nicht gewußt, daß Du im Ernste sprichst. Du weißt, wie mir alles leere Komödienspiel zuwider ist. Vergieb mir."

Paul gab ihm die Hand, und Elfried setzte sich wieder an seinen Platz, indem er sagte: „Wir wollen Deine Angelegenheit besprechen. Für's Erste, nimm dies Blatt Papier, das ich aus meinem Taschenbuche löse, und bestelle sogleich den Anwalt auf einen Tag später. Vierundzwanzig Stunden sind ebenso viele sehr nöthige Fragezeichen bei einer Sache wie die Deinige. Nimm das Blatt, Kind, und schreib."

Paul that nach einiger Weigerung, wie es ihm sein Freund hieß. Das Billet wurde dem Kellner übergeben, mit der Weisung, es sofort zu befördern. Es war an Paul's Banquier adressirt und diesem die weitere Besorgung aufgetragen. Als der Brief fort war, rückte Elfried mit seinem Stuhl näher, und den Freund ernst und gleichsam finster ansehend, fragte er: „Und Du willst wirklich eine Art Don Quixote sein? Ein Don Quixote des neunzehnten Jahrhunderts?"

„Wenn Du's so nennst, ja."

„Und zu wessen Nutzen? Willst Du ein Spital gründen?"

„Nein."

„Also wem soll Deine Entsagung Vortheil bringen?"

„Dem Ganzen, der Menschheit, dem Volk."

„Es ist gut," sagte der junge Mann heftig. „Ich hab' hier nichts zu sagen. Sprich kein Wort weiter; es wäre unnütz. Du hast Deine Einfälle für Dich, so wie ich die meinigen für mich habe."

„Was soll das?" fragte Paul verwundert.

„Es soll andeuten," entgegnete sein Freund, „daß ich Dir beipflichte, daß ich Dein Freund bleibe, daß zwischen uns nichts aus dem alten Gleise gerückt werden soll."

„Und Du willst meine Gründe nicht hören, die mich bestimmt haben, so zu handeln, wie ich handle?"

„Nein; denn es wäre nutzlos. Ich bin kein Mann der Ideen. Du willst eine Narrheit begehen; gut, begeh' sie.

Ich ergeb' mich darein. Wenn ich einmal Lust bekomme, einen dummen Streich zu machen, so hoffe ich von Deiner Seite auf eine ähnliche Nachsicht.

„Und das ist der ganze Segen, den Du mir auf den Weg giebst?"

„Nein. Noch Etwas. Wenn Du Dein Geld weggiebst, so gieb es mir. Ich werde es für Dich aufbewahren und von mir kannst Du es jeden Augenblick und ohne Proceduren wieder erhalten, wenn Du eines schönen Morgens Deiner Narrheit überdrüßig sein solltest."

„Ich habe schon meine Verfügungen getroffen," erwiderte Paul.

„Nun denn, so leb' wohl. Ich will ins Bette; ich bin müde."

Als er an der Thüre war, lief Paul ihm nach, schloß ihn in seine Arme und rief: „Elfried, Du thust mir unbeschreiblich weh, aber ich verzeihe Dir."

Bald darauf klirrte der Säbel des jungen Offiziers auf dem Steinpflaster. Paul sah dem Fortgehenden nach, wie er in den stillen, dämmernden Straßen verschwand. „Zum ersten Mal," rief er bei sich selbst, „wendet sich ein Freund von mir; zum ersten Mal fühle ich, was es heißt, verlassen zu werden. O diese erste bittre Frucht meines Entschlusses ist eben so herb, als sie unerwartet kommt.' Er rief sich, um sich gegen die entstehende Kälte dem Freunde gegenüber zu waffnen, Elfried's treue und unverfälschte

Natur ins Gedächtniß, er zog seinen Edelmuth, seine Gradheit, seinen echt ritterlichen Charakter neu in Betrachtung, doch half dies nicht gegen den Tadel, der in seiner Seele gegen den ehemaligen Gefährten keimte, der sich ihm hartnäckig verschloß, jetzt, da er im Namen höherer, geistigerer Interessen seine Mitwirkung und Theilnahme in Anspruch nahm. Elfried war der Repräsentant jenes Adels, der das Entzücken, die Bewunderung, aber auch das Schrecken der Feudalzeit ausmachte. Er war dem Trieb nach Ruhm hingegeben, aber er suchte diesen Ruhm gerade auf demselben Felde im neunzehnten Jahrhundert, wo seine Vorfahren ihn im sechzehnten und siebzehnten gesucht und gefunden hatten. Er sah in Paul's Entschluß nichts als eine jener prahlerischen und abenteuerlichen Launen, denen unser Held von Kindheit preisgegeben gewesen, und da er fühlte, daß er keine Ueberredungsgabe besaß, den thörichten Plan rückgängig zu machen, nahm er sich vor, nach Weise seiner ehrenhaften Gesinnung, den Freund nicht fallen zu lassen, wenn das Unziemliche und Lächerliche, was jener beabsichtigte, wirklich zur Erscheinung käme. Fürs Erste zweifelte er, daß dies geschähe, und verschwieg sorgfältig gegen Jedermann alles hieher Bezügliche; aber er bemerkte bald, daß sämmtliche Cameraden bereits von dem Gerücht Kenntniß hatten, und der Chef des Regiments sich öffentlich mißbilligend und mit Spott über den Sonderling, wie er Paul genannt, geäußert hatte. Der Abschied wurde Paul bewilligt, und erst als das Zeitungsblatt, in

welchem dieser offizielle Bericht stand, in Elfried's Händen sich befand, erst dann zweifelte er nicht länger, daß das Unglück geschehen und sein Freund und Genosse sich vor aller Welt lächerlich gemacht habe. „Es wird einige Duelle kosten," sagte er kaltblütig; „ich werde Philipps den Auftrag geben, meine Pistolen in gutem Stand zu halten, denn ich werde sämmtlichen Herrn Cameraden des Regiments begreiflich machen müssen, daß Paul mein Freund ist und bleibt, und daß es nicht meine Sitte ist, Narren zu Freunden zu haben."

Während sich der junge Offizier auf diese Weise anschickte, sein gegebenes Wort und seinen einmal zugesagten Schutz zu halten und zu gewähren, brachte Paul in gänzlicher Abgeschlossenheit einsame Tage zu, den Zeitpunkt abwartend, wo es ihm erlaubt sein würde, aller seiner frühern Verpflichtungen baar, die Stadt zu verlassen. Er war in seine frühere Wohnung gezogen, doch besuchte er Niemanden und nahm auch keinen Besuch an; nur mit seinem Geschäftsführer bestand ein lebhaft r Verkehr. Gegen Abend, wenn es völlig dunkel geworden, machte er seine Spaziergänge, doch auch hier, um nicht erkannt zu werden, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief im Gesichte.

Als er von einem dieser melancholischen Gänge nach Hause kam, fand er ein Billet auf seinem Tische liegen. Es enthielt von unbekannter Hand die Worte: „Wenn Sie einen Freund kennen lernen wollen, der mit Ihnen in manchen Ihrer Ansichten sympathisirt, so begeben Sie sich heute

Abend um die achte Stunde in den Thiergarten, in die Gegend, wo die Statue der Venus von Milo steht.“ Paul legte das feine, duftende Papier bei Seite, indem er rief: „Ja, ja; ich komme. Ich will einmal wieder Menschen sprechen; bis jetzt hab’ ich nur mit einem personifizirten Register der Gesetze und Verordnungen, denn etwas Anderes ist mein theurer Herr Wendling nicht, der sich die Mühe giebt, mir zu zeigen, auf welche Weise ich arm zu machen sei, ohne beraubt zu werden und ohne ein Verschwender zu sein. Ja, ich werde hingehen; und wenn dieser unbekannte Freund auch nur ein Spaßvogel, einer meiner früheren Cameraden wäre, ich werde dennoch hören, was er mir zu sagen hat.“

Die Abende waren nicht mehr sommerlich hell; um die achte Stunde, als Paul an dem bezeichneten Orte erschien, dunkelte es schon so bedeutend, daß er kaum erkennen konnte, ob der Unbekannte sich schon eingefunden oder nicht. Es gingen einige einsame Spaziergänger über den Platz; unter diesen war er nicht, denn sie setzten ihren Weg unbekümmert um Paul fort, der sich bemühte, ihnen ins Gesicht zu sehen. Er trat etwas aus den Schatten hervor, an den Rand des Teiches, wo der Schein des Abendhimmels ungetrübt sein Licht verbreitete. Es war ein herbstlicher, rother Glanz, der auf den halb schon entlaubten Rosenbüschen und den Gewinden des Epheus und wilden Weines, die das Becken des Wassers einschlossen, ruhte und, in der Höhe

zu hellerem Lichte sich verklärend, die Gipfel der Buchen, Eichen und Silberpappeln umspielte, die die Statue einschlossen, welche ihre weißen Glieder durch die Dämmerung schimmern ließ. Die Töne einer Musik, aus irgend einem der nahen öffentlichen Gärten kommend, drangen durch die Stille des Abends und machten den wohlthuenden Eindruck vollkommen, den diese anmuthige Partie des großen Parks auf den Beschauer ausübte. Paul hatte schon ein paarmal den Gang von der Statue bis zum großen Fahrwege, der den Thiergarten durchschneidet, hinauf- und hinabgemessen, und noch immer wollte sich der Unbekannte nicht zeigen. Der Platz wurde leer, der Abendwind rauschte in den Gipfeln, die in immer schwächerem Lichte glänzten und endlich in ein kaltes nächtliches Grau versanken. Einzelne Sterne traten hervor und tauchten ihre goldenen Strahlen in das Dunkel der Gewässer, als wären es nächtliche Geister, die zum kühlen Bade herbeigeschlichen kamen. Unser Held wollte eben heimkehren, fest überzeugt, daß man ihn zu täuschen und zu necken beabsichtigt habe, als er den Widerschein von zwei schlanken Gestalten im Wasser erblickte, die am jenseitigen Ufer des Teiches eilig sich gegen den Platz zu bewegten. Es waren zwei Frauen, eine am Arm der andern und beide verschleiert. Paul beobachtete sie, da er aber weit entfernt war, zu glauben, daß diese späten Spaziergängerinnen ihn suchen könnten, wandte er den Blick wieder ab und setzte langsam seinen Weg fort. Die beiden Damen hatten

unterdessen in großer Schnelligkeit die Runde um den Teich gemacht, und da sie bei der Statue Niemanden gefunden, hörte Paul sie bald flüsternd dicht hinter sich. Er unterschied die Stimme der Einen, die lebhaft und mit einem fast heftigen Tone sagte: „Er ist's, lassen Sie mich — bleiben Sie in einer kleinen Entfernung, ich bin sogleich wieder bei Ihnen.“ Die Stimme der Andern brachte in gedämpftem Tone, wie es schien, einige Einwendungen vor, doch indem Paul aus dem Wege treten wollte, um den Damen Platz zu machen, mit denen er ein Zusammentreffen in der Stimmung, in welcher er sich jetzt befand, nicht beabsichtigte, fühlte er den Arm der Erstern mit leichtem Druck auf dem seinigen. „Mein Herr,“ hob dieselbe lebhafte Stimme an, doch mit der merkbaren Anstrengung, sich zu verstellen, „Sie suchen einen unbekannten Freund, der sich Ihnen angemeldet hat. Ich bin es. Ich hab' mich als Mann angekündigt, weil ich fürchten mußte, wenn ich mein Geschlecht nannte, daß Sie mein Verlangen, Sie zu sprechen, falsch deuten würden. Ich weiß übrigens nicht, ob Sie es nicht auch jetzt noch thun werden.“ Die letztern Worte wurden mit einer reizenden Schüchternheit gesprochen, die um so verführerischer klang, als sie einen lebhaften Contrast zwischen dem raschen und sichern Auftreten der Unbekannten machten. In Paul's Seele waren allerdings Zweifel aufgestiegen, die nicht zu Gunsten der Dame sprachen, die mit so großer Kühnheit ihm ihre Theilnahme und ihren Rath

aufzudringen den Beruf fühlte, jener schüchterne Ton entwaffnete jedoch seinen Unwillen. Er neigte sich zu seiner Gefährtin etwas herab und erwiederte mit einem freundlichen, doch kalten Lächeln: „Ich nehme mit Dank jedes Zeichen der Theilnahme an, es mag kommen von welcher Seite es wolle." Die Dame schwieg einige Secunden, dann sagte sie, indem sie sich umblickte und ihrer Begleiterin einen leisen Wink gab: „Lassen Sie uns in diesen Gang einbiegen; wir sind ungestörter." Paul führte sie in den Baumgang, der mit dem Fahrwege parallel läuft und sich von den besuchteren Plätzen entfernt. Zur Seite dieses Ganges ist der Weg für Reiter; Paul hatte oft in Gesellschaft Elfried's diesen schattigen, und in der drückenden Sommerhitze Berlins, kühlen Ort aufgesucht, und Beide pflegten sich dann Spöttereien über die zärtlichen Paare zu erlauben, die sie im Bereich dieser dämmernden Schatten wandeln sahen. Jetzt sah unser Freund sich selbst in dieser Situation, gerade zu einer Zeit und in einer Stimmung, wo er am wenigsten zu derlei Abenteuern aufgelegt war. „Ich sehe," hob die Dame an, „daß Ihnen wenig an meinem Tadel, sowie an meinem Lobe gelegen ist. Sie sind sehr kalt, mein Herr, und Ihr Schweigen hemmt mir das Wort auf den Lippen. Dennoch werd' ich sprechen, weil ich einmal zu diesem Zwecke hier bin. Gestatten Sie mir für's Erste eine Frage. Ist's gegründet, daß Sie von Ihrer Stellung in der Gesellschaft und zugleich vom Ihrem Vermögen Abschied nehmen wollen?"

Paul war zerstreut. Er hatte die Hand der Dame näher betrachtet und hatte sie klein und von der zierlichsten Form gefunden. Ebenso hatte er ihren Anzug gemustert und entdeckt, daß er zwar sehr einfach, aber von kostbaren Stoffen war. Er beschäftigte sich eben, das feine Taschentuch näher zu betrachten, das die Hand hielt, die auf seinem Arm ruhte, in der Hoffnung, irgend ein Zeichen darin zu entdecken, das ihm über den Namen und den Stand der Unbekannten Aufschluß geben könne, als diese mit einem herrischen Tone sagte: „Nun, antworten Sie; bitte." Diese Worte klangen wie ein Befehl; die Unbekannte war also gewohnt, zu befehlen, und schien durchaus nicht darauf vorbereitet, daß man sie warten ließe. „Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt," erwiederte Paul. „Aus welchem Grunde verüben Sie diese seltsame That?" Paul fühlte sich durch diese immer mit herrischem Tone ausgesprochenen Fragen etwas beleidigt und gab eine ausweichende Antwort. Die Unbekannte sagte: „Sie mißtrauen mir, und ich kann Sie versichern, daß Sie auf Ihrem ganzen künftigen Lebenswege kein Wesen finden werden, das mit einem so gerechten und glühenden Enthusiasmus Ihre That würdigt, wie ich es thue. Sie wollen mir die Beweggründe nicht nennen? Gut; es ist auch nicht nöthig, denn ich kenne sie. Ich mache nicht erst heute Ihre Bekanntschaft, mein Herr, ich bin, ohne daß Sie es ahnen, schon sehr lange mit Ihnen beschäftigt. Wo ich nicht selbst habe prüfen können, hab' ich

mir genaue und glaubwürdige Berichte verschafft. Ich habe Sie immer bizarr, den Convenienzen und dem Urtheil der Welt entgegen handelnd gefunden, aber nie unedel, nie gemein. Sie gefallen mir. Dies war schon früher der Fall, jetzt aber in einem erhöhten Grade. — Erwiedern Sie mir Nichts; lassen Sie mich aussprechen. Mit voller Sicherheit, von Ihnen nicht erkannt zu werden, kann ich Ihnen offen bekennen, was ich nie bekennen würde Angesichts und eingeschlossen von den Schranken der Gesellschaft, in der wir Beide leben. Bleiben Sie treu Ihrem Entschluß; wanken Sie nicht. Sie haben in einer Zeit, die den perfidesten Götzenbildern huldigt, den einzigen wahren Gott herausgefunden. Bleiben Sie ihm treu; entweihen Sie durch kläglichen Widerruf und Abfall einen Altar nicht, der bis jetzt wenige Opferer, aber darum auch wenige Heuchler sah. Ich bin verurtheilt in dem Kreise, in dem ich lebe, viele gemeine und schwache Männer zu sehen, sein Sie und bleiben Sie ein edler und starker. Eine Frau, die nicht lieben und bewundern kann, ist ein Geschöpf, dessen Tage grausame Plagen sind. Ich halte mich an Sie, ich hab' an Ihnen meine Stütze. Ungesehen und ungekannt werde ich immer bei Ihnen sein, aus Ihrem Blicke Muth saugen, in Ihrem Herzen lesen, an Ihren heldenmüthigen aufopfernden Träumen mich erquicken. Sie werden mich lehren, ein Dasein zu ertragen, dessen gemeine Monotonie mich sonst umbringen würde. Wenn Sie fallen, werd' auch ich fallen, wenn Sie abtrünnig

werden, ist's auch um mich geschehen. Sie werden, wenn Sie durch irgend eine feige und unedle That Ihr besseres Selbst morden, auch das Herz einer Frau durchstoßen, die auf Sie, als auf den Träger großer und schöner Ideen, ihre Hoffnung und ihren Glauben gesetzt. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Grund habe, mich zur Theilnehmerin Ihrer Zukunft aufzuwerfen." Die Rednerin schwieg, sie schien mehr von der innern Gewalt und der Leidenschaftlichkeit ihrer Worte erschöpft, als von der äußern Kraft, mit der sie sie mehr ausgestoßen, als ausgesprochen hatte. Sie stützte sich auf Paul's Arm und hielt ihren Gang an. Eine Gruppe Reiter sprengte den Gang herab; die Dame machte eine zuckende Bewegung, als wolle sie ihren Führer bestimmen, in einen Seitenpfad abzulenken, aber sie blieb stehen, und ihre Blicke suchten sich durch den Schleier Bahn zu brechen, um den Ausdruck zu beobachten, den ihre Worte auf die Züge ihres Gefährten geprägt hatten. Das, was sie sah, mußte sie ohne Zweifel befriedigen. Unser Held war so überrascht und entzückt, eine solche Sprache zu hören, daß seine Augen von Zärtlichkeit und Dank glänzten, als er sie zu seiner Begleiterin wandte und seinerseits Versuche machte, ihr Antlitz zu erspähen. Sein erster Gedanke war, daß Hermance de Romilly zu ihm spräche, aber er mußte bei dem leichtesten, oberflächlichsten prüfenden Blick sich bekennen, daß es weder der Wuchs, noch die Stimme der jungen Elsasserin war. Die Dame, deren Arm er jetzt mit dem süßesten

Gefühl auf dem seinigen ruhen fühlte, war, wenn auch eben so schlank, wie Hermance, doch größer gewachsen; ihre Gestalt zeigte keine Zierlichkeit, doch dafür mehr Würde und Festigkeit. Es lag etwas Gebieterisches, Herrisches im Wesen der Unbekannten, das Hermance gänzlich fehlte, aber dafür ermangelte sie auch des eigenthümlichen Zaubers, der bei der Unbekannten in dem Uebergang lag von dem herrischen Tone zu dem süßen und verführerischen Klange der leidenschaftlichen und zärtlichen Bitte. Denn es hatte den Anschein, als bäte sie Paul die Kühnheit ab, mit der sie ihn bewunderte, als gäbe sie in bewußter Demuth ihren Stolz dahin, um dafür das Recht sich zu erkaufen, einen Sinn, den sie verehrte, einen Charakter, der ihr liebenswerth erschien, mit der ganzen Fülle ihres bewegten Herzens zu umschließen. Nie hatte man in weniger Worten mehr Gefühl geborgen. Paul mußte den Sinn dieser aphoristischen Sätze verstehen, denn sie drangen mit der ganzen Schärfe einer erregten Seele, eines überzeugten und überwundenen Herzens, in sein Inneres. Es war die Sprache der Liebe, in das Gewand des Stolzes gekleidet; doch dieses Gewand flog in leichten, verrätherischen Falten um den schönen Körper, dessen Formen er nicht verhüllte, obgleich er sie auch nicht offen zeigte.

Die Dame setzte jetzt ihren Gang fort, aber ihre Schritte waren nicht mehr so rasch, sie schien in ihren Gedanken einem geheimen Kummer Platz zu geben, sie richtete ihre

Blicke, wie Paul zu bemerken glaubte, zu ihm empor, fragend, vielleicht auch ihn anklagend; denn die Stille herrschte noch immer; Paul fand nach dem ersten Andrang der Ueberraschung noch immer keine Worte. Er begnügte sich, die kleine schöne Hand der Dame in die seinige zu schließen und leise zu drücken, indem er dabei kaum hörbar sagte: „Ich danke Ihnen.“

„Sie mißtrauen mir noch immer,“ rief die Dame nach einer Pause.

„Durchaus nicht; allein es bekümmert mich, daß ich dem Andenken dieser Stunde nicht den Namen meiner Wohlthäterin zufügen darf.“

„Ihrer Wohlthäterin?“ fragte sie rasch. „Bin ich das?“

„In hohem Grade,“ entgegnete Paul. „Sie haben mich aufgerichtet, da ich fast verzweifeln wollte; Sie haben mir Trost eingesprochen, nachdem eine kalte und selbstische Welt mich von sich gestoßen.“

„O diese Welt! Zählen Sie nie auf sie.“

„Ich kann sie entbehren, wenn ich meinen Lohn in einem Herzen finde, ähnlich dem, das sich mir in dieser Stunde so süß erschlossen und doch dabei so streng verschleiert hat.“

„Lohn? Erwarten Sie keinen Lohn. Auch von meinem Herzen nicht. Ich kann nur mit Ihnen leiden und kämpfen. Sie belohnen kann ich nicht.“

„Werden Sie mir nicht sagen, wo ich Sie finden kann, wenn mein trostbedürftiger Geist Sie sucht?“

„Sie werden mir nie wieder begegnen. Dies ist die erste und letzte Zusammenkunft, die ich Ihnen gewähre.“

„So hätte ich dieses Glück lieber nicht genossen,“ sagte Paul mit bewegter Stimme. „Denn das Glück und den Trost gefunden zu haben und beide dann auf immer zu vermissen, ist eine zu harte und zu grausame Prüfung.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich bei Ihnen bleiben werde, aber unsichtbar.“

„Unsere Wege werden jetzt sehr weit von einander abbrechen. Ich werde ein Leben der Armuth, des Erwerbes, der Thätigkeit beginnen; und Sie werden in den Kreisen des Glanzes und des Genusses eingeschlossen bleiben, die ich freiwillig verlasse.“

„Für den rechten Willen giebt's keine Schranken. Wie gesagt, ich werde mich im Geiste nie von Ihnen entfernen. Täuschen Sie meine Hoffnungen nicht, und wir werden Beide glücklich sein. Jetzt leben Sie wohl.“ Ihre Stimme zitterte, als sie dieses Lebewohl sprach. Paul zog ihre Hand an sich, drückte sie an sein Herz, an seine Lippen. Wie sie sich von seinem Arm los gemacht hatte, war er im Begriff, ihr zu folgen, doch sie winkte ihm, zu bleiben, und er wagte es nicht, diesem Befehl ungehorsam zu sein. Leicht wie ein Schatten bewegte sich die schöne Gestalt durch das Dunkel des Gangs und erschien am Ende desselben, wo sie noch einmal sich umwandte und ihr weißes Tuch flattern ließ. Bald darauf sah Paul beide Frauen den Fahrweg betreten, wo

ein Wagen hielt, der sie aufnahm und in die Stadt zurückführte. Unser Freund blieb allein in dem jetzt völlig dunkelnden Park. Er wußte durchaus nicht, wie ihm geschehen war. Die ganze Erscheinung hatte etwas Zauberisches, Unerklärliches gehabt, sie war im Dämmerschein gekommen und in Nacht wieder verschwunden. Dennoch hatte sie Wärme und Licht hinterlassen, das fühlte Paul in seinem Herzen. Wer auch immer die Unbekannte sein mochte, sie war zur rechten Stunde erschienen. Der Entschluß stand jetzt fester als jemals in seinem Sinne. Er gab sich nicht damit ab, den räthselhaften Schleier, der seine Freundin einhüllte, zu lüften, es war ihm für jetzt nur darum zu thun, ihren Willen zu achten, ihre rührenden Bitten zu erfüllen, ihre Hoffnungen nicht zu täuschen. - In der Erscheinung der Unbekannten in einer so wichtigen und entscheidenden Stunde des Lebens sah er eine unmittelbare Einmischung höherer Gewalten. Die Dame schien ihm bald die Gestalt und Züge seiner Mutter anzunehmen, bald mit dem Liebreiz und der Schönheit Hermance's sich zu schmücken. In jeder Hülle war sie ihm gleich bedeutsam und wichtig. Er gewahrte jetzt, wie ungewöhnliche Lebensstellungen uns unsere Freunde und Feinde plötzlich kennen lehren, gleichwie ein jähes aufloderndes Licht die Gegenstände bei Nacht grell beleuchtet. Er war mit diesem ungewöhnlichen und leidenschaftlichen Wesen, wie es schien, oft schon zusammen getroffen; er hatte es gesehen, ohne es zu beachten. Jene Säle und Gemächer, in denen die

Gesellschaft ihre ermüdenden, zwangvollen und von Kälte und Langweile gleich stark gepeinigten Kreise schließt, hatten diese schlanke und anmuthige Gestalt wandeln sehen, ohne daß sie den Besuchern dieser Kreise aufgefallen war, ohne daß irgend Jemand die Fülle und Schönheit geahnet, die ein kühles und indifferentes Aeußere barg. Erst hier in der Dunkelheit der Laubgänge, in fremder und seltsamer Erscheinung, brach sich der Strom des Lebens und der Empfindung Bahn. Erst hier gewann das rechte Wort seine rechte Stätte, und zwei Seelen fanden sich in Nacht und Dunkelheit, die bei Glanz und Lichtern sich vergebens gesucht hatten.

Paul machte jetzt eilig Alles zu seiner Abreise bereit. Er richtete es mit einer gewissen Aengstlichkeit so ein, daß keine neuen Eindrücke diesen letzten, lieblichen, seinen Muth erfrischenden und seine Seele kräftigenden verdrängen konnten. Die Stadt war ihm so zum Ueberdruß, daß er je eher je lieber ihre Mauern hinter sich zu sehen wünschte. Auf den nächsten Morgen waren die Postpferde bestellt. Herr Wendling begleitete ihn. Doch es sollte ihm nicht gelingen, noch einem, und zwar einem sehr ernsthaften Examen zu entgehen. Der Minister, an dem jener Empfehlungsbrief des alten Legationsraths gerichtet war, hatte sich bis jetzt wenig um unsern Helden bekümmert; ohne Zweifel schien er ihm nicht wichtig genug, und er fand keinen Grund, sich mit einem jungen Manne zu beschäftigen, der, wie Tausende seines Gleichen, nicht viel mehr that, als seine Rolle als

vornehmer Müßiggänger und Tagedieb auszufüllen. Jetzt plötzlich erhielt Paul ein Schreiben dieses hochgestellten und angesehenen Mannes, das ihn zu einer Unterredung einlud. Paul wagte nicht, dies Gesuch abzuweisen. Der Minister, der unterdessen seine öffentliche Stellung aufgegeben hatte, war, wie man sich in die Ohren raunte, mit einer geheimen, noch viel wichtigeren Mission beauftragt. Unter dem Anschein, einer sorglosen und seinem Alter nach langer, treuer Geschäftsführung wohl zustehenden Muße sich hinzugeben, war der starke und kräftige Geist dieses Mannes unermüdlich thätig, die verschiedenen Zweige der Verwaltung und die Organisation der Staatsämter zu überwachen und zu ordnen. Im Einverständniß mit dem fungirenden Minister, dessen langjähriger Freund er war, gelang es ihm, die Wirkungen der Macht zu üben, ohne dabei mit ihrem oft lästigen Attribute bekleidet zu erscheinen. Er sah wenig Leute bei sich, und diese wenigen waren Emissäre der öffentlichen Meinung und der herrschenden Geistesstimmung. Doch hätte er allenfalls sie auch entbehren können; wie alle bedeutende Männer, besaß er ein Organ, um die Schwingen der geistigen Atmosphäre zu messen und zu bestimmen, ohne daß er der starksinnlichen Zeichen, an denen untergeordnete Geister ihre Maßstäbe anlegen, bedurfte. Er „fühlte" eine sich bildende Meinung aus der Menge heraus, wie eine physisch zart begabte Natur einen noch in Gestaltung begriffenen Nebel, ein Miasma aus der Atmosphäre herausfühlt. Er täuschte sich selten, obgleich

er nicht liebte, Schlüsse zu ziehen und Resultate auszusprechen. Deshalb erschien er der Menge nicht so bedeutend, als er war; nur wer ihm nahe stand und sein Vertrauen bis auf einen gewissen Grad hin besaß, — denn ganz es zu besitzen konnte Niemand sich schmeicheln, — ahnte die Kraft, die innere Gesundheit des Willens und den moralischen Zauber, den eine in einen gebrechlichen Körper gehüllte Seele ausübte. Paul, als er die Schwelle dieses Mannes betrat, fühlte, daß er sein Wollen und Denken, seinen Entschluß in Kürze streng zusammen fassen müsse, um in diesem Verhör einigermaßen zu bestehen. Er hoffte nicht auf den Beifall des alten Staatsmanns; ein sehr erklärliches Gefühl sagte ihm, daß er in dem Aufruhr und der Leidenschaftlichkeit, in der er sich befand, kein Mittel besitze, die kühle Beobachtung und die mißtrauische Klugheit für sich zu gewinnen. Die Unbekannte hatte mit ihm geschwärmt, Elfried hatte ihn kurz abgewiesen, ohne sich auf Gründe und Ideen einzulassen, Beide hatten demnach seinen Entschluß nur noch befestigen können; aber die Waffe, der er hier Stand halten sollte, war die kalte, sichre, ewig triumphirende Klugheit der Welt, diese in Siegen über den Enthusiasmus der Jugend, über die schönen Irrthümer des unerfahrenen Geistes grau gewordene stolze Weisheit, und Paul zitterte, wenn er dachte, daß der Mann, den er am meisten achtete, zugleich sein erbittertster Feind sein konnte. Aber diese scharfen Gegensätze, dem Sinn der Jugend so nahe liegend, verschmäht und vermeidet jenes kluge

Bd. I > Dem Minister

Alter, dessen Repräsentant in der Person des Ministers vor unserm Helden steht. Paul fand den Mann, der im Ruf des Stolzes stand, der, für Fürsten selbst, sehr selten eine gütige und gefällige Miene in Bereitschaft hielt, gegen sich freundlich und sogar zuvorkommend. Der alte Herr, gebückt und an einem Stabe gehend, kam ihm entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem Sessel neben seinem Schreibtisch, und während Paul saß, blieb der Mann mit den weißen Haaren vor ihm stehen, bückte sich und sah forschend und mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Besorglichkeit dem Jüngling ins Auge. Dabei hielt die welke kleine Hand die volle, derbe fleischige unseres Knaben, und eine durch Krankheit gebrochene Stimme sagte: „I sieh da — der Sohn meines alten Schulkameraden! Warum hab' ich Sie so lange nicht gesehen, mein Guter? Hübsch die Leute besuchen! Nicht auf Einladungen warten. Ja, mein liebes Kind, so hätten Sie's machen sollen. In meinem Kopfe sind viele Dinge und Menschen; was mir entschlüpft, hab' ich oft nicht Zeit, selbst wieder einzufangen; meine alten Hände sind auch zu müde, um einen so frischen, lustigen, lockern Zeisig, wenn er sich nicht fangen lassen will, durch Garn und Falle hereinzubringen."

In Folge des Gesprächs merkte Paul, daß der Minister von allen, auch den geringsten Umständen, die sich mit Paul in den letzten Wochen zugetragen, unterrichtet war. Mit gerunzelter Stirn, aber mit sanfter Stimme fragte er: „Haben

Sie die Schriften der Communisten gelesen?" Paul verneinte; er wußte gar nicht, daß es solche gäbe. „Nach welchen Büchern haben Sie denn Ihre Ideen ausgebildet?" fragte der alte Herr nach einer Pause. Paul gestand ihm mit einigem Erröthen, daß er fast gar nichts gelesen habe, daß er immer ein Feind aller Bücher gewesen, und daß es schwer gehalten habe, ihm eins in die Hand zu spielen.

„Sie wissen also vom System der Communisten und Socialisten nichts?"

„Nicht eine Sylbe."

„Aber Sie sind im Begriff, nach den Grundsätzen dieses Systems zu handeln."

„Davon hab' ich nichts gewußt. Ich glaubte lediglich meinem eigenen Antrieb zu folgen."

„Wie kamen Sie zu dem Entschluß?"

Paul ließ sich die Erlaubniß ertheilen, von seiner Jugend und deren ersten Eindrücken erzählen zu dürfen. Der Minister hörte freundlich zu und verbesserte hier und da etwas, wo Paul von seinem Vater sprach. Der alte Herr hatte nichts vergessen, und selbst der Legationsrath und dessen nicht sehr wichtige Lebensereignisse waren ihm im Gedächtniß geblieben. Dann bekannte unser Held freimüthig die frivole und müßige Existenz, die er bis jetzt geführt, und endlich gab er eine Skizze von Ignaz und Anselm.

Der Minister sah ihn lächelnd an und sagte: „Dies ist eine Bestätigung eines alten Satzes: die Ideen liegen in der

Luft. Sie haben sich Ihnen, mein liebes Kind, als Rheuma auf die Brust geworfen. Man hat Ihnen, als Sie sorglos und müßig spazieren gingen, eine Meinung über den Hals geworfen, und Sie glauben nun, ehrlich das Joch derselben tragen zu müssen."

Paul fühlte sich im Innersten beleidigt und verwundet von diesen Worten. Er antwortete nicht. Der Minister, der die Züge des Kummers, der Beschämung auf einem Gesichte sah, das so viel Edles, Frisches und ihm Wohlgefälliges zeigte, lenkte schnell ein, und ohne den frühern Zug des Sarkasmus im Antlitz sagte er: „Lassen Sie sich durch diesen kleinen Scherz nicht betrüben. Die größten Reformatoren sind auf ähnliche Weise für ihre Sache gewonnen worden. Sie wurden, indem sie dicht eingeschlossen in den Nebel weltlichen Leichtsinns und frivoler Thorheit sich befanden, plötzlich von dem Lichtstrahl berührt. Die Art und Weise, wie Sie bekehrt worden, mein junger Freund, ist kein Beweis, daß diese Bekehrung unecht ist, oder daß sie auf falsche Wege leitet."

Paul sah diesen wundersamen Mann, der vom Zucken seiner Mundwinkel den Gang seines Geschicks abhängig zu machen die Gewalt zu haben schien, mit einer Art Furcht und Entsetzen an. Was sollte nun noch Anderes kommen, als ein Verdammungsurtheil? Aber die Züge des alten Herrn belebten sich auffallend; es war, als leuchteten sie von einem innern Licht, das aus dem nicht gealterten Herzen strömte und von dem sich die weltliche Klugheit wider Willen mußte erwärmen und

durchdringen lassen. „Es ist wahr," sagte er endlich, „das Volk ist ohne Glauben und der Adel ist gesunken. Wollen Sie diesen beiden Uebelständen durch den Entschluß Ihrer freiwilligen Entsagung abhelfen?"

„Wie könnte ich stolz und beschränkt genug sein, eine so maßlose Hoffnung zu hegen?" sagte Paul. „Doch hat das Beispiel eines Einzelnen immerhin einigen Werth."

„Allerdings. Und dieses Beispiel kann groß und erhebend sein, wenn es Ihnen gelingt, es im Leben durchzuführen und durch Thaten zu bekräftigen. Sie werden dann zeigen, daß man im Kampf mit dem Geschick die Gesinnung, dieses Adelswappen jedes echten Mannes, bewähren kann, und das ist's, was unsere neuere Staatsmoral bezweckt, nur bringt sie ihre Lehren in Bücher, Sie in Thaten. Der Adel, der immerdar glaubt, seine Stärke und Würde bestehe nur im Besitzthum, wird lernen, daß sie in der Demuth besteht, die da zeigt, daß man einem großen gemeinsamen Zweck persönliche Interessen unterordnen muß. Er wird sehen, daß er seine Bedeutsamkeit und Macht nur da suchen muß, wo sie wirklich zu finden ist, in dem Anschluß an die Sache des Gemeinwohls."

„Eure Excellenz füllen meine Seele mit Muth und Entschlossenheit," rief Paul.

„Das Erbtheil der Jugend," entgegnete der Minister, indem er mit matter Hand einen Schlag in die Luft that. „Ich kenne das." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Gehen Sie

denn hin und suchen Sie durchzuführen, was Sie unternommen. Ich hab' mich gefreut, als ich von diesem Entschluß hörte; er ist einmal etwas Neues. Die Jugend ist so müßig; Krieg haben wir nicht, sie sollte öfters solche kleine Reisen unternehmen, nicht nach Indien und China, sondern in die nahe und nächste Strohhütte. Es ist wunderbar, wie unbekannt uns das Bekannte ist. Nun reisen Sie glücklich. Ich werde wohl gelegentlich hören, wie weit Sie gekommen."

Als Paul sich entfernt hatte, wurde nochmals die Thür geöffnet und der Diener bat im Auftrag seines Gebieters den Herrn, auf einen Augenblick zurückzukommen. Als der Jüngling eintrat, stand der Greis in der Mitte des Zimmers und sah ihm freundlich entgegen. Paul erwartete, was man ihm zu sagen habe, doch der Minister sagte lächelnd: „Ich habe Sie nur nochmals ansehen wollen; Sie haben ein so gutes Gesicht, wie man's heutzutage selten sieht. Jetzt gehen Sie, mein liebes Kind; jetzt gehen Sie!"

Paul stieg die Treppe herab, ungewiß, ob er dem Alten zürnen, oder ob er sich durch diesen Empfang geehrt und aufgemuntert fühlen sollte. Er hatte ein entschiedenes Abweisen seiner Ansichten erwartet, und dem zufolge sich schon in Bereitschaft gehalten, eine feurige und pathetische Rede zu Gunsten der Menschheit, gegenüber der engherzigen und herrschsüchtigen Selbstsucht eines pedantischen Staatsmanns, zu halten, und sah sich jetzt wider Vermuthen aufgemuntert, mit Sanftmuth getadelt, und dann sogar durch Lob unterstützt.

Die letzten Worte des wunderlichen Alten: „Ich werde gelegentlich schon hören, wie weit Sie gekommen," waren ein empfindlicher Dorn in unsers Helden Brust. „Man glaubt mir nicht," sagte er zu sich selbst. „Es ist jetzt meine Aufgabe, meine Worte wahr zu machen."

Als er eben in den Reisewagen steigen wollte, wurde ihm noch ein Brief gebracht. Er war von der Unbekannten, und als Paul das Couvert öffnete, fiel ein kleines goldenes, sehr zierlich gearbeitetes Kettchen heraus, das als Armband getragen werden konnte. Die Worte des Briefes lauteten: „Ich bin nicht ganz ohne weltliche Macht. Wenn Sie oder Ihre Freunde in Noth und Gefahr kommen, so zeigen Sie die beiliegende Kette dem Juwelier Heinrich Simon vor, er wird Vollstrecker der Befehle sein, die ich ihm dann in diesem Fall zukommen lasse. Noch einmal, denken Sie an die Devise unseres Bundes: Kraft, Muth, Verschwiegenheit."

Paul betrachtete mit Entzücken diese Zeilen, als er aus dem Thore Berlins hinaus fuhr. Er glaubte hoffen zu dürfen, daß sie ein Talisman seien, der ihn vor Entmuthigung und Gefahren schützte.

In einiger Entfernung vor der Stadt begegnete dem Reisenden ein eleganter Wagen mit fürstlichem Wappen und eben solcher Livree, der schnell an ihnen vorüber fuhr. Zwei Damen und ein Herr, der den Rücksitz einnahm, saßen drin. Paul glaubte die Unbekannte zu erkennen. Aber der Moment war zu flüchtig; die Bäume der Chaussee verdeckten den

Wagen bald, und er konnte auch rückschauend nichts mehr von den Personen sehen. Nur das Wehen eines weißen Schleiers wurde ihm hier und da sichtbar.

Einundzwanzigstes Capitel.

Enthält Blätter aus dem Tagebuche einer jungen Dame.

Während wir unsern Helden in sein altes Stammschloß entlassen, um ihn dort seine Anordnungen treffen zu lassen, schlagen wir dem Leser vor, sich mittlerweile damit zu beschäftigen, in dem Tagebuche einer jungen Dame zu blättern, die ihm nicht unbekannt ist, und die, vielleicht schon nach dem Wenigen, was er von ihr weiß, sein Interesse in Anspruch genommen hat.

Hermance de Romilly bemerkte wenige Tage, nachdem Paul das Gebirge verlassen hatte, Folgendes in den verschwiegenen Blättern ihrer weltlichen Beichte, wie sie ihr Tagebuch nannte. — Er ist fort. Ignaz hat mir Alles getreulich berichtet. Ich weiß um seine letzten Tage und Stunden. Er ist wirklich nun in die Welt gezogen, um die Träume seiner Einsamkeit wahr zu machen. Ach, er nimmt die Hälfte meines Herzens und den bessern Theil meines Geistes mit sich.

Wie, liebe ich ihn denn? Hab' ich etwa die Gelübde gebrochen, die ich mir in einer ewig denkwürdigen Stunde ablegte?

Nein. Wenn ich sagte, daß mein Herz zur Hälfte ihm gehört, so ist das so zu verstehen, daß diese Hälfte immer einem, gleichviel welchem meiner Mitbrüder oder Mitschwestern gehört. Dieser verschenkbare Antheil war zufällig zu vergeben, und er hat ihn erhalten. Das ist keine Liebe, das wird nie eine Liebe werden.

Aber meinen Geist setzt er in wirbelnde Bewegung. Ich hab' ihn für ein launenhaftes Kind gehalten und er macht plötzlich die Ansprüche, ein bewundernswürdiger Mann zu sein. Denn bewunderungswürdig nenne ich diesen Entschluß. Er wird ihn nicht ausführen. Gleichviel, er hat ihn gefaßt. Elfried hat den Brief, den er ihm gleich nach Ergreifung der Idee, noch ganz warm vom Feuer derselben, geschrieben, der Schwester übersendet; sie hat ihn mir gezeigt und ich hab' ihn abgeschrieben und bewahrt. Einst wenn die Welt mich noch heftiger anekeln wird, als sie es jetzt schon thut, werde ich diesen Brief lesen und mir an ihm Trost entzünden. Elfried schreibt, daß man sich in den Kreisen der Hauptstadt in Spott über ihn ergießt, daß seine Freunde ihn nicht wieder sehen wollen, daß man sich vor seiner Annäherung wie vor der eines Paria hütet; ich wußte das. Sein Verbrechen ist entsetzlich, seine Thorheit ist unheilbar — er will arm sein. Er *will* es sein; welch' ein Wahnsinn! Man *wird* wohl arm, man wird hineingestoßen in dies Elend alles Elends — aber welcher Mensch *will* es sein? Welcher Mensch giebt mit Willen und Vorsatz *das* hin, was

die Welt ihren einzigen und wahrhaften Gott nennt? Wie entsetzlich und haarsträubend ist dieser Wahnsinn. Ich begreife, daß man den, der damit behaftet ist, wie einen Pestkranken flieht.

Aber ist der Grund dieser heldenmüthigen Aufopferung nicht am Ende kleinliche Eitelkeit, Verlangen, in einer bedeutungslosen Umgebung bedeutend zu erscheinen? der Wunsch, die Welt von sich sprechen zu machen, wenn es auch nur in Spott und Tadel geschieht? Ich bin nicht ganz gewiß meiner Sache, ob dies nicht bei meinem Freunde der Fall ist. Zwar ich hab' ihn beobachtet, ich habe durch sein klares Auge in den Grund seiner Seele geschaut — damals, als ich die letzte leidenschaftliche Scene mit ihm am Abhang des Waldes hatte, in dessen Dunkel er mir auf immer verschwand. Hätte ich ihm damals Hingebung gezeigt, er wäre auf immer mein gewesen; er hätte mir diesen Brief geschrieben, den er jetzt meinem Freunde geschrieben hat, der ihn nicht versteht. Es verlangte ihn, eine Seele zu finden, die das Treiben der Gewalten in ihm zur Ordnung und Ruhe brachte. Doch ich selbst war ohne Ruhe und Ordnung in meiner Seele. Ja, ich will es bekennen, die Kälte, die ich mir angeeignet hatte, war nur noch scheinbar. Das Mißtrauen war eingeschläfert. Wie unglücklich hätte ich werden können, wenn mich nicht ein Augenblick Bedachtsamkeit gerettet hätte. Er ließ mich stehen und floh in den Wald. Er und ich, wir Beide waren gerettet. Noch waren die Früchte nicht

gereift, wir hätten sie vor der Zeit vom Baume geschüttelt. Jetzt bin ich zufrieden, daß ich ihn nicht anhörte. Er bedarf anderer Rathgeber. Die Wüste, in die er flieht, muß ihn mit allen ihren Schrecken aufnehmen.

Jetzt ist sein Entschluß ganz sein eigen. Hätte ich mich ihm mitgetheilt, er hätte diesen Entschluß von mir erhalten, und ich hätte ihn dann weniger geachtet. Denn aus sich selbst heraus muß der Mann das werden, was er sein soll. Die Liebe einer Frau ist nur der endliche Dank, und selbst diesen, wie jeden andern Dank muß er entbehren können.

Ich sagte, daß er den Entschluß von mir erhalten haben würde, und ich bekenne, daß ich einen ähnlichen Plan schon längst bei mir herumgetragen. Aber was vermag ein Weib? Sie kann zwar ebenfalls mit der Gemeinheit und Thorheit der Welt kämpfen, aber dieser Kampf bleibt ohne den Sieg, den die öffentliche Meinung nur dem Manne zugesteht. Sie geht mit ihren Schmerzen und Wundmaalen spurlos unter; nicht einmal die Märtyrkrone des Spottes erwirbt sie sich.

Ignaz hat mir genau den Moment beschreiben müssen, als die Drei um Mitternacht beisammen saßen. Er hat mir die Rede wiederholt, die Paul gehalten, und sein Aeußeres, seine Haltung, seine Miene geschildert. Nach seiner Aussage hat der Redner wie ein junger Gott ausgesehen. Alles an ihm Leben, sprühende Begeisterung, trunkenes Feuer. Es war das Erwachen einer bis daher schlaftrunkenen und taumelnden Seele. Vorher hatte er Nächte lang im Walde zugebracht.

— Ja, ich besinne mich — in Berlin fand ich ihn mehr als einmal in träumerischer Stimmung. Es lag über sein schönes dunkeles Auge jene Wolke der Zukunft gebreitet, aus der das düstre Feuer dieser Blitze, die jetzt ihn umleuchtet und entzündet haben, schon damals leuchtete. Seine Thorheit, sein Lachen, sein wilder Leichtsinn hatten einen unheimlichen Hintergrund von Trauer und Wahnsinn. Alles, was er that, schien nur zu geschehen, um eine innere, ewig mahnende Stimme zu übertönen. Und dies nennen die Menschen eine Laune, eine vorübergehende Thorheit. Ich kenne meinen Freund besser.

Es giebt Naturen, die der Reichthum erdrückt, die durch den Glanz und das Behagen ihrer Existenz um den wahren echten Inhalt derselben kommen. Sie thun wohl daran, mit einem Sprunge der Gefahr zu entschlüpfen.

Dieser Ignaz ist eine Natur voll Aufopferung und Treue. Es kommt darauf an, wie das Schicksal ihn leitet, um ihn entweder zu einem ehrenhaften Bekenner der Wahrheit oder zu einem großen Verbrecher zu machen. Ich lernte ihn kennen, indem eine seiner Stiefschwestern der unglücklichen Rosalie zur Wärterin und Pflegerin beigegeben worden ist. Diese arme Blinde fühlt großes Zutrauen zu dem ehrlichen Landmädchen. Eines Tages ließ ich mich mit ihr in ein Gespräch ein und fand seltsame Ansichten und Aussprüche; als ich näher nachforschte, gestand sie mir, daß sie nur nachspräche, was sie ihren Halbbruder habe sagen hören. Bald darauf

traf ich mit diesem jungen Philosophen aus dem Volk zusammen. Ich kann mir denken, daß sein Wesen auf meinen Freund einen besondern Einfluß geübt. Es giebt Menschen, die, lange bevor wir persönlich mit ihnen bekannt werden, gleichsam schon den Schatten ihrer Existenz auf uns werfen.

Herr von Remy (Anselm) ist seit langer Zeit nicht mehr im Schlosse gesehen worden. Frau von Somsdorff fürchtet für ihn, ohne es gestehen zu wollen. Sie hat Briefe von ihm empfangen, die für sie, der Himmel weiß, welche Unglückspost enthielten. Auch in ihm scheint eine große und wichtige Veränderung vorgegangen zu sein. Ich besinne mich, daß er, als ich ihn zum letzten Mal ohne Zeugen sprach, in einer seltsamen und geheimnißvollen Weise von mir Abschied nahm.

Wie hätte ich denken sollen, daß es um mich her solch einen Krieg geben könne. Die Menschen schienen mir in diesem Lande des Eises und der Indifferenz so starr, so unbeweglich, so maschinenhaft. Sie bewegten sich nach Maßgabe der Wirkung des Hebels, den man anlegte, sie kamen wie bei einem wohlberechneten Uhrwerk nie aus ihrem Geleise. Wie der Sohn heute handelte, so hatte der Vater vor dreißig, der Großvater vor funfzig Jahren gehandelt, und grade so konnte man sicher annehmen, würde der Urenkel nun hundert Jahre nach uns handeln. In Deutschland ist die Stabilität Sache der Nation. Und doch unter dieser starren Decke

wie viel Krieg der Meinungen, wie viel Einzelnes und Besonderes.

Ich werde über diesen jungen Mann nicht mehr nachgrübeln. Er mag nun eitel, thöricht oder weise sein; er geht mich nichts an. Er mag seine Straße wandeln; auch er wird bald genug wieder in das Geleise der Gewöhnlichkeit, des alt Hergebrachten zurückkehren. Die Civilisation hat zu starke Lockmittel, um daß die Jugend, die immer genußsüchtig und eitel ist, ihr auf die Länge widerstände. Auch dieser Paul wird eines Tages ein Mann sein, wie sie alle sind, die Vorurtheile in Schutz nehmend, die er jetzt verfolgt, und über die Thorheiten und die Scheinbilder seiner Jugend spottend.

Und er ist jetzt so schön, weil er so jung ist.

Die echte wahre Jugend ist das Wachsein der Seele. Der Duft der Zukunft, der über dem Kelch der Blume schwebt; die Flamme über der Lilie.

Ich werde aus diesen Salons, aus diesem kleinen unruhigen Kriege um mich her, aus diesem Durcheinander von gesenkten Blicken, schamgefärbten Wangen, Thränen, zitternden Lippen und sarkastischem Lächeln in mein altes Wunderland, in die Beduinenwüste flüchten. Im Geist schwing' ich mich auf das arabische Roß und lass' die Wunder der magischen Zone an mir vorüber gleiten. Da bin ich wieder, wie damals, frei und glücklich. Warum kam ich allein zurück, warum blieb ich nicht bei ihm, der meine Seele, mein

Herz, mein Leben war? Ich hätte die Hüterin seines Grabes sein sollen. Ich habe meinen Beruf verfehlt.

Und dennoch — ist das Leben dem Grabe nicht überlegen? Wenn ich hier ein Leben finde, das ich überwachen, dessen Hüter ich sein kann — ist dies nicht viel, viel mehr als eines Todten Ruhestätte mit nutzlosem Dienste versehen? — Wohlan denn, ich will's versuchen, ich will mich dem Leben nicht entziehen, das mich gebieterisch wieder in seine Kreise zieht! —

Es ist spät — um Mitternacht! Der neue Tag bricht an; ich lösche die Lampe. Werd' ich Tröstliches erschauen? Gleichviel, mein Loos ist geworfen; ich muß dem Rufe meines Freundes folgen. Ich folge. — —

Hiermit schließen wir das Fragment aus dem Tagebuche und wenden uns den Begebenheiten unseres Helden wieder zu.

Ende des ersten Theiles.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander <<von>>,

Paul

Bd.: 1

Leipzig (1845)

P.o.germ. 1420 dd-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120715-2